

Der Heimatschriftsteller

**VALENTIN PFEIFER**

und sein Buch

**SPESSARTVOLK**

Sitte und Brauch

# **SPESSARTVOLK**

## **Sitte und Brauch**

1929

Das Buch wurde durch den Heimat- und Museumsverein Elsenfeld digitalisiert.  
1. Vorsitzender Stefan Weigand, Elsenfeld.

Nachbearbeitung durch Stefan Weigand und Otto Pfeifer.  
Ergänzungen [...]: Otto Pfeifer, Sommerau

Nachdruck mit Ergänzungen.  
Anmerkung: Das Inhaltsverzeichnis wurde vom Ende auf den Anfang gesetzt.

2021

## **Valentin Pfeifer**



Aus der Festschrift zur 600-Jahrfeier der Stadt Lohr a. Main von 1936.

# Inhalts-Verzeichnis

	Seite
Impressum / Vorbemerkung	4
<b>Teil 1 – SPESSARTVOLK</b>	<b>7</b>
Vorwort	8
Advent	9
Spessarter Nikolaus	12
Weihnachten	13
Rauhnächte	20
Silvester	21
Neujahr	22
Dreikönig	25
Sebastianus	28
Besondere Tage im Februar	29
Fastnacht	32
Heio, Sommertag!	36
Spiel: Sommer und Winter	38
Die Karwoche	39
Ostern	44
Erster April	45
Walpurgis	46
Christi Himmelfahrt	53
Pfingsten	54
Dreifaltigkeit	57
Kannsfeuer	57
Sommernöte im Spessart, Maintal und Odenwald	59
Heidelbeerernte	61
Gewitter	66
Ernte, Feldbau, Wetterregeln, Erntefest	68
Maria Würzweihe	72
Dickfest (Kirchenpatronsfest)	74
Schlachtfest	76
Kirchweih	77
Aberglaube in der Volksmedizin	82
Nachwort	94
<b>Teil 2 – Valentin Pfeifer</b>	<b>97</b>
Prolog	98
Lebenslauf – sowie sein Umfeld in Aschaffenburg, Sommerau und Umgebung im unteren Elsavatal	99
Autor Otto Pfeifer	231
<b>Teil 3 – Ein Beitrag von Alexander Karpf</b>	<b>233</b>
Die literarischen Wurzeln des Valentin Pfeifer	
Schlusswort / Anhang	243

## Impressum

Autor und Herausgeber: Otto Pfeifer, Listweg 6, 63863 Eschau-Sommerau.  
Telefon: 09374-1754, E-Mail: otto-pfeifer@gmx.de

Historische Fotos/Ansichtskarten: Sammlung Otto Pfeifer und Thorsten Völker, Eschau.

Aktuelle Fotos: *Denkmalpflegerischer Erhebungsbogen (DEB)*, – DEB 2009; Alex Heiter, Mönchberg; Roland Bappert, Zeuzleben; Alexander Karpf, Aschaffenburg, Michael Häfner, Dreieich; Main-Echo; Otto Pfeifer.

Buchdekorationen von Alois Bergmann-Franken, Glattbach,  
aus dem BAYERNHEFT Nr. 16 – „**Spessart**“ - (um 1930)  
und aus der Festschrift zur 600-Jahrfeier der Stadt Lohr a. Main von 1936.

Alle Rechte liegen bei den Bildgebern.

Copyright © 2021 bei Otto Pfeifer.

## Vorbemerkung

Im Jahr 2019 fragte mich Stefan Weigand, Vorsitzender des Heimat- und Museumsvereins Elsenfeld, ob ich das Buch „SPESSARTVOLK Sitte und Brauch“ von 1929, von Valentin Pfeifer habe. Stefan wollte dieses Buch an ein Institut geben um es digitalisieren zu lassen. Er war der Ansicht, in einer digitalisierten Ausgabe leichter bestimmte Orte oder Sachverhalte zu finden, was nachvollziehbar und richtig ist. So brachte ich Stefan Weigand Anfang 2020 das Buch und einige Wochen später lag das noch sehr fehlerbehaftete „Digitalisat“ vor. In stundenlanger Arbeit korrigierte Stefan das digitale „Druckwerk“ und stellte es mir zur Verfügung.

Nun kam mir die Idee, das wertvolle Buch, das leider nicht den Bekanntheitsgrad der „Spessart-Sagen“ erreichte, in einer kleinen Auflage drucken zu lassen, denn viele Leserinnen und Leser schätzen das reale Buch, wie Valentin Pfeifers Enkelin Isolde in Wesseling und mein Vetter Bruno Geißel in Aschaffenburg.

Ein zweiter Teil des Buches ist dem Autor Valentin Pfeifer, meinem Großonkel gewidmet; mit einem Lebenslauf, seinem Lebensumfeld in Aschaffenburg sowie im unteren Elsavatal. Mit seinen eigenen Veröffentlichungen versehen, kommt hier Valentin selbst zu Wort. Außerdem ergänzen Bilder in einem bunten Reigen, ohne strenge Ordnung, diese Publikationen und veranschaulichen das engere Lebensumfeld von Valentin Pfeifer in seinem geliebten Spessart.

Den dritten Teil steuert mein Vetter Alexander Karpf aus Aschaffenburg bei. Alexander hat sich mit der Geschichte der Familie Pfeifer beschäftigt, und dabei sehr interessante Entdeckungen gemacht.

So kann ich den Leserinnen und Lesern das Buch

**„SPESSARTVOLK“ und seinen Autor Valentin Pfeifer – NEU – präsentieren.**

Herzlichen Dank an Stefan Weigand in Elsenfeld für die umfangreichen Vorarbeiten und an meinen Vetter Bruno Geißel für die kritische Beratung. Ein besonderer Dank geht an Alexander Karpf, für die Umschlaggestaltung, Bildbearbeitung und Druckvorbereitung.

Eschau-Sommerau, im November 2021

Otto Pfeifer

Der Heimatschriftsteller

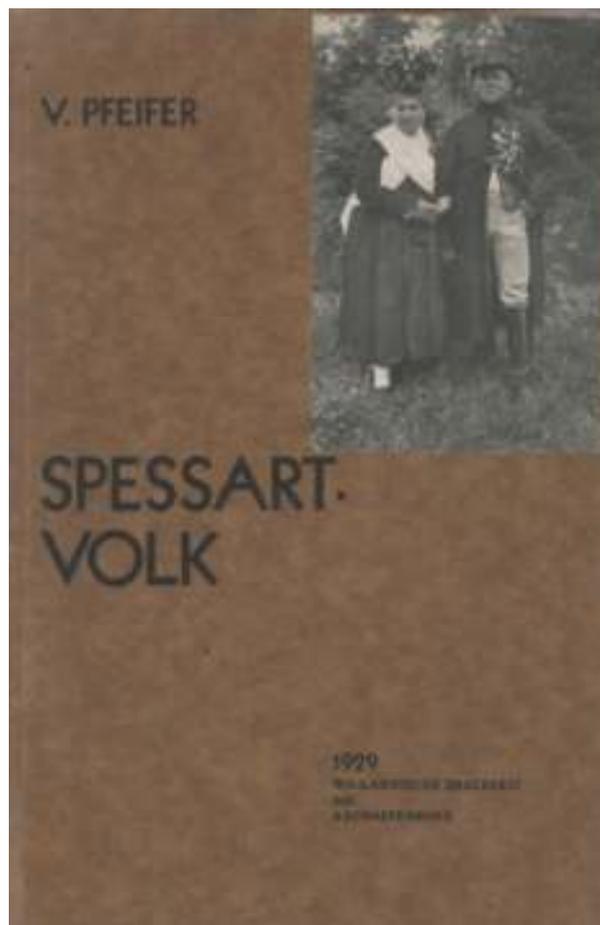
# VALENTIN PFEIFER

und sein Buch

## SPESSARTVOLK

Sitte und Brauch

1929



Otto Pfeifer



# SPESSARTVOLK

Sitte und Brauch

**Valentin Pfeifer**

1929

Wailandsche Druckerei AG.

Aschaffenburg



Dem verdienstvollen  
Heimatforscher und Spessartfreunde  
Herrn Sanitätsrat Dr. Kihn  
gewidmet.

## **Vorwort**

Allerwärts strebt der Sammelfleiß, die Reste volkstümlicher Sitten dem völligen Vergessen zu entreißen, denn in den letzten Jahrzehnten fanden die meisten altväterlichen Bräuche keine Stätte mehr und wankten – entstellt im Laufe der Jahrhunderte – für immer in die Vergangenheit. Könnte mit dem untergehenden Brauche nicht auch ein wichtiges Stück alten Volksglaubens noch unerforscht versinken? Jedenfalls spiegelt die Sitte eines Volkes dessen Glauben und wirft, falls sie in urdenkliche Zeiten reicht, ein willkommenes Dämmerlicht ins Dunkel altdeutscher Mythologie.

Darum schon dünkte mich's der Streife wert nach Brauch und Glauben in den Tälern meiner Spessartheimat und in den milden Gehegen der angrenzenden Odenwaldgebiete, wenn auch nur mehr spärliche Überreste sich bieten, gleich losen, verdorrten Zweigen des einst mächtigen, grünenden Baumes.

Ich hatte manch fröhliches Stündlein beim Wandern durchs volkskundliche Feld. Und herzliche Freude gaben mir zuweilen die Gespräche mit den alten knorzigen Männern unseres Waldgebirges.

Wer die Überbleibsel einstiger Sitten sammelt, braucht diesen deshalb nicht nachzutruern. Es wäre töricht, das Aussterben früherer Bräuche zu beklagen, welche ja doch von der neuen Zeit nicht verstanden würden und Form ohne Inhalt bleiben müssten.

Freilich, unser kulturgeschichtliches Interesse sollte, wie schon oben erwähnt, dahingegangene Sitt' und Art beanspruchen dürfen.

**Der Verfasser.**

[Valentin Pfeifer]

## Advent

Immer länger triumphiert die Nacht und düstert selbst durch den schmal gewordenen Tag. Ihr Bundesgenosse, der graue Nebel, schlängelt sich vom Wald in die Lüfte, steigt aus dem Tale und zieht über die leeren Felder. Auf diesen ist's nun einsam und still; denn der Landmann hat abgeerntet. Die Flur liegt zum Sterben bereit. Dafür regt sich jetzt nach altem Volksglauben das unheimliche Geisterleben. Bei grausigem Dunkel, in Sturmesnächten wagen sich die gespenstischen Gestalten in Erdennähe und schrecken die Menschen. Welcher Spuk ängstigte einst den Spessarter während der nebelgrauen Adventszeit? Das war vor allem der wilde Jäger, wohl im Heidentum der Herrscher zu Walhall und hernach von christlichem Denken zum wütenden Unhold degradiert, verzerrt. In der stockfinsternen Andresennacht fuhr einmal der Salzaugust von Frammersbach gegen Wiesthal und er war schon auf der Höhe in der Nähe der alten Kapelle, als plötzlich ein Brausen hinter ihm erscholl. Er wandte sich um und erblickte – das wilde Heer. Der wilde Jäger langte gerade von seinem weißen Gaul herunter. Blitzschnell duckte sich der Salzaugust in den Wagen und die wilde Jagd sauste ohne Schaden darüber hin.

Zu Großwallstadt rief eine Stimme durch die Wetternacht: Hannadam (Johann Adam) hol mich! Hannadam fuhr über. Mehr als hundert Hunde warteten am jenseitigen Ufer, sodass der Schiffer dreimal übersetzen musste. Als die letzten der Meute in den Kahn sprangen, sagte der Jäger: Hannadam, dort ist dein Lohn! und zeigte auf das Sitzbrett. Der wilde Jäger zog weiter. Hannadam suchte nach Geld und fand nichts. Nun begann er zu fluchen. An der Stelle, wo der satanische Jäger angeblich die Münzen hingelegt hatte, fand Hannadam die Spur einer Hand eingebrannt. Dieser Fährmann soll der Urgroßvater des Schiffers Markert gewesen sein.

Weiter schaute des Spessarters Phantasie im Advent die zierlichen Elfen, welche nächtens auf der feuchten Waldwiese festlichen Ball hielten. Wirrgestaltige Nebelfetzen schwebten über den Tanzplatz, vom abergläubischen Blick des Volkes für Elfenschleier gehalten. Das Elfenröbel jagte vom Kloster Himmelthal den Elsavagrund herauf und wer zufällig aus dem schützenden Hause ins Dunkel blickte und den Elfenreiter vorüberrasen sah, der schlug voller Entsetzen das Fenster zu und bekreuzte sich. 1)

Drachen wären in der Adventszeit über die Häuser geflogen, hatte mir die Großmutter erzählt, und sie wären so lang wie ein Heubaum gewesen. Zu Heimbuchenthal hätte der Drache einen feurigen Schweif gehabt und das Ungetüm wäre allemal hinterm Berg verschwunden.

In der adventlichen Mitternacht zeigten sich auch feurige Männer; die tanzten gar miteinander auf dem „Wirbel“, einem Hügel zwischen Eschau und Mönchberg, dort, wo die Eschauer Gemeinde einen kleinen Waldstreifen ihr Eigentum nennen darf. Einst gingen zwei Mädchen von Aschaffenburg heim nach Großwallstadt. Sie schritten über den sogen. „Sandweg“ und sahen auf der Großwallstadter Straße einen feurigen Mann. Ein Mädchen rief: „Irrwisch, komme und leuchte uns!“ Und das Licht leuchtete ihnen, bis sie zum Tore hinein waren. Aber das Mädchen, das in frevelndem Übermute nach dem feurigen Manne gerufen hatte, fiel am Elternhause tot nieder.

Zwischen Obernburg und Pflaumheim liegt die Waldabteilung „Orlis“. Der Orlis galt früher als Opferstätte der alten Germanen. Bis in die neuere Zeit (18. Jahrhundert) war er gemeinsamer Weideplatz der sämtlichen Bachgaugemeinden. Nach einem langen Prozesse wurde er 1798 aufgeteilt. Bei dieser Abgrenzung soll ein Vierrichter (Feldgeschworener) unehrlich gehandelt haben. Von dem berichtet die Sage: Wer von Pflaumheim im Advent vor Tagläuten nach Obernburg geht, hört im „Orlis“ die Klagerufe: Hei, Hei! Folgt man dem Ruf, so erblickt man einen feurigen Mann, der sich an einem Markstein zu schaffen macht und die Leute im Wald irreführt, wenn sie nicht eilig davonlaufen. Dieser Mann soll jener Vierrichter sein, der beim Verteilen des Gebietes heimlich den Grenzstein zum Nachteile Pflaumheims versetzt hatte.

---

1) Siehe auch: Adrian, „Elfenröbel“ im Mainkalender 1921

Es geisterten Irrlichter von Elsenfeld über die Gemarkung nach den Rücker Weinbergen hin, um hier plötzlich im Boden zu versinken. Der Kerns Brenner von Schippach, welcher seinen Branntwein nach Aschaffenburg verkaufte, sagte einmal: Man darf's nicht glauben und soll's nicht glauben, es ist aber doch so: „Wie der Schnapsbrenner Kern an der Dammswiese hinausfuhr, heimwärts gegen Schippach, da stand plötzlich ein schwarzer Mann bei ihm; blieb der Brenner steh'n, so stand auch der Schwarze. Dieser folgte bis zur Kreuzmühle. Dann tat's im Walde einen Krach und die Erscheinung war fort.“ Anderen Fuhrleuten soll der gespenstische Mann bis zur Kreuzmühle auf dem Wagen gesessen sein.

Zwischen Faulbach und Hasloch befindet sich der bekannte „Hullestein“. Da blinkte ein Feuer durchs Dunkel und wer sich getraute an die züngelnden Flammen zu rühren, der hatte funkendes Gold in Händen. Ein alter Fuhrmann versicherte, in der Nähe des Hullesteins wäre manchmal sein Wagen stecken geblieben, ohne dass dieser schwerere Ladung als sonst getragen hätte. Und der achtzigjährige „Julesvetter“ aus Faulbach sagte mir: Ich war in meinem ganzen Leben kein Angsthase gewesen. Einmal aber fuhr ich im Advent Stämme von Hasloch herunter. Beim Hullestein stieg jemand auf meinen Wagen, sprach jedoch kein Sterbenswörtchen. Das ist ein Gespenst! dachte ich und wahrhaftig die Angst rüttelte mich. Nicht weit von der berühmten, großen Faulbacher Linde, wo der Weg ansteigt, sprang das „Gespenst“ ab. Und wer war's nun? Der Schlotfeger von Stadtprozelten. Aber ich war in Schweiß gebadet durch die ausgestandene Angst, weil der Mann gerade an der verrufenen Stelle aufs Fuhrwerk sprang.

Der Spessartwanderer kennt die Zwieselmühle. Hierher verlegte der Volksaberglaube die Zusammenkunft der Geister in schaurigen Adventsnächten. Das „finstere Eck“ hieß allgemein jener Ort. Aber letzter Zeit – sprach eine noch lebende, 87jährige Faulbacher Frau – wurde das Gespenstern „verbetet“, damit die Geister in der Hölle verbleiben müssten und nicht mehr zur Erde zurückkehren könnten. Ein Papst Pius hätte das Gebet auf dem ganzen Erdball befohlen. Man erkennt also, dass die heidnische Meinung, der Geist könnte sich nie vollkommen vom Körper und von der Erde trennen, bis ins 20. Jahrhundert hineinragt.

Eine Erinnerung aus meiner Kindheit [in Sommerau] erwacht. Ich holte jeden Abend – Sommers und Winters – eine Stütze Wasser am Wiesenquell außerhalb des Dorfes, am „Gänsebrunnen“. Zur Adventszeit eilte ich furchtsam dem Brunnlein zu, weil dort, hinter den Weidenbüschen versteckt, während des Adventmonats die „Ambeditchen“ hausen sollten. Wer waren diese? Schelmische Geisterwesen, neckische Kobolde, die mit nächtlichen Wanderern Schabernack trieben. Manch einem sprangen sie auf den Rücken, um sich gemächlich tragen zu lassen. Nicht selten nahmen sie Froschart an und hüpfen vor den Leuten her. Vor allem ward der schwankende, heimkehrende Zecher gehänselt, gezwickt und gezwackt oder mit Stangen gestoßen. Es lag wohl die Meinung nahe, dass die Stange von einer Hand aus Fleisch und Bein gelenkt wurde. Doch, wer wollte dies beweisen? Der Betrunkene, dem es sowieso vor den Augen kreiste! Zuweilen hörte man hinter dem Weidengesträuch einen Lärm, als ob eine Gießkanne zerschlagen würde. Und wiederum war ein Gezisch wie von Schlangen oder spöttisches Gelächter und Kichern vernommen. Besonderen Ulk verübten damals die Ambeditchen an der Straßenkreuzung, wo die Wege von Himmelthal, Streit und Eschau zusammenführen. Mit Beginn des [I.] Weltkrieges endeten die Kobolde ihr neckisches Treiben. Gewiss schien auch ihnen die Zeiten zu ernst für Schnaken und Schnurren.

Spuk über Spuk schauerte nach früherem Volksglauben durch die Finsternis des Advents. Ein Richelbacher Bauer (bei Miltenberg) hatte sich im Walde verspätet und ward draußen von der Nacht überrascht. Da lagen vor ihm Stamm an Stamm und sperrten den Weg. Beim Hinausgehen hatte der Mann keinen einzigen Baumstamm liegen sehen und nun hinderte ihn eine ganze Anzahl am Heimwärtsschreiten. Er musste über jeden hinwegsteigen und das Grauen bleichte ihm die Haare. Nächsten Tages lief er nochmal in den Wald, um nach den Baumstämmen zu schauen; allein es lagen keine da.

Wirklich, just überall schuf einst abergläubische Furcht die Gespenster. Den Berg bei Hofstetten umkreiste auf schwarzem Ross ohne Ende jener Kaplan, der zur Reformationszeit die Gemeinde Hofstetten zum Abfall bewog. (Seitdem soll der Kirchturm des Dorfes schief stehen!)

Auf dem Kreuzbuckel, über den am Markustage die Sommerauer Prozession gen Himmelthal wallt, erschaute man das graue Männchen mit der Zipfelmütze, unterhalb Eichelsbach im Kinzbachtal „wewerte“ das „Kinzbichfraale“ und vom Hesselsberg winkte ein gespenstischer Mann durch Waldesdickicht den erschreckten Wanderern zu, die in Dezembernächten die Straße nach Hobbach gingen.

Advent! Die Sehnsucht nach lichterem Tagen, nach der Sonnenwende schwingt durchs Menschengemüt. Der Christ ruft nach dem Erlöser, der in nächtlichster Nacht in der größten Finsternis erscheint und banger Hoffnung beseligende Erfüllung bringt. „Das Licht kommt in die Finsternis“, erzählt der Evangelist. Da hat sich z. B. auch in der Stadt Aschaffenburg ein schöner Brauch erhalten. Die Mutter kauft den Adventskranz 2) oder windet ihn selbst und schmückt ihn mit Bändern und vier roten oder andersfarbigen Kerzen. Am Abend des ersten Adventssonntags wird die erste Kerze angezündet, am zweiten Adventssonntag brennen zwei Kerzen, den Sonntag darauf wächst das Licht zu dreifachem Kerzenschein an und am letzten Adventssonntag leuchten alle vier Kerzen durchs Zimmerdunkel und ihr Strahlenschimmer webt seine Lichtfäden bis in die Ecke dort, wo schon der Weihnachtsbaum des Putzes harret und in wenigen Tagen aufflammen wird bei Jubel und Lobgesang zum Gedächtnis des göttlichen Kindes von Bethlehem.

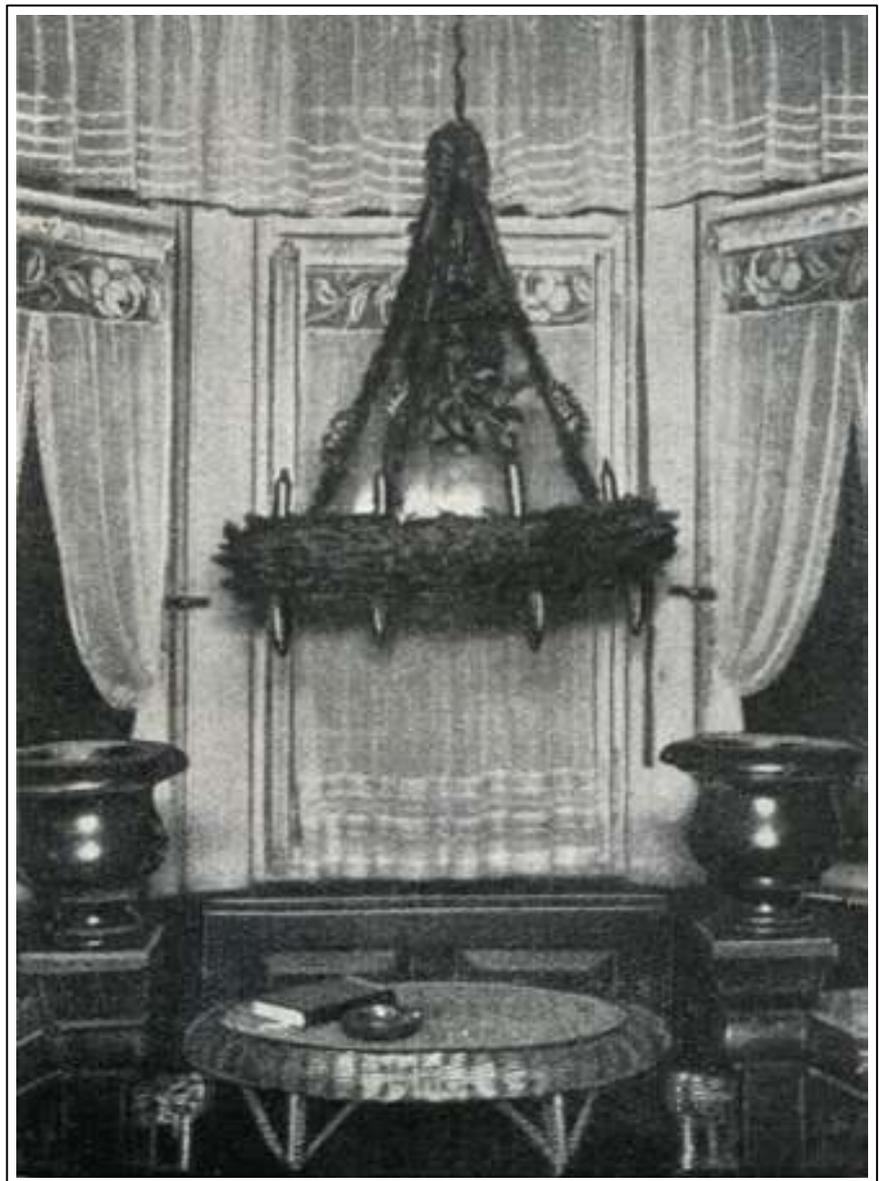


Photo Josef Becker, Aschaffenburg

[Valentins Wohnung  
in der Hanauer Straße 14]

---

2) Im Odenwald (Neunkirchen, Richelbach) brennen die „Adventslichter“.

## Der Spessarter Nikolaus

Nikolaus, heil'ger Mann, zieh die großen Stiefel an, reise nach Spanien, bring Äpfel und Kastanien; bring den braven Kindern was, die bösen lässt du laufen, die mögen sich was kaufen!

Diesen Spruch rufen die Kinder in mächtiger Erwartungsfreude schon etliche Tage, bevor die Erinnerungsgestalt an den volkstümlichen Heiligen erscheint. In der Stadt mag sich der Nikolaus wohl zeigen mit Mitra und Stab; draußen in den Spessartdörfern jedoch ist es eigentlich nur der Name, welcher an den mildtätigen Kirchenfürsten von Myra (Kleinasien) erinnert. Auf dem Dorfe erscheint der „Nikeloos“ im „Bannes“, dem dicken Bauernmantel und unter dem Schlapphute (oder unter dem haarigen „Angstrohr“), quellen dichte Wergsträhnen hervor, die das Gesicht verdecken und bis zur Brust hinunterbaumeln. In der Hand führt er statt des goldglänzenden Stabes die rauhe Latte. Es ist also durchaus keine ehrwürdige, freundliche Gestalt, in welcher der Spessarter „Nikeloos“ durch die nächtlichen Gassen, von Stube zu Stube wandert. Fürchtet sich nun die Jugend vor dem so ruppig aussehenden Polterer? Gar nicht so sehr. Es ist, als ahne sie mit dem noch ungetrübten Kindergefühl, dass unter dem dicken, abgetragenen Mantel ein warmes, braves Herz schlägt, dass sich unter der zottigen Werglarve ein kinderfreundlicher, gutmütiger Blick verbirgt. Und ein heimliches Grauen, das mehr der frohen Spannung als der Furcht entspringt, überrieselt die Kleinen, wenn der Nikolaus draußen auf dem Gange durch Lärmen seinen Besuch ankündigt. Wenn er dann brummig zum Beten auffordert, so leiern die Buben und Mädels willig ihre Sprüchlein her, schielen aber dazu mit beiden Augen nach dem Gabensack, was der wohl Schönes verhülle. Die kindliche Neugierde regt sich allmählich wieder, obwohl es doch immer die nämlichen Gaben sind, die der Sack ausschüttet: Birnenhutzeln, gedörnte Zwetschgen, Nüsse und Äpfel. Und hier und dort wird der Nikolaus zum humorvollen Spötter, wenn er aus dem Sack ein paar Kartoffeln über die Stubendiele rollen lässt.



Photo Josef Becker Aschaffenburg

Der Spessarter „Nikeloos“ ähnelt im Äußeren dem Knecht Ruprecht bzw. dem „Pelznickel“, diesem Begleiter des Christkinds. Während er sich in vielen Gegenden in Gesellschaft des „Klaubaufs“ oder „Hausmuffs“ befindet, kommt er bei uns im Spessart allein. Früher war die Nikolausbescherung viel größer als heutzutage und sie durfte sich messen mit der Bescherung am Christabend, denn das reiche Geben zu Weihnachten entwickelte sich erst im 19. Jahrhundert. Und vor etwa hundert Jahren glitzerte auch die Christtanne nur in wenigen Spessartstuben.

Ist St. Nikolaus wieder fort und verhallt sein schwerer Tritt auf der dunklen Dorfstraße, so behaupten manche Buben, dass sie wirklich gar, gar keine Angst gehabt hatten. Und weil ers ja nimmer hört, singen sie ihm die Verse nach: Nikeloos, hast du was, so setz dich nieder; hast du nichts, dann geh nur wieder.

St. Nikolaus wird von den Kindern begrüßt als der Bote, der Herold naher Weihnachtsfreuden, die immer wieder alle jungen Menschen und auch die Alten, welche sich die Erinnerung und den Blick ins Jugendland bewahrt, unwillkürlich hineinziehen in den Zauber der heiligen Nacht.

## Weihnachten

Mitten in Frost und Eis ein herzerwärmendes Fest, in mitternächt'gem Dunkel ein Flammen von Glanz und Licht! Rauschgold knistert, Kerzen funkeln, Tannen duften: welch Menschenherz umschauert nicht der Zauber heiliger Nacht!

Da huscht wie zur Adventszeit alter Wunderglaube durch die Spessart- und Odenwaldgründe, allerlei Spuk- und Geistergeschichten erstehen neu und werden flüsternd von Mund zu Mund getragen. Oft bilden diese den Ausklang deutschheidnischen Glaubens, nach welchem zurzeit der Wintersonnenwende Götter und Geister in die Nähe der Menschen kamen und Erde wie Luft mit wunderbarstem Zauber erfüllten. Durch das Erwachen des Christentums konnte naturgemäß solche Meinung nicht jählings ersterben, sondern ward auf das zeitlich angepasste Weihnachtsfest übertragen, namentlich aber auf die hehre Nacht des gewaltigen Christengeheimnisses, des Herniedersteigens eines Gottes.

So sprudelte also gemäß dem Glauben unserer Voreltern der Wunderborn ganz besonders mächtig in der christlichen Festnacht und sie schien für Zauberei, Erkundung zukünftiger Dinge günstige Frist zu sein.

Das Wasser bestimmter Quellen und Brunnen verwandelte sich um Christmitternacht in köstlichen Wein.

Ging einmal einer in meinem Heimatdorfe [Sommerau] zur Mettezeit an den Wiesenbrunnen billigen Wein zu holen. Während er schöpfte, sagte er: „Ich trink Wein“. „Und du bist mein“, antwortete eine grausige Stimme aus der Tiefe und eine Krallenfaust zog ihn in den Grund. Der Frevler ward nimmermehr gesehen; nur sein Hut schwamm den andern Tag auf dem Quell. In Eichelsbach (bei Obernburg) steckte ein Mann, der auch in der hl. Nacht an den Brunnen ging, vorsichtiger Weise Weihrauch und Würzbüschelkräuter zu sich. Beim Schöpfen vernahm er eine Stimme: Hättest du nicht Weihrauch und Dosten, es tät dir das Leben kosten.

Im Odenwalddorfe Kirchzell (bei Amorbach) wollte eine Mutter dem fiebernden Kinde unter der Mette einen Trunk Wasser holen und schöpfte statt dessen perlenden Wein. Das Kind gesundete. Andersjahr versäumte sie absichtlich den Gottesdienst und schlich sich zum Brunnen. Jetzt erhielt sie statt des erhofften Weines einen heftigen Schlag ins Gesicht und starb vor Schreck.

In der hl. Winternacht kann man auch Glücks- und Wünschelruten schneiden und das Bannkraut pflücken.

Die Glücksrute ist ein dicker Stock, der auf Geheiß des Eigentümers einen Abwesenden verprügelt ohne Zulangen einer Menschenhand. Wer einen solchen Stock besitzen will, muss in der Christnacht in den Wald gehen, Schlag zwölf Uhr einen Eichenstecken abschneiden und dabei gewisse Zauberformeln sprechen. Auf dem Hin- und Heimwege darf er keine Silbe reden und von niemanden gesehen werden. Sonst taugt der Stock nichts. Dem Frevler stellen sich aber große Hindernisse, Gespenster und Geister in den Weg, dass er nur selten sein Ziel erreicht. Einem Knecht aus Eichelsbach standen die Haare derart zu Berge, dass seine Mütze wackelte. Er floh heimwärts ohne Rute.

Dem rachsüchtigen Hanskort von Edelbach (im Kahlgrund), der auch lüstern war nach einer Glücksrute, begegnete am Waldeingange ein Jäger mit zwei großen Hunden. Der Jäger sagte: „Guten Abend, Hanskort. wohin so spät?“ Hanskort ließ sich nicht beirren und ging in den Forst. Eherner Glockenton bebte hehr und weich von Ernstkirchen über die Flur und über den dunklen, erzitternden Wald. Unbekümmert schnitt Hanskort den Stock. Nun wollte er umkehren und heimgehen. Da stand der Jäger hinter ihm mit grimmigem Gesichte: er packte Hanskort, nahm ihn mit hoch in die Lüfte und schleuderte ihn zur Erde, dass er zerschmetterte.

Ähnlicher Art wie die Glücksrute ist die Wünschelrute zu erlangen, welche das in der Erde verborgene Gold und Silber anzeigt. Ein Mömlinger Mann, im Ortsmund der „Maschores“ genannt, suchte sich in der Weihnacht eine zu verschaffen. Auf dem Gange in den Wald umkreisten ihn plötzlich einige Raben, krächzten unheimlich und hackten mit den Schnäbeln nach ihm. Alsdann gesellte sich ein Zwerg hinzu und hüpfte bis an den Waldessaum nebenher. Jetzt erscholl Glockenklang vom Dorfe, Wandlungsgeläute! Den Mann überlief ein solches Grauen, dass er spornstreichs nachhause rannte.

Auf dem Eisenhammer bei Lohr wohnte ein lustiger, aber armer Bursche, den auch die Begierde nach schnellem Reichwerden zur Christmetzezeit in den Wald trieb. Als die Glocken der Lohrer Pfarrkirche zu läuten begannen, sperrte auf einmal eine Prozession den Weg. Dem frevelnden Burschen rieselte es eiskalt über den Rücken. Als die Beter aber im Tale weiterwallten, wuchs ihm neuer Mut. Doch wieder ein Schrecken! Mit Knallen und Schreien fuhren Leute hochgeladene Heuwagen an ihm vorüber, grundeinwärts. Kalter Schweiß stand ihm auf der Stirne, doch der Frevler fasste sich und eilte weiter. Eben streckt er die Hand nach der Rute aus, jetzt setzt er das Messer an und öffnet den Mund zum Bannspruch – da schrillt ein Schrei durchs Geäst, furchtbar und markerschütternd. Gleichzeitig fühlt sich der Bursche an den Haaren zurückgerissen. Er blickt um, sieht aber niemand. Da schüttelt ihn Entsetzen und hetzt ihn heim. Morgens fand man ihn bewusstlos vor der Türe liegen.

Erwähntermaßen bricht man auch das Bannkraut nur in der geheimnisvollen Christnacht. Es ist die Pflanze, welche allen Zauber löscht und den wachenden Erdgeistern ihre gleißenden Schätze entreißt.

Ein Faulbacher Wirt machte sich am hl. Abend auf, das Zauberkraut zu pflücken. Es wuchs auf dem nahen Köhlberge unter dürftigen Kiefern. Der Mann hatte kaum den Wald beschritten, da wälzte sich ihm ein greuliches Ungetüm entgegen und kollerte bis vor seine Füße. Hernach trat ihm ein schwarzer, turmhoher Riese in den engen Weg. Der Riese lief mit so gewaltigen Schritten, doch die Beine gleichsam einen Torbogen bildeten. Geschwind schlüpfte der Mann durch und kam unverletzt davon. Schon dem Ziele nahe, drangen von allen Seiten Krieger zu Ross und zu Fuß auf ihn ein und schwangen die Waffen nach ihm. Es glückte ihm aber durch geschicktes Ausweichen, die Reihen der Soldaten zu passieren. Da schlug mittlerweile die zwölfte Stunde. Aller Spuk war fort, freilich auch die kostbare Zeit zum Erringen des Bannkrauts.

Ja, vielfältiger Zauber umschlingt nach früherem Glauben die heilige Nacht! Tiere erhalten die Gabe menschlicher Sprache, Rosen erblühen und Obstbäume tragen plötzlich reife Frucht.

Ein Bauer hätte nun gerne gewusst, was wohl seine Ochsen sprächen und horchte zur nächtlichen Wunderstunde an der Stalltüre. Da sagten die Ochsen gerade: „Wenn der Bauer hereinkommt, stoßen wir ihn tot.“ Zornig lief dieser in den Stall und schlug mit dem Gabelstiel auf die Tiere los. In seiner Wut geriet er zu nahe und wurde von den Ochsen aufgespießt.

Ein anderer Bauer versteckte sich im Stalle und harrte neugierig der Christmitternacht. Da schweben helle Glockenstimmen übers stille Dörflein und im Gotteshaus jubeln fromme Jungen die ewig wundersame Kunde: „Christ, der Retter ist da!“ Was schert den Bauern mahrender Glockenklang? Er lauscht nur angestrengt zu den Pferden hin. Auf einmal sprechen diese: „Übermorgen fahren wir unsern Herrn auf den Gottesacker.“ Voller Zorn ergriff der Bauer ein „Schälscheit“ und misshandelte die Pferde zum Erbarmen. Da traf ihn ein Hufschlag an die Brust und warf ihn tot zu Boden. Die Weissagung der Pferde hat sich erfüllt; denn am übernächsten Tage zogen sie den Totenwagen mit der Leiche ihres Herrn auf den Friedhof.

„Ebenso erzählten die Alten und glaubten es auch, 3) dass das Wild in der hl. Nacht seine Scheu ablege und zutraulich zum Menschen werde. Kein Jäger hätte es gewagt, in dieser Nacht des Friedens der Jagdlust zu frönen. Ein alter Schmied wollte es selbst erlebt haben, als er einmal spät in der Christnacht von seinem Kohlenmeiler in der Nähe von Lichtenau zum hl. Feste nach Hause ging. Als er über die Höhe bei den „Hirschhörnern“ kam, hätten gerade in Rothenbuch und Neuhütten die Glocken zur Messe geläutet und ein Rudel Hochwild sei am Wege gestanden, hätte andächtig in die Ferne gelauscht und wäre keineswegs geflohen.“

Dass Rosenstöcke, wenn sie in der hl. Nacht versetzt werden, mitten im Winter sommerrote duftende Blüten entfalten, war der Glaube der Stadtprozeltenener Gegend.

Und eine Lohrer Chronik aus dem 15. Jahrhundert vermeldet, gewisse Bäume bei der Stadt hätten in der Weihnacht plötzlich frische Äpfel gezeitigt, obgleich ringsum Eis und Schnee die erstarrte Erde deckte.

Mannigfache Sitten erstanden auf dem Glauben an die Segens- und Wunderkraft der großen christlichen Erinnerungsnacht.

Man legte (z. B. in Faulbach, Schollbrunn, Sommerau im Spessart, zu Breitendiel, Richelbach, Neunkirchen, Schneeberg i. Odenwald) Schweinefett, auch Salz ins Freie und gab später von solchem Gewürz und Fett den täglichen Mahlzeiten bei. Die Essenden erfreuten sich dann ungestörter Gesundheit. Eine Frau sagte mir, dass ihr das Weihnachtsfett nie ausginge. Und noch heute lassen sich Aschaffenburgische Einwohner das geheiligte Christfett vom Lande besorgen. Früher wurden auch um 11 Uhr in der Weihnacht Heu und Stroh in den Garten gelegt und hierauf vom Bauer in kleinen Rationen unters Viehfutter gemengt. So blühte der Viehstand in bester Weise und weder eine Seuche noch sonstiges Unglück wagten sich in den Stall.

Das Gedeihen des Obstes zu fördern, umwickelte man in Hofstetten bei Obernburg die Bäume mit Strohbindern. Dies musste aber am hl. Abend beim Gebetläuten geschehen.

Die Nacht der Geheimnisse dünkte altem Volksglauben auch günstig zur Vorausbestimmung der Witterung. Der Hausvater schnitt eine Zwiebel in zwölf Stücke – dieselben stellten die Monate dar – und bestreute sie mit einigen Körnchen Salz. Je nachdem dieses längere oder kürzere Zeit zum Zergehen brauchte oder gar nicht zerfloss, wurde das Wetter der einzelnen Monate als nass bzw. trocken bezeichnet.

Wer ferner einen Apfel mit in Christ- und Hirtenmesse nimmt und an Neujahr genießt, verhebt sich nicht (Faulbach a. Main).

Unsere germanischen Voreltern legten in den Tagen des neuauftretenden Sonnenrades Streitaxt, Ackergerät und Spindel weg und feierten; denn die Gegenwart der Götter, welche ihre festlichen Umzüge hielten, gebot dies. So musste später auch andächtige Ruhe herrschen, wenn die goldenen Flügel des Christkindleins erdwärts schwebten.

Eine Mechenharder Frau, die zu spinnen wagte, wurde in Stein verwandelt. Ein Mann aus Habichstal 4) wettete, in der Christnacht Punkt 12 Uhr aus einem Baume nahe dem Dorfe einen Span zu hauen. Zum Zeichen, dass er dort gewachsen, wollte er Hut, Beil und Span liegen lassen. Diese Dinge fand man, aber der Mann blieb verschollen. Ferner fuhr ein Bauer von Wiesen am ersten Weihnachtsfeiertag zum Holzholen in den Wald. Er wurde zur Strafe in ein feuriges Schaf verwandelt, das in jeder Weihnacht am Ort des Frevels umherwandern muss.

Für sündhaft galt es auch, am Christabend Karten und Würfel zu spielen.

Übermütige Burschen aus Rück trieben das Kartenspiel, als ein Fremder dazukam und fragte: „Darf man auch ein Spielchen mithaben?“ „Ei, warum nicht, nur beigesetzt“, antworteten die drei. Beim Wandlungsschlag der Mette fiel dem einen Burschen ein Kartenblatt unter den Tisch. Wie er's aufheben wollte, erblickte er den Bocksfuß des Fremden. Schleunigst retteten sich die Geängstigten in das Gotteshaus.

---

3) Erheiterungen 1925 „Weihnacht im Spessart“.

4) Schober: Spessartsagen.

Auch in Strötzbach (Kahlgrund) spielten drei Männer Karten, bis es in Mömbris zur Wandlung läutete. Da klopfte es dreimal unter dem Tische. Die Erschrockenen gewahrten einen Pferdefuß, der mit dem letzten Glockenschlag wieder verschwand. 5)

In Sommerau (Elsavatal) öffnete sich plötzlich die Stubentüre – es trat ein großer, pechschwarzer Hund herein, sah grimmig nach den Spielern und ging durch die Stube und Kammer wieder hinaus. Die Frevler stoben auseinander.

Zu Hausen (bei Obernburg) würfelten junge Leute bis zur Mettestunde. Als zwölf Uhrschläge erklangen, stieß ein mächtiger schwarzer Vogel das Fenster auf, flog auf den Tisch, nahm einen Würfel weg und trug ihn im Schnabel davon. Nimmer haben Hausener Burschen am hl. Abend gewürfelt.

Wie der in Sonnenglut getauchte Bergesfirst die Umgebung überragt, wie der Diamant alles Edelgestein überstrahlt, so steht hoch über jedem Weihnachtsbrauch die herrliche, gutdeutsche Sitte des Christbaumes. Goldumflutet thront dieser auf dem Ehrenplatze. Draußen rüttelt der Sturm an Tor und Tür und purzelnder Flockenwirbel treibt bis an die Schwelle – in der Stube wohnt heute unvergleichliche Gemütlichkeit, Frieden und Freude wie an keinem anderen Tage. Es ist der Lichterbaum, der verklärenden Glanz ins jauchzende Kinderherz, in die Seele des Großen strahlt.

Der Christbaum in seiner jetzigen Gestalt ist bekanntlich neuzeitliche Errungenschaft; als Wahr- oder Malzeichen spielte die Tanne schon beim heidnischen Wintersonnenfest eine Rolle. Und das Tannengezweig, welches unsere Voreltern um Weihnachten an die Türe ihrer Hütten steckten, später in die Stube legten, darf man wohl Vorläufer des Christbaumes heißen. Schöpfer des weihnachtlichen Gabenbaumes freilich sind neue Jahrhunderte. In so manchem Spessarthäuslein fehlte noch vor 80 – 90 Jahren die duftige, glitzernde Christtanne. Eine siebzugjährige Frau bedauerte erst kürzlich, dass in ihrer Kindheit nie ein Weihnachtsbaum gestrahlt hätte.

Welchen Schmuck trug im Spessart ehemals der Christbaum? „Zuckerbaum“ sagen noch jetzt die älteren Leute. Diese Bezeichnung ist charakteristisch; denn außer einigen roten „Christkindäpfeln“ und wenigem Knistergold befand sich am grünen Gezweig des Weihnachtsbäumchens bloß Zuckerwerk. Dieses war reichlich vertreten und bestand in buntgestreiften Walldürner Reiterchen, in Puppen, Herzen, Ringeln und Sternchen. Die Gold- und Silberkugeln, das übermäßig verwendete Engelshaar und der Christbaumschnee sind Zierraten der neuesten Zeit. Farbiger Kerzenschmuck fehlte einst auch. Die Kerzchen wurden von Wachsstöcken geschnitten.

Als das Christkind die Weihnachtsgaben noch nicht unter lichtfunkelndem Baume bescherte, tischte es dieselben einfach in „Backschüsseln“ auf. Die damalige Beschenkung konnte sich überhaupt mit der heutigen nicht messen; sie übertraf um wenigstens jene an St. Nikolaus. Neben Äpfeln, Nüssen und Dörrobst gab es Gebäck, wie Zopf und Stollen, Bubenschenkel und einen „Walldürner Lebkuchen“. Zugaben für Kinder waren die weißgestreiften Zuckerpuppen und Reiterchen. Die Braut erfreute den Bräutigam mit einem Paar Straminhosenträger, in welche der Name des Bräutigams gestickt war. (Hausen und Eichelsbach bei Obernburg). Meist lachte aus jedem Strohnapf ein grellfarbiges Schnupftuch und unter diesem lugte bisweilen ein Kartoffelchen hervor, das natürlich der bärbeißige, neckische Pelznickel beschert hatte. Vor diesem Weihnachtsgast mit dem alten Mantel und dem großen Schlapphut drückte sich die Kinderschar ängstlich in die Ecke oder unter den Tisch; denn der Vermummte konnte wahrlich Furcht erregen, wenn er die Ofengabel schwang oder mit der Kette rasselte. Besitzt nicht unser Pelznickel (Ruprecht) verwandte Züge mit dem Gespenst des wilden Jägers? Beide flößen Schreck ein und tragen Mäntel wie einst Göttervater Wotan, den christliche Anschauung in ein verfluchtes, schreckliches Wesen umwandelte.

Zuweilen führte Pelznickel auch einen Esel 6) mit. Bei uns zuhause [in Sommerau] sagte Vater einmal: Soll heuer das Christkind seinen Esel herein in die Stube bringen? O ja! stimmten wir Kinder freudig zu. Als nun die Weihnachtsgestalten eintraten, fragte ich: „Vater, wo ist denn der

---

5) Vergleiche Schober: Spessartsagen.

6) Auch im Odenwald kennt man den „Weihnachtseesel“. Monatsschrift „Spessart“ 1927, Heft 12, Seite 8.

Esel?“ „Ei, sieh doch, Pelznickel führt ihn an der Leine!“ „Der? Der ist ja weiß!“ stotterte im Chor mein Bruder heraus. „Ruhig!“ mahnte der Vater, „dem Christkind sein Fell ist so!“ „Ja, und wo ist denn sein Schwanz?“ ruft der Bruder wieder. „So guck doch!“ verweist der Vater den Zweifler. Wir schauen – und sehen den Himmlesesel einen alten Besen nachschleifen. „Ist das beim Christkindsesel auch so?“ „Oder ist es gar kein Besen?“ Gar zu gerne möchte sich der ältere Bruder überzeugen. „Lass, das verstehst du nicht!“ Und wo wäre denn eigentlich sein Kopf? dachten wir alle, sagten aber nichts. Ja, und die Ohren, die so viel besprochenen, langen Eselsohren! Ach, sie waren auch nicht zu entdecken. Das musste wohl beim Weihnachtseesel alles so sein. „Willst mal reiten?“ fragte mich Vater. Ob ich wollte? Vater hebt mich auf den Weihnachtseesel. Mir ist's, als höre ich unter mir kichern. Mein Gott, lacht denn auch ein Weihnachtseesel? Jetzt schüttelt er sich gar! Und nun wankt er und knickt zusammen. O Schreck, da liege ich auf dem Boden. Und der Christkindsesel? Er rafft sich auf und schleppt sich an die Tür, die Vater schnell zuschlägt. Man sieht aber doch noch ein Paar Hosenbeine Reißaus nehmen. Beinahe hätte sich der phantastische Weihnachtseesel in nüchterner Wirklichkeit geoffenbart.

Wie ist nun solch ein Spessarter Weihnachtseesel beschaffen?

Zwei Burschen, die sich den Rücken wenden, trippeln gebückt einher. Diese Gehart ist nicht leicht. Derjenige, welcher rückwärts trabt, hat's besonders schwer. Zudem muss er noch den „Eselsschweif“ halten. Über beide Burschen ist ein weißes Leinentuch gedeckt. Den Kopf schenkt sich der Weihnachtseesel, eigentlich hat er zwei, aber die sind ja verborgen. Den Schweif markiert, wie gesagt, ein alter Birkenbesen. Die Beine sind verdeckt, sonst würden statt Eselsfüßen mit Hufen Menschenfüße in Strümpfen sichtbar werden.

Gegen elf Uhr richtet sich die Familie zum Mettegeange. Nur der Vater, Kranke und Kinder bleiben zuhause. Schlafen darf der Gesunde nicht, er würde aus dem Bette geworfen. (Streit bei Klingenberg.) Sogar das Vieh wurde in früheren Jahren aufgetrieben. In Großostheim soll einem Bauern, der die Mette versäumte, ein Engel erschienen sein, der zu ihm sprach: „Steh auf, du fauler Christ! Weißt du nicht, dass dein Heiland geboren ist?“ 7)

Die kirchliche Feier trägt höchstfestliches Gepräge. In katholischen Gotteshäusern dürfen jetzt die lieblichen Krippenfiguren nicht fehlen, in protestantischen (z. B. Eschau, Altfeld) erhebt sich ein mächtiger lichter- und gabengeschmückter Fichtenbaum, um den sich die Schulkinder sammeln, Weihnachtssprüche hersagen und Geschenke in Empfang nehmen.

Am kindlichen Freudenhimmel prangt überhaupt das Fest der Gaben als Stern erster Größe. Und die heilige Mär vom alljährlich wiederkehrenden Christkind gräbt sich tief ins empfindsame junge Herz. Kalte Verstandesaufklärung könnte hier den Genuss des Herzens nicht ersetzen.

Ich will auf kurze Spanne zurück in die Tage seliger Kindheit flüchten und in knappen Umrissen die Weihnachtsbescherung eines Spessartbuben [in Sommerau] zeichnen:

Das junge Herz ist voll seliger Erwartung, die Vorfreude steigt in Auge und Mund empor, prickelt in die Glieder und entlädt sich in munterem Schwätzen und einer Reihe von Purzelbäumen. Heute Abend kommt das Christkind, wenn das Essen abgedeckt ist und Vater im braunen Ledersessel ruht. Es kommt. Die ganze Zeit schon hat es Kuchen und Bubenschenkel gebacken, alle Abend, wenn dort hinten am Westhimmel die rote Glut lag. Jetzt schmiegt sich die Dämmerung herauf. Flugs in die Stube, 's Christkind ist am End' schon auf der Fahrt. Ans Fenster. Über die langen Wiesen geht der Blick, über die Elsava, deren Plätschern gedämpft herüberzittert; den Münzberg hinauf, wo der dunkle Wald wie mit Riesen Händen bis an den Himmel greift. Und über dem finsternen Tann leuchtet mild ein Stern – auf ihm schwebt gewiss Christkind hernieder, herab zu uns Menschen.

Mutter tritt ein: „Kinder betet, damit das Christkind nicht an uns vorübergeht!“ Und wir bitten mit herzinniger Einfalt: „Christkind, komm in unser Haus, leer dein gold'nes Säckchen aus, stell den Esel auf den Mist, dass er Heu und Hafer frisst.“ „Christkindlein komm, mach mich fromm!“ – Klatsch! Ein Rutenschlag ans Fenster, dass die Scheiben wimmern. Jäher Schreck überfällt uns.

---

7) S. Leo Wilz, Bayerland, S. 58.

Klatsch, klatsch, klirrt das zweite Fenster. In den Schreck mischt sich die Freude. Knarr – erhebt die dritte Scheibe und das löst bei uns hellen Jubel aus. „Jetzt kommt Christkind bestimmt, der Pelznickel hat an die Fenster geklopft und den Besuch gemeldet!“

Das Abendessen vorbei, endlich! Warum essen wir heute eine Ewigkeit? Horch, Kettengerassel, Schellengeklingel im Hofe! Klirren und Klingen wächst, ist an der Haustüre, im Gange! Poch! Langsam öffnet sich die Türe. Ein zarter Schleier, weißbehandschuhte Hände, eine Gestalt im lichten Gewand: Christkind! Auf seinem Haar blitzt ein Silberglöckchen; das läutet fein, so oft sich das Christkind bewegt.

Hinterdrein stampft Pelznickel mit dickem „Bannes“ und großem Hut. Ein langer Wergbüschel verdeckt das Gesicht. Bei jedem Schritt stößt er die Latte auf den Boden und rasselt mit der Kette, welche um die Schultern hängt. Linkerhand führt er Christkindleins Esel; der ist nicht grau wie seine Brüder, sondern weiß, schlohweiß. Aber er gehört ja auch dem Christkind! Nun spricht dieses mit hoher, feiner Stimme: „Ich bin vom Himmel herabgekommen, um nach den Kindern zu sehen. Die braven will ich belohnen und die bösen bestrafen. Wart ihr alle brav und könnt ihr auch beten?“ Zaghafte und doch freudig sagen wir unsere Gebete her. Auf der Fensterbank sitzt Gottfried, unser Knecht. Er schmunzelt vor sich hin. Da geht das Christkind zu ihm und sagt: „Zwölf Jahre dienst du schon auf dem Hof und ich höre, dass du alle Morgen zeitig aufstehst. Aber du musst doch über die Rute springen.“ Und der Knecht hüpfte lachend darüber und bekommt geschwind vom Christkind einen Schlag mit der Rute.

Unterdessen hat sich Pelznickel dem älteren Bruder genähert, knurrt und brummt: „Ich habe gehört, dass du nicht folgst, komm nur mal mit!“ Und der Pelznickel rasselt fürchterlich mit seiner Kette und will den Bruder, der sich wehrt und zu weinen beginnt, mit fortziehen. Jetzt winkt das Christkind seinem grimmigen Begleiter, dass er vom Bruder ablässt. Das Christkind gibt noch jedem Anwesenden einen gelinden Rutenstreich und geht auf den Gang hinaus. Pelznickel holt den Weihnachtsbaum. Zehn, zwanzig Lichter blinken auf den dunklen Zweigen und ihr Schein wellt um den Baum wie Himmelsglanz.

Ein jeder von uns kramt froh in der vollgestopften Gabenschüssel. Was „spitzt“ unter dem roten Taschentuch hervor? Hurrah, ein „Hanselmann“, ein wirklicher Hanselmann! Wie ein Prinz sieht er aus, mit dem Goldgürtel um den blauen, verbrämten Rock! Wenn ich ihn auf die Brust drücke, knickt er und patscht die Hände zusammen. Und neigt er den Kopf, klingt hell das winzige Glöcklein der Zipfelmütze.

Christkindleins Esel ist schon fortgetrabt. Das liebliche weiße Christkind wagt ein Tänzchen mit dem alten, polternden Pelznickel. Dann verlassen sie das Haus. Sie müssen ja noch zu so vielen, vielen Kindern. – – –

In etlichen Ortschaften (Oberafferbach, Haibach, Schweinheim) erschienen früher am Weihnachtsabend drei Himmels Gäste: Christkind, Ruprecht und „Nikelos“. Diese drei fanden sich in den letzten Jahren sogar in Aschaffenburg ein, wie mir von Kindern freudestrahlend berichtet ward. Knecht Ruprecht hatte einen Hammer und schlug damit an die Tür. Nikolaus trug den Gabensack und das Christkind (mit einer hohen Goldpapierkrone geschmückt) die Birkenrute. In Freudenberg am Main 8) ist das Christkind vom hl. Joseph begleitet und in Aschaffenburg manchesmal von zwei Engeln. Da fehlt dann freilich Knecht Ruprecht bzw. der Pelznickel.

In der ehemaligen Grafschaft Wertheim (Ober- und Unterwittbach, Altfeld, Michelrieth) zeigt sich das Christkind mit der Flitterkrone, wie sie dort die Braut an der Hochzeit trägt. „Tschäbbl“ nannte man diese Kronen im Heimatdorfe Sommerau. Ich entsinne mich, dass ähnliche Flitterkronen bei uns auf die frischen Grabhügel der Kinder, Jünglinge und Jungfrauen gelegt wurden als Zeichen bewahrter Reinheit. Und Anfang des 19. Jahrhunderts war auch in meiner Heimat – so erzählte mir der alte „Glaseschneider“ – noch das Christkindchen mit dem „Tschäbbl“ gekrönt.

---

8) E. Mai: Geschichte der Stadt Freudenberg a. M. - S. 193.

Photo Ferd. Löber,  
Faulbach.

[Wohnung von Valentins  
Schwester Anna Fuchs in  
Faulbach. Auf dem Foto  
ihr Mann Josef Fuchs mit  
Tochter Elisabeth.]



#### Der „weiße“ primitive Weihnachtseesel.

Nur das Hauptchristkind betritt die Stube. Zu derselben Familie kommen noch mehr Christkindchen, die verkleideten Patinnen der Kinder.

Zu Hainstadt im Odenwald fragen schulentlassene Knaben und Mädchen am Sonntag vor Weihnachten in den Familien an, ob das Christkind kommen solle. Den 24. Dezember beim Abendläuten steigt angeblich das Christkind vom Breuberg herab. Die Knaben und Mädchen versammeln sich in einem Hause am Dorfende und bringen noch ein kleineres Mädchen mit. Dieses wird nun als Christkindchen verkleidet. So wandert die ganze Gesellschaft in alle Häuser, zu denen sie Zutritt hat. Vor der Türe reicht die Hausfrau einem Mädchen den Christbaum und den anderen Mädchen die gabengefüllten Körbchen. Es tritt nun die ganze Schar in die Stube, wobei das Christkind fortwährend klingelt. Nach der Bescherung bekommt das „Christkindchen“ von der Hausmutter eine Geldentlohnung. Dafür kaufen sich die Mädchen später Kuchen und Kaffee und tun sich gemeinsam daran gütlich.

Kaum eine Stunde vom Heimatorte entfernt liegt das Pfarrdorf Roßbach. Hier stellte sich die Frau Hulle am Weihnachtsabend ein. Sie hieß im „Volksmund“ das „Fraache“ und spendete Äpfel und Nüsse. Auch in Wertheim verkleideten sich die Mädchen in Frau Hulda, die gütige Göttermutter, indem sie ein weißes Gewand anlegten und eine Krone aus Goldpapier aufsetzten. Sie brachten den guten Kindern Weihnachtsbäume und den bösen geschmeidige Birkenruten.

Besondere Weihnachtsspiele wie im Oberbayerischen 9) kannte man in unserer Gegend wohl nie; auch die Darstellung der Geburt Christi in Form einer „Krippe“ ist erst seit einem Jahrzehnt in meiner Spessarheimat Brauch geworden.

Ferner weist man hier nichts vom segenbringenden „Pfeffern oder Fitzeln“. Allerdings mag des Christkindleins Rute auf den ewig fruchtbringenden Zweig hindeuten, der schon im Herbst und Winter die neuen Knospen mit den verborgenen Blatt- und Blütenkeimen trägt. Dass früher auch die Braven der Familie, selbst Vater und Mutter mit der Christkindleinsrute berührt werden mussten, beweist, dass diese einst wohl den Sinn einer Lebens- und Segensrute in sich barg und in erster Linie durchaus nicht zum Strafen bestimmt war.

---

9) H. S. Rehm: Deutsche Volksfeste u. Volkssitten. S. 6.

Heutigentags sind in Läden vergoldete, zierliche Nikolaus- und Christkindruten zu haben, die ganz gewiss zu Strafmitteln tauglich sind. Sie werden von Familien gekauft, in welche keine verkleidete Weihnachtsgestalt mehr kommt, sondern, wo in weihnachtlich geschmückter Stube der Lichtenbaum und die Gaben ohne das „Christkind“ auf die jubelnd hereinstürmenden Kinder warten. Die zierliche, vergoldete, sicher nicht als Züchtigungsmittel gedachte Rute behält trotzdem ihren Platz – unterm funkeln den Tannengrün des Weihnachtsbaumes.

## Die Rauhächte

Auch, wenn die Weihnachtsglocken ausgeklungen, befinden wir uns noch im Banne heiliger Zeit. Zwölf weihevoll e Nächte sind es, denen seit Urgedenken der Volksglaube besondere Bedeutung zugemessen. In diesen Rauhächten zog ja Frau Holle segnend durch die Lande. Faulen Spinnerinnen freilich, die noch volle Spindel hatten, verwirrte sie den Flachs zu einem unauflöslichen Knäuel und strafte sie den ganzen Winter durch Unglück im Spinnen. Feierruhe sollte herrschen in der heiligen Festzeit. Zu Altenbuch durfte man während der Zwölften (vom 24. Dez. bis Dreikönig) nicht waschen, sonst starb ein „Rind oder Kind“ vom Hause.

Am zweiten Weihnachtsfeiertage ritt der Bauernknecht die Pferde aus, angeblich, um diesen nach eintägigem Stehen Bewegung zu verschaffen. Weshalb aber kamen die Pferde nicht auch zum zweiten Oster- und Pfingstfeiertage aus dem Stalle? 10) Jedenfalls ward an St. Stephan das Gebot einer Sitte befolgt, die man auch anderwärts übt. So müssen, wie Leo Wilz im „Bayerland“ 1922, S. 242 schreibt, in der Rothenburger Gegend die Pferde ausgeritten werden, damit sie im folgenden Jahre gesund bleiben. Am Stephanstag wurde bei uns auch der plumpe Ackergaul „zusammengerichtet“, die Mähne gekämmt, der Huf gewichst und das Zaumzeug geschwärzt; denn der Stephansritt galt zugleich als Pferdeparade. Regelmäßig sprengten auch Mönchberger Reiter in stattlichem Zuge durch mein Heimatdorf. Wir Jungen sprangen auf die Gasse, gafften und bewunderten. Die Bauern rissen die Fenster auf und kritisierten Ross und Reiter.

Am nächsten Tage, an Winterjohanni, wurde der Kannswein geweiht und nüchtern getrunken. Den Ursprung des St. Johannessegens erblickten die volkskundlichen Forscher Montanus und Julius Lippert in der Sitte der Vorfahren den Göttern zuzutrinken. Götter und Geister nahmen am Mahle der Menschen teil. Einen Gott zum Trunke zu laden, widersprach christlicher Anschauung. Aber den lieben Heiligen zuzutrinken, die ja auch einmal Menschen waren, das schien dem Denken und Fühlen der Neubekehrten wohl angängig. Die Kirche verlegte den „Trunk“ in erhabener, frommer Weise auf den Festtag des Evangelisten Johannes. „Trinke die Liebe des hl. Johannes!“ sprach der Priester, wenn er seinen Gläubigen den gesegneten Wein reichte und kennzeichnete damit den Kern des Christentums: die Liebe. Außer der Johannesminne gab es früher noch eine „Martinsminne“ und die „Gertrudisminne“. 11) In meinem Heimatkirchlein [in Sommerau] ging einst alt und jung zum Altare, um „Kannsseggen“ zu genießen. Diesen gab es auch in den Wirtshäusern zu trinken und jede Familie schickte eine Flasche Wein zum Weißen in die Kirche. Während meiner Werktagsschulzeit musste ich für unser „Haus“ den Kannswein besorgen, auf den Seitenaltar stellen und nach dem Segnen mit heimnehmen. Aber sorgfältig tragen! mahnte die Mutter, dass du den „Seggen“ nicht verschüttetest. Wer nicht in der Kirche war zum allgemeinen, vom Priester geweihten Kannstrunke, der sollte daheim seinen Schluck Kannsseggen haben. In manchen Orten, z. B. Eichelsbach, trinkt man den Johanniswein erst an Neujahr. Hier wurden ferner die Johannesküchelchen gebacken, deren Teig man mit Kannswein tränkte. Solche Küchelchen sollten vor Erkrankung schirmen. In Obernburg 12), dem lieblichen Städtchen meines Heimatbezirkes, schüttete man

---

10) Abgesehen von dem feierlichen Ritt um die Fluren. Am Stephanstage musste jedes Pferd ins Freie kommen.

11) Das Wort „Minnetrank“ stammt vom altgermanischen „man“ (gedenken, mahnen). In der Bedeutung als „Liebeswerk“ wurde das Wort erst im Mittelalter gebraucht.

12) Mitgeteilt von Ernst Deckelmann, Obernburg. Vergl die Ausführungen von Leo Wilz: „Bayerland“.

Kannsseggen in die Weinfässer. Da nahm dann der Wein nicht so schnell ab und berauschte den Trinker nicht. 13a)

In Rothenbuch gibt es die Kannsbrezeln; diese werden an Neujahr aus weingetränktem Teig auf der Ofenplatte gebacken (wie man die Kartoffeln brät) und an Dreikönig nüchtern gegessen. Allem Vieh, auch Schafen und Ziegen, gaben die Leute Kannswein unters Futter; in Rück wurde er aufs Korn geleert und in Faulbach unter die Kartoffeln. Zu Kirchzell (Odenwald) goss ihn die Hausfrau in den Teig, bereitete „Kannsheffel“ und hob diesen im Strohnaf auf. So konnte die Familie das ganze Jahr Kannsbrot essen.

Da nach alter Volksmeinung Frau Hulda, die Beherrscherin von Wind und Wetter, in den Zwölfen auf Erden wandelt, stehen diese im besonderen Rufe von Wetterlostagen. Namentlich am 28. Dezember, dem Fest der unschuldigen Kinder, wünschen bei uns die Bäuerinnen schönes Wetter; dann ist auch die künftige Witterung heiter. In manchen fränkischen Gegenden (Ebern, Bamberg) 13b) wird am Unschuldig-Kindleinstag das „Pfeffern“ bzw. das „Fitzeln“ betrieben, mit einer Birkenrute oder einer Weidengerte. Das Berühren mit dem „Lebenszweig“ hält die Volksmeinung nämlich für segenbringend.

## Silvester

Des Jahres letzte Stunde winkt. Müden Schrittes wankt es durchs morsche Tor in der Zeiten Grund.

Am Silvesterabend hielt sich früher die Familie durch Erzählen und Singen wach, bis das neue Jahr aus dem Dunkel stieg unter Glockenschlägen, Lärmen und Schießen. Schuss auf Schuss krachte durch die Wendenacht; denn unsere Väter glaubten hierdurch böse Geister zu vertreiben oder fernzuhalten. Späterhin wurde dem „Unfug“ des Schießens entgegengewirkt; so hatten in Eschau acht eigens aufgestellte Männer die Gassen nach jungen Leuten abzusuchen, welche von altem Brauche nicht lassen wollten. Der Bursche schleicht sich noch heute in den Hof der Liebsten und entzündet eine Anzahl Feuerwerkskörper, besonders die „Frösche“. Unter heftigem Geknalle hüpfen diese vorm Fenster auf und nieder – laute Liebesgrüße in stiller Nacht. Verstohlen lugt die Maid durch die Scheiben und freut sich der erwiesenen Aufmerksamkeit. Denn am Morgen spricht sich's im Dorfe herum, welchem Mädchen das Neujahr angeschossen wurde.

Lärm, Schreien, Johlen, Schießen begleiten allüberall das scheidende Jahr und sind der Willkomm fürs neue. An den früheren Zweck des Lärmens – Abwehr der namentlich in der Neujahrsnacht umherschweifenden bösen Geister – denkt freilich niemand mehr.

Das Volk misst der Silvesternacht – wie den meisten Festnächten – prophetische Bedeutung zu. Selbstverständlich, wenn Götter, Geister, Dämonen frei umherschwärmen, wenn „der Teufel los ist“, dann muss günstige Zeit sein für Zauberei, Zukunftsraten und dergl.

Die alte Sitte des Bleigießens hat sich im Laufe der Zeit in einen scherzhaften Brauch verwandelt, dem noch in der Stadt (Aschaffenburg z. B.) gerne gehuldigt wird. Die Auslegung der entstehenden Figuren bringt ergötzliche Unterhaltung, schallende Heiterkeit. Bei uns zuhause bekam früher in der Silvesternacht das erwachsene Mädchen die Augen verbunden und musste nach Gegenständen tasten, die auf dem Tische lagen. Erwischte es ein Messer, dann erhielt es im neuen Jahre einen Metzger zum Manne, griff die Jungfer blindlings nach einem Weck, so heiratete sie einen Bäcker und wenn sie ein Buch ertappte, kriegt sie gar einen „Studierten“.

Wodurch sucht man im Höhendorfe Streit (bei Klingenberg) den Vorhang der Zukunft aufzurollen? Man schlägt ein Eiweiß ins Wasserglas und lässt dies bis zum Neujahrmorgen stehen. Ist nun das Wasser noch klar, so begleitet helles Glück unseren Lebenspfad ist es trübe, so warten

---

13a) Wilz: „Bayerland“, 1927.

13b) Wilz: „Bayerland“, 1927.

unser auch trübe Tage. Und quirlen Bläschen bzw. „Perlen“ aus, so werfen uns die Nornen Reichtümer in den Schoß.

Gleich der Weihnacht galt auch Silvester als Wetterlosnacht. Man schnitt wie am Christabend eine Zwiebel in zwölf Scheiben (die 12 Monate), streute Salz dazwischen und riet auf die Witterung.

Die Wirtschaften füllt in der Silvesternacht reges Treiben. Freibier hebt Zunge und innere Stimmung der Gäste und die Burschen singen, spielen Mundharmonika oder karten Brezeln und Bubenschenkel heraus. (Brezel- und Bubenschenkelspiele z. B. in Streit, Eichelsbach; in Laufach bei Aschaffenburg und in Bieber bei Bad Orb). Dann ziehen sie lustig durchs Dorf und wünschen das Neujahr an. Auch das Anspielen ist noch üblich und kostet den Geehrten (Pfarrer, Lehrer, Bürgermeister, Gemeindebevollmächtigten) ein blankes Geldstück. Ehemals schlossen sich die Spielleute aus mehreren Orten zusammen – je ein Mann aus einem Dorf – und wanderten von Dorfschaft zu Dorfschaft, ihre weitschallenden Neujahrswesen vorzutragen. Ein beteiligter Musikant aus dem Kahlgrund erzählte mir, dass eine solche Spieltour z. B. die Siedelungen Kahler Glashütte, Edelbach und Kleinlaudenbach nebst einigen Einzelgehöften umfasste. Die Bauern lohnten gewöhnlich mit einem echten Kartoffel- oder Zwetschgenschnaps.

## Neujahr

Welche Gefühle bewegen heute den Menschen! Zwischen Hoffen und Bangen schwankt unser Sinn: leuchten lichte Gestirne des Glückes ins fernere Leben oder werden Wolken des Leides unser Herz umkrampfen! Das junge Jahr kommt ja gegangen im Schleier der Nacht!

Der Spessarter achtet sorgsam darauf, dass keine weibliche Person an erster Stelle zur Jahreswende gratuliert. Denn hier würde sich der verkündete Segen in Unsegen verwandeln. Als Kind schlief ich in der Neujahrnacht in der Mutter Bett und wenn die zwölfte Stunde schlug, wenn das Gejubil, Neujahrshufen auf der Gasse erscholl, rüttelte mich die Mutter wach und sagte: 's Neujahr ist da! Aber sie wünschte es mir aus dem erwähnten Grunde nicht an. Erst, wenn ich im halbweisen „Prost Neijohr, Vater, Prost Neijohr, Mutter“ geschmettert hatte, dann bot mir die Mutter den Neujahrsglückwunsch. Ich weiß, dass eine Familie einem Mädchen die Haustüre verschloss, weil vor ihm noch kein Bub zum Jahresbeginn gratuliert hatte. Schon in aller Frühe nämlich wandern Kinder von Haus zu Haus, um ihre Glückwunschtaschen zu leeren und dafür den Geldbeutel zu füllen. „Glückseliges neues Jahr“, lispelt verschämt ein Mägdelein. „Prost Neijohr“ ruft keck ein geweckter Knabe und setzt leise hinzu: „Freudenreich gib mir's gleich, lass mich nicht lang stehn, sonst krieg ich krumme Been!“ Und ein anderes Bürschlein denkt gar: „Ich bin der kleine König, gebt mir nicht zu wenig, lasst mich nicht lang stehn, muss heut' noch weitergehn.“ „Wer zuerst kommt, mahlt zuerst!“, lautet ein Sprichwort und es gilt auch hier. Anfänglich beschert der Angewünschte glänzende Silber- und Nickelmünzen. aber der säumige Gratulant muss mit Kupfergeld vorlieb nehmen. Das verdirbt durchaus dem jungen Volk die Freude nicht, denn Hauptsache ist, mit recht vielen Stücken „klimpern“ zu können, Zu Amorbach 14) rufen die Kinder:

Prost Neujohr  
A Brezel wie e Scheuertor,  
En Lebkuche wie en Kaffeetisch,  
Do wäsch mer a, dass Neujohr isch.

Und in Aschaffenburg will der Bub:

„E Wurst wie e Ofenrohr.“

---

14) Mitteilung v. Farrenkopf, Amorbach. Vergl. auch „Bayerland“ 1927, S. 48.

Mit folgendem Neujahrsspruch neckt sich die Jugend zu Waldaschaff:

Glückliches neues Jahr,  
Zehn Läs auf einem Haar (!)  
Und einen Grindkopf 's ganze Jahr.

Zu Kirchzell 15) sammeln die Kinder in Säckchen die sog. „Müfferli“, kleine, harte „Plätzchen“.

Mittlerweile bebt Glockenklang durch die festliche Morgenfrühe und die Gläubigen eilen mit salzgefüllten Gläsern zur Kirche; es ist heute Salzweihe. Alle Hausinsassen kosten das gesegnete Gewürz; dann sind sie gegen Verdauungskrankheiten gefeit.

Nach der Volksmeinung verleiht auch die Neujahrsnacht der im Freien stehenden Speise besondere Kräfte. Zu Kahl am Main stellte früher jede Familie am Silvesterabend einen „Butterklumpen“ auf die Haustreppe und jetzt noch wird das Neujahrsfett im Odenwald als Heilmittel geschätzt.

Nach dem Mittagessen holen die Kinder beim Pedder (Paten) Brezel oder Kuchen und Bubenschenkel ab. Natürlich begrüßte der Kleine den Pedder und das „Gädche“ mit „Prost Neijohr“ und fügt innerlich bei: „E' Brezel wie e Scheiertor, e Kuche wie e Wagenrad, werde mir allmitnander satt!“ So groß fällt freilich das Gebäck nicht aus, aber die Freude rüttelt den Jungen noch mächtig genug, wenn er mit der eingehenkelten Achtzigpfennigbrezel nachhause trollt. Großmütig teilt er den Geschwistern von seinem Reichtum mit, doch nur bescheidene Ringel, weil die Peddersgabe bis Großneujahr reichen soll.

In Faulbach ist Pate-sein ein teures Vergnügen: Erstens muss derselbe sein Patenkind zu Weihnachten schon einmal beschenken; zweitens hat er an Neujahr eine große Brezel und andere Dinge zu spenden. Aber nicht nur der „Dout“ erhält eine Brezel, sondern auch dessen sämtliche Geschwister, sodass der Pate zu Neujahr gleich sechs Brezel und mehr auszugeben hat. Das Büblein oder Mädchen sucht auch noch Tanten und Onkel heim (Geschwister des Paten!) und bekommt dort auch noch eine Brezel. An Neujahr bringt solch kleiner Bengel oft allein fünf Brezeln nachhaus. Und sind es fünf noch „patenpflichtige“ Geschwisterlein, sammeln sich also etwa 25 Brezeln in einer Familie an. Der Neujahrsbrauch ist hier in ein richtiges Brezelhamstern ausgeartet zur Freude der Dorfbäcker, die gewaltige Mengen des beliebten Volksgebäcks umsetzen.

Bei Marktheidenfeld, z. B. in Steinmark, Michelrieth, Wittbach wird der kleine „Dout“ mit einem Riesenmilchweck zu einer Mark, mit Torte und Pfeffernüssen beschenkt. In manchen Orten (Leidersbach, Hausen, Eichelsbach) pflegt der Pedder (Got, Dot) oder das Gätche (Götche, Gote, Dötle) einen Bubenschenkel als Gegengabe zu erhalten. Außer Brezeln und Bubenschenkeln 16) werden im Gebiete des Spessarts noch folgende Gebildbrote gebacken: Christstollen und Puppen an Weihnachten, Hasen an Ostern und das ganze Jahr über Zöpfe, Mohnwecke, Schnecken, Hörnchen, Ringel, Spitzenwecke und die für Aschaffenburg besonders typischen „Vizen“. 17) Die volkskundliche Wissenschaft führt die Gebildbrote auf die alten Osterfeste zurück, die stets mit gemeinsamem Mahle verbunden waren und bei denen das Brot in bestimmter Form gebacken wurde. 18) Zum Gedenken der Toten aß man (nach Montanus, Julius Lippert!) Brote in Knochenform. „Unter den Feinbäckern der Stadt Aschaffenburg stehen die sog. Bubenschenkel und safrangefärbten Dürrebeinerchen obenan.“ (Montanus, „Deutsche Feste“, S. 293; siehe auch: Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch, Oberdeutsche Leichenbräuche).

---

15) Mitteilung von Adelh. Menges, Kirchzell.

16) Die Nachbildung eines Schenkelknochens erinnert an die alten Tieropfer, ebenso das „Hörnchen“. Ein Teil steht hier für das Ganze: Knochen, Horn für das ganze Opfertier (Rind!).

17) Es sei auf den Aufsatz von Phil. Janson hingewiesen: Volksgebäcke im Spessart und Odenwald, „Spessart“ 1924/25.

18) Wrede: Rheinische Volkskunde, Seite 225, Anmerk. 347.

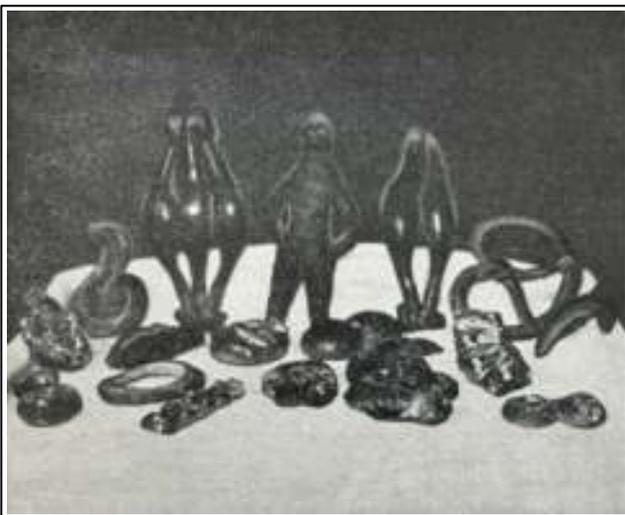


**Brezelkinder auf der Straße.**

Photo Ferd. Löber, Faulbach.

Die Kinder kommen vom Paten, manche Kinder erhalten sogar mehrere Brezeln.

[In der Haaggasse, vor dem Haus von Josef und Anna Fuchs]



**Gebildbrot der Aschaffener Gegend**

Deutlich ist das Schenkelgebäck zu erkennen. Das zweiteilige heißt in Laufach (bei Aschaffenburg) und auch in Eichelsbach (bei Obernburg) Mädchenschenkel, während das dreiteilige Bubenschenkel genannt wird. Es gibt sogar vier- und fünfteilige „Bubenschenkel“. Im Hessischen ist dieses Gebäck auch üblich; dagegen kennt man es in Würzburg nicht. An Neujahr wurde zu früherer Zeit in Wirtshäusern und auch zuweilen in Bäckereien um „Bubenschenkel“ gewürfelt oder gekartet; und zwar mit solchem Eifer, dass manch ehrsamer Bürger ein ganzes „Mänche“ (Mane, Korb!) voll Bubenschenkel verlor oder gewann. Allzu sesshafte, leidenschaftliche Bubenschenkel-spieler, die sich in der Neujahrsnacht von den Würfeln nicht trennen wollten, musste gar die Polizei „ausheben“!

Photo Ferd. Löber, Faulbach.

Über die von den Forschern erwähnten „safrangefärbten Därrbeinerchen" konnte ich erst nach mehrfacher Umfrage genaue Auskunft erhalten. Därrbäh(n)chen sagte man in Aschaffener Mundart. Von dem früher so beliebten Gebäck weiß man heute nichts mehr. Auch die „Bubenschenkel“ geraten allmählich in Vergessenheit. Wie sahen nun die „Därrbähchen“ aus? Es waren zwei oder drei schmale, kurze, aneinandergebäckene Stöllchen aus halbmürbem Teig, welchen man durch reichliche Zugabe von Safran recht gelb gefärbt hatte; darum „safrangelbe

Dürrbeinchen“ geheißen. Gewiss erinnern die Gebildbrote an den Opfer- und Knochenkult unserer Vorfahren. An die Erhaltung der Knochensubstanz knüpften mythische bzw. religiöse Anschauungen die Fortdauer des Lebens und das Mittel zur Wiederauflebung. Ich möchte hier vor allem auf das echt germanisch-deutsche Volksmärchen der Gebrüder Grimm: „Vom Machandelbaum“ hinweisen. Die Knochen sind der Sitz der Kraft und Macht. Fingerglieder bilden Zauberschlüssel für Diebe und machen unsichtbar (Herrleins Spessartsage vom Hirtenjörg! [bei Elsenfeld]) Die Schwester im Märchen von den „Sieben Raben“ schneidet sich ein Fingerlein ab, öffnet damit das Schloss und findet die verwünschten Brüder.

Ja; verblasste, entartete, gewohnheitsmäßig und gedankenlos geübte Altbräuche bergen zuweilen tieferen Sinn.

Neujahrsnacht ist Betteltag! Die Armen des Dorfes und der Umgegend wissen den Tag des Jahresbeginns besonders zu würdigen. Heute winken ihnen weit größere Gaben als sonst, wenn sie ihren Glückwunsch murmeln: Langes Leben, Gesundheit, Friede, Einigkeit und die ewige Glückseligkeit! In der Wertheimer Grafschaft (Michelrieth usw.) wünscht man „gesunden Leib, langes Leben und alles, was nützt und gut ist.“ Ob die Bettelgänge als Überreste der Wegzehrungssammlungen zu den lange währenden Germanenfesten 19) anzusehen sind, wie Volkskundler behaupten, mag dahingestellt bleiben, jedenfalls hat der Bauer besonders an Neujahr eine offene Hand für die Armen.

Berechtigt zum Sammeln sind an Neujahr die Nachtwächter, Schäfer und Schweinehirten, die Körbe voll Kuchen nachhause schleppen können. Andere Sammeltermine für Hirten waren in meiner Heimat das „Dickfest“ (Kirchenpatron) und Martini (Kirchweih!).

Den Handlungen an einem Tage wie Neujahr verlieh der Volksglaube außergewöhnliche Bedeutung. An Neujahr durfte man in Dörnsteinbach (Kahlgrund) kein frisches Hemd anziehen und keinen Apfel essen, sonst bekam man Geschwüre, in Faulbach dagegen wirkte Äpfelgenuss segensreich. Wer an Neujahr Schläge erhält, der kriegt sie das ganze Jahr (Dörnsteinbach) 20)

Im Biebertale (Orb!) sagte man auch den Obstbäumen das Neujahr an und umband den Stamm mit Strohkränzen; die Vegetationsdämonen, die nach heidnischer Meinung auch in den Bäumen hausten, mussten hold gestimmt und die bösen Dämonen (Hexen!) durch die Strohbinden abgewehrt werden.

## Dreikönig

Die geheiligte Zeit der mittwinterlichen Nächte endet mit dem Dreikönigsfeste, auch Großneujahr geheißen. In einzelnen Gemeinden, so in Faulbach (Bezirksamt Marktheidenfeld) wurden früher die Patenkinder trotz der vorausgegangenen Neujahrsbescherung neuerdings beschenkt; der Knabe mit einem Kuchen und das Mädchen mit einem seidenen Halstuch.

Die Dreikönigsbuben, ehemals alljährliche, gewohnte Spessartgäste, finden sich gegenwärtig fast nirgends mehr ein. Nur in Aschaffenburg und Umgebung (Damm, Hösbach, Schweinheim) betteln sie noch die Häuser ab und sagen etwa folgenden Spruch:

„Die heiligen drei Könige mit ihrem Stern, sie kommen daher und suchen den Herrn. Sie finden ihn, da kommen sie vor Herodes Haus; Herodes schaut zum Fenster heraus.“ „Warum ist der eine Ritter so schwarz?“ „Das ist der Ritter aus Mohrenland; wir andern sind so weiß wie Schnee, wir wollen miteinander ins Himmelreich gehn. Das Himmelreich ist das Paradeis, da sitzen die Engel reihenweis und singen und loben und preisen den Herrn.“

„Hoch über Palästinas Grenzen – fing ein heller Stern an zu glänzen sie fanden das Kind in Heu und Stroh – Maria und Joseph betrachten es froh.“

„Draußen im Wald – da ist es so kalt – da möcht man erfrieren – sein Leben verlieren – dem Hirten sein Gut (?) – dem Krippelein zu.“

---

19) Bei den alten Festzeiten durften die Armen an den Mahlstätten mitfeiern. Nun holen sie sich gewissermaßen ihren Anteil aus den Häusern.

20) Mitgeteilt von Johann Martin, Dörnsteinbach.

Wenn die Dreikönigsbuben eine Gabe erhalten, sprechen sie:

„Ihr habt uns eine Verehrung gegeben – ihr sollt das Jahr in Frieden verleben – Fried und Freud', kein Jammertal – wünschen wir in diesem Jahr – Euch und Euern Kindern – Euch und Euren Gsindern – Vater, Mutter, Weib und Kind – und allen, die im Hause sind.“ 21)

Im schon genannten Odenwalddorfe Kirchzell 22) ist bis heute ein altes Dreikönigsspiel erhalten geblieben: Drei Jungen stellen die Könige Kaspar, Melchior und Herodes dar. Diese tragen weiße Mäntel und rote Mützen. Herodes hat noch ein hölzernes Schwingmesser, das wohl ein Schwert andeuten soll.

Das Spiel der Buben verläuft folgendermaßen:

Alle drei beginnen: Wir sind die drei Weisen aus Morgenland, drei Engel von Gott gesandt. Melchior: Ich begrüße euch all ihr ehrbaren Leut –, die ihr da versammelt seid – ihr Herren und Damen gebet acht –, das ist eine schöne Sag' eine Historie aus der hl. Schrift – von der Geburt des Herrn Jesu Christ. Lasst uns erheben an und Gott einen fröhlichen Beistand tan. – Ich, König Melchior aus Österreich dessen Stern uns drei beleucht' – Wir gingen nach Bethlehem in die Stadt – — wir fanden Maria und das Kind — die Opfergaben wir geschwind, nicht nur Gold, Weihrauch – sondern auch – Leib und Seel nebst andern Gaben – die wir von ihm empfangen haben. Da fuhr der heilige Geist zurück – und dieses war Herodes Dück'. – Herodes war's beständig drum – das Kind Jesu zu bringen um.

Herodes: Ich, König Herodes, also schon – ich schwöre bei meinem Zepter und Thron – das ganze Land zu visitieren – das Kind in meine Hand zu führen. Wenn ich's nicht bring in meine Hand – so brauch ich weder Schloss noch Land, – zu Bethlehem und allen Orten wo Knäblein sind geboren worden – alle müssen mit ihm büßen – und ihr Leben dahin schließen – morden will ich's mit meinem Schwert („Herodes“ fuchtelt bei diesen Worten zornig mit dem Schwingmesser) – all hier auf dieser Erd.

Melchior: Und hört, was König Kaspar sagt:

Kaspar: Ich, König Kaspar, unbekannt – geboren in dem Morgenland – mein Herz erfreuet sich — die beiden hier berufen mich – so lass gefallen diese Ehr – und im Herzen noch viel mehr. Ich reise jetzt durchs jüdische Land – viel gelehrte Leut sind wohl bei der Hand – da wird man doch erfahren – wo der neugeborene König sei.

Herodes: Bist du der König aus Morgenland, so reich mir deine rechte Hand,

Kaspar: Meine rechte Hand reich ich dir nicht – weil du der falsche Herodes bist.

Herodes: So steche ich dir auf die Brust, dass du vor mir sterben musst. (Ersticht Kaspar.) –

Melchior sagt: Steh auf, mein Bruder!

Zum Schlusse singen alle drei das Lied: „Zu Bethlehem geboren.“



Aufnahme von Josef Becker, Aschaffenburg.

Die hl. 3 Könige mit ihrem Stern, sie kommen daher und suchen den Herrn. – –

Sie zeigen sich gegenwärtig nur noch in einzelnen Spessartdörfern und in den äußeren Stadtteilen, In das Stadtinnere wagen sich die bettelnden Buben nicht mehr. (S. Schilderung!)

21) Diesen Spruch sagten Dreikönigsbuben aus Damm!

22) Mitteilung von Paul Schilling, siehe auch Max Walter, „Deutsche Gauen“ 1913, S. 205.

Bei Karlstadt betreten die Sternsinger erst dann das Haus, wenn von innen die Worte herausgerufen werden:

Kommt herein in dieses Haus,  
Treibt alle bösen Geister aus!

Die drei Buben sagen ihren Spruch und singen hierauf ein hübsches Lied. 23)

Die jungen Darsteller werden mit Fleisch, Wurst und Eiern entlohnt. Am Dreikönigstage ziehen sie bloß durch den Heimatort, an den zwei nächsten Tagen durch die umliegenden Dörfer.

Ehemals verehrte der Bauer die drei Morgenländer als Schützer von Stall und Vieh und die Anfangsbuchstaben ihrer Namen fehlten an keiner Stalltüre.

An Dreikönig „wannern“ bei uns die Dienstboten. Grünbestrichene Leiterwägelchen rasseln durchs Dorf. Auf dem Holzkoffer sitzt der wandernde Dienstgeist und schützt getreulich die in die Kiste gepferchte Habe. Wechselten früher die Mägde nur den Hof, nicht aber das Dorf, so trugen angesehene Ortsmädchen das Wanderbündel zur neuen Dienststelle. Die Magd ging mit leeren Händen und die Bauertöchter rechneten sich das „Bündeltragen“ zur Ehre an.

Wenn in Richelbach 24) (Miltenberg) die Knechte ziehen, so machen die Burschen Radau durch Peitschenknallen. Bleibt der Knecht beim Platzwechsel im Dorfe, so bringen die Kameraden den Koffer zum neuen Dienstherrn, welcher den neuen Knecht nebst seinen Freunden zu bewirten hat. In Großostheim wird der Bündel „gerückt“ und der „Bündelwein“ getrunken. Bereits Wochen zuvor fragt man die Knechte und Mägde: Ist der Bündel gerückt? Bleibt ein Mädchen auf seiner Stelle, so rücken die im Hause verkehrenden Burschen den Koffer in die Gesindestube. Das Mädchen wartet Kaffee und Kuchen auf. Eine neu eintretende Magd ist von ihren Freundinnen begleitet, von denen die erste den Gruß mit folgenden Worten bietet: „Glück roi, mer bringe e nei' Mädeche noi! Un hoffe, sie werd' recht fleißig soi.“ (Bayerland 1924 S. 58). Zu Urphar a. Main 25) war der Wander- oder Bündelistag am zweiten Weihnachtstag, heute ist er an Lichtmeß oder auch an Neujahr. Da singen die Dienstboten:

„Heit is mei Wannerstag, morje mei Ziel;  
Schickt mi mei Vetter fort, geit mer net viel!  
Geit er mer en Grosche, schlag i em uff d' Gosche!“

Zu Michelrieth hieß man Dreikönig das Dienstbotenneujahr. Da wurden Knechte und Mägde mit Eiern, Speck und Zehnpfennigsbrezeln beschenkt.

Von Großneujahr ab, manchmal gar erst an Fastnacht trat früher der Bauer des Vorspessarts seinen eigentlichen Winterurlaub an. Vorher klapperten fast täglich die Dreschflegel oder es knarrte die Göpelmachine ihre eintönige Surrmelodie. Der Bauer begab sich des Abends bald zur Ruhe, während die Bäuerin schon seit Ende Oktober allnächtlich am Spinnrad saß, um unermüdlich die Spule kreisen zu lassen. Nunmehr begann auch der Bauer sein Geschäft, nämlich das Haspeln. Die Arbeit floss bei traulichem Gespräch, bei Sang und Scherz munter voran. Spinnstuben gibt es im Spessart keine mehr. An ihre Stelle trat mancherorts die „Strickstube“. Hiervon wird in der Reihe der Ausführungen noch die Rede sein.

Das Dreikönigsfest ist von altersher in der Umgegend Stadtprozelten der Frauen Gesellschaftstag. Ein jedes Weib muss heute „ausgeführt“ werden, so gebietet es die Sitte. Und es würde Aufsehen erregen, fände man Dreikönig die Frau nicht an der Seite ihres Mannes im Gasthause.

---

23) Text von Spruch und Lied in „Deutsche Gaue“ 1911, Doppelheft 285 u. 286. Siehe auch Sternsingerlied von K. I. Scheuring im „Spessart“ Nr. 1, 1928.

24) Mitgeteilt von Gensler, Richelbach.

25) Urphar am Main: Ein Beitrag zur Geschichte und Kulturgeschichte der ehemaligen Grafschaft Wertheim v. Gust. Rommel.

## Sebastianus 26)

(20. Januar)

Das Sebastianifest lockt viele Wallfahrer nach dem sagenumwobenen Kloster Himmelthal. Sie kommen vom Maingrunde: Rück, Elsenfeld und vom oberen Elsavatale: Sommerau und Hobbach. Auch von den Höhen ziehen sie schon frühmorgens der Klosterkirche zu, von Eichelsbach, Streit, Mönchberg und Schmachtenberg. Namentlich die Jungfrauen finden sich zahlreich vor der Sebastianistatue ein, um sich „Knaugen“ zu lassen. Verharrt die Evastochter in eifrigem Gebet vor dem Bilde des genannten Heiligen, so kündet er ihr durch Neigen (Knaugen) des Hauptes für selbiges Jahr die bräutliche Würde an. Die Mädchen meinen's wahrlich gut, wenn sie so inständig bitten: Heiliger Sebastian schaff mir an (einen), brav und reich, ich bedank mich gleich. Weniger anspruchsvoll ist jene Jungfer, welche da betet: Hl. Sebastian, schaff mir an, mag er sein krumm oder lahm!

Heute pulst buntes Leben über den geräumigen Hof. Mehrere Buden sorgen für Wallwecke und Lebkuchen. Zwei Glöcklein rufen schrill zum Gottesdienst. Übervoll ist die große Kirche. Das Hochamt beginnt. Die Orgel knarrt und quietscht zunächst, bis sie wieder eingespielt ist. Denn nur ein- bis zweimal im Jahre darf sie ihre Stimmen erklingen lassen. Die gute, alte Orgel ringt nach Atem und ihre Töne haben rostigen Klang. Doch frommer Sinn hört darüber hinweg und sorgenschwere Herzen vertrauen dem hl. Martyrer ihre Nöte.

Nachmittags lichtet sich die Leutemenge. Es wird wieder still an der einstigen Klostersiedlung. Statt dem Geplauder der vielen Menschen vernimmst du das Murmeln der Elsava, höchstens noch den befehlenden Ruf des Hofpächters oder – einen Uhuschrei vom wurfnahen Walde.



Photo Klemens Alfen, Aschaffenburg

Das sind nicht die volkstümlichen, sondern „vornehere“ Dreikönige, wie sie von Knaben wohlhabender Bürgersfamilien dargestellt werden.

Ihr Gewand besteht nicht (wie bei den volksmäßigen) im bloßen Hemdüberwurf, sondern es ist – wie man sieht – weit kostspieliger. Die Geldkasse dient eher als Schmuckstück statt dem Sammelzwecke.

---

26) Bei Karlstadt brennt der Hausvater an St. Sebastian einen Wachholderzweig an und geht mit dem brennenden Wedel im ganzen Haus herum und räuchert es aus. Dadurch sollen Unglück, Seuche, Krankheit ferngehalten werden. „Deutsche Gaue.“

Der hl. Sebastian ist ferner Kirchenpatron in den Orten Bürgstadt, Lengfurt, Dorfprozelten, Breitenbrunn, Watterbach und Neudorf. In Bürgstadt kommen gemäß einer alten Stiftung an sämtliche Schulkinder die „Bruderschaftswecke“ (der Sebastianibruderschaft) zur Verteilung. Besonders feierlich begeht man das Sebastianifest zu Lengfurt a. Main. Schon am Vorabend zieht die Musik durch die Gassen, begleitet von der Fackel tragenden Jugend. Das Sebastianbild am Sockel der bekannten Dreifaltigkeitssäule ist geschmückt. Und hier (auf dem Marktplatze) wogt des Nachmittags buntes Festtreiben.

## Besondere Tage im Februar

### Maria Lichtmeß

Bis zu diesem Feste musste früher der Spessarter sein Getreide ausgedroschen haben, wenn er nicht in den Ruf eines Faulenzers kommen wollte. Die meisten Bauern hatten den Erntedrusch ja schon vor Dreikönig beendet.

Und auch das Spinnrad bekam Ruhe und wurde in die Oberstube gestellt, wo es in der Ecke bis zum nächsten November unberührt blieb. Darum auch der Spruch „Maria Lichtmeß, die Frau das Spinnen vergeß!“

Beim vormittägigen Gottesdienste – Maria Lichtmeß war ehemals gesetzlicher Feiertag – weihte der Priester am Seitenaltar die Wachsstöcke, welche der Christ aus dem Lande allgemein in Gebrauch hatte. Es gab einfache und reich verzierte Wachsstöcke; es gab größere kugelförmige für die Frauen, dann solche in runden oder schmalen eckigen Säulen für die Mädchen und ganz kleine für Kinder. Wann verwendete man nun die Wachsstöcke? Bei Seelenämtern flackerten ihre Lichtlein aus den Kirchenbänken, bei drohenden Gewittern nahm die Mutter den Wachsstock aus der Schublade und sein gelbes Flämmchen dämpfte die Angst vor dem schweren Wetter. Ferner brannte er jeden Samstag Abend zu Ehren der Jungfrau Maria. Denn der katholische Christ glaubte, dass dann seine Seele nicht verloren sein könnte, weil diese beim Tode von der Mutter Gottes abgeholt und in den Himmel getragen würde. Das folgende alte Lied, welches ich als Kind im Elternhause [in Sommerau] oft mitgesungen, gibt Zeugnis von jenem Glauben des religiösen Spessarters.

Maria wollt mit einer armen Seel  
ins Himmelreich neingehn  
Und als sie an die Pforte kam  
Da klopfte Maria an.  
Sankt Petrus sprach, wer draußen stünd.  
„Maria mit einer armen Seel!“  
„Maria soll reine, soll reine gehn,  
Aber die arme Seel soll bleiben stehn.“

„Lieber, dass die arme Seel soll bleiben stehn,  
Lieber will ich für sie in die Hölle gehn!“  
Und Sankt Petrus sprach:  
„Was hat die Seele dir getan?“  
„Sie hat mir alle Samstag  
'n Wachsstock angebrennt.“  
(Wird wiederholt.)

Nach dem Mittagsgottesdienste erteilte der Geistliche seinen Pfarrkindern den Blasiussegen. Das Volk sagte: „Es wird geblasen“. Durch das Anlegen der Blasiuskerzen sollte Halsübeln vorgebeugt werden. Jung und alt versäumte nicht, den Blasiussegen zu empfangen. Die Schulbuben beobachteten einander gar aufmerksam, ob einer beim Kerzenflimmern unruhig würde. „Ich hätte

mich nicht gezuckt und wären mir die Haare versengt worden!“ prahlte ein jeder hinterher; denn „Unerschrockenheit“ galt bei Schuljungen schon immer als oberste Tugend.

An Lichtmeß knüpfen sich auch Wetterprophezeiungen. „Sonnt sich der Dachs in der Lichtmeßwoche, geht er auf vier Wochen wieder zum Loche“. (Rothenbuch.) Ähnlich meinte der Eichelsbacher Bauersmann: „Wenn der Dachs am Lichtmeßtage die Höhle verlässt und seinen Schatten sieht, dann muss er noch sechs Wochen in die Höhle zurück.“ Frühzeitiger Sonnenschein ist ein schlimmer Vorbote für Wetter und Ernteertrag. Das kündigt auch folgende Bauernregel: „Wenn an Lichtmeß die Sonne scheint auf die Miste, bringt der Bauer sein Futter in die Kiste.“

Der 2. Februar wurde in früheren Jahren zu Streit als Abstinenztag gehalten. Wer gesund bleiben wollte, durfte kein Fleisch genießen.

Eine Woche nach Lichtmeß ist der Tag der heiligen

### **Apollonia.**

Da verbot alte Volksmeinung den Gang ans Wasser; viel Zahnweh das Jahr hindurch müsste sonst die Strafe sein. Bei heftigen Zahnschmerzen flehte man zu Sankt „Aplone“; derselben wurden nämlich nach der Legende von den marternden Schergen sämtliche Zähne ausgerissen.

### **Valentinustag (14. Febr.)**

„Mutter“, bat und bettelte ich, „nimm mich heuer mit auf den Valentinustag, nächstes Jahr bin ich schon in der Schule. Ich will doch die „Hinkel“ sehen!“

So wanderten also Mutter und ich in der kalten Morgenfrühe den Elsavagrund aufwärts eine Stunde weit nach Wintersbach. Dort ist der hl. Valentin Kirchenpatron. Die „Hinkel“ sehen; das war mein kindliches Verlangen. Was erblickte ich hart neben der Kirche? Einen Steinstill. Darin plauderte in lustigem Gackerton eine Hühnerschar um die Wette. Das vielstimmige Hühnerkonzert mischte sich vorlaut in die getragenen Orgelmelodien. Was will das Federvieh bei der Kirche? Mancher Ortsbürger opfert nämlich dem hl. Valentin ein fettes Huhn mit dem frommen Flehen, das Haus vor Unglück zu beschirmen, insonderheit die Familie vor der fallenden Krankheit (Epilepsie) zu behüten. Nach dem Frühgottesdienst kommt das Huhn „unter den Hammer“. Der Meistbietende trägt sein „Hinkel“ sorgsam heimwärts: nun steht er in Gunst bei dem großen Heiligen. Der Erlös für das Huhn, oft 20 Mark, kommt in den Opferstock oder dient sonst einem frommen Zwecke.



Aufnahme von Georg Keimel,  
Krausenbach

#### **Hühneropfer am „Vältestag“ in Wintersbach.**

Das Bild zeigt den Steinschuppen, in welchem die Hühner untergebracht sind. Das steinerne Hühnergelaß wird zum Festtag förmlich als Altar hergerichtet (Statue des hl. Valentinus und Kerzen.) Die Vorderwand ist durch ein großes Bild verdeckt. Dieses stellt eine Begebenheit aus dem Leben des viel verehrten Heiligen dar. Eingang des Steinstillen links.

In Richelbach steht der Bauer am „Vältestag“ früh um 6 Uhr auf und fängt sich im Hühnerstall ein fettes Huhn. Er muss es aber an den Füßen erwischen, wenn er's an den Flügeln kriegt, muss er's wieder laufen lassen und ein andres fangen. Auch er opfert das Huhn dem hl. Valentin und glaubt dadurch seine sämtlichen Tiere vor gefährlicher Krankheit zu behüten.

## Den Peterstag

nennt Julius Lippert ein Frühlingsfest aus der Fremde. In Rom beging man nämlich Ende Februar eine Festzeit, die Terminalien oder Lupercalien. Um die heidnischen Römerfestlichkeiten zu verdrängen, führte der Papst das Fest der Thronbesteigung Petri ein. Mit der kirchlichen Petrifeier verband sich in Deutschland einheimischer, germanischer Festglaube und germanischer Brauch. An germanischen Festen nahmen die Götter, bzw. die Geister teil und kamen in Nähe der Menschen. Die gestürzten Germanengötter wurden den Neuchristen zu Unholden, Dämonen. Diese mussten verscheucht, vertrieben werden, da sie sich bei den christlichen Festen einschleichen wollten. Wodurch gedachte menschlicher Sinn sie fernzuhalten? Durch kräftige Zaubersprüche (bei Leichenfeiern!) und vor allem durch großen Lärm (Neujahrsschießen!) Die Geister und Geistchen verbargen sich in der Gestalt von allerlei Gewürm. Abgesetzt von christlicher Anschauung, wollten sie – den Menschen zum Trotz – in Erdennähe weilen, aber nicht als Freunde, als wohlmeinende Gottheiten wie ehemals zur Heidenzeit, sondern als tückische, böswillige Dämonen. Da mussten freilich die Menschen sie zu vertreiben suchen durch einen „Heidenlärm“.

Lippert berichtet, dass am Peterstag der westfälische Bauer mit einem Hammer an die Eckpfosten der Häuser und Stallungen schlug und vereint mit einem kräftigen Spruch – die Kröten, Schlangen und Molche vertrieb, in welchen sich ja gemäß dem Volksglauben die Unholde, bzw. Geister versteckt hielten. Wurde die Handlung unterlassen, so nistete sich allerlei Ungeziefer im Hause ein. Wie seltsam unverstandene Bräuche sich abschwächen können, ersieht man daraus, dass auch im Spessart die Gewohnheit herrschte, am Peterstag die Tauben- und Hühnerställe zu reinigen. Sonst nahm das Ungeziefer überhand, es kamen Läuse und Flöhe in die Ställe. Warum soll das Hühnerhaus gerade am Peterstag „ausgeputzt“ werden? fragte ich als Knabe die Großmutter. Sie antwortete: Unsere Eltern haben es so gehalten und so tun wir es auch.

Nach altem Herkommen fütterte man am Peterstag die Hühner in ihrem Stalle; 27) dann legten die Hennen während des ganzen Jahres nicht „weg“, nicht in Verstecke und nicht in den fremden Hof.

Die Länge des Spessartwinters (oder Schmalhans in der Scheune) kennzeichnet folgende in Leidersbach, Ebersbach und Eichelsbach umlaufende Redensart. Am Peterstag muss der Bauer noch das halbe Dörrfutter haben, wenn's „nauslangen“ soll.

Am 22. Februar traten zu früherer Zeit (in verschiedenen Spessartdörfern noch jetzt) die Gemeindegirten ihren Dienst an (Schäfer und Schweinehirten). Sie „wanderten“, denn sie waren meist Fremde. Sie wurden „gedingt“ für die (Zeit vom Peterstag bis zum nächstjährigen Peterstag. In früheren Jahrhunderten trieben sie des Vormittags das Rindvieh und am Nachmittag die Schweine aus. Für ein Herdentier erhielt der Hirte eine gewisse Menge Korn, in meinem Heimatdorfe etwa ein „Simmern“. An Martini sammelte der Hirte „Schluttefrucht“; d. s. Bohnen, Erbsen und Linsen.

Zu Birkenfeld (bei Marktheidenfeld) wurden im Jahre 1713 den Hirten folgende Dienstobliegenheiten zugewiesen:

Arme und bresthafte Leute, die im Dorfe keine Herberge bekommen, müssen sie aufnehmen. – Wenn ein Feind ins Land kommt, sollen sie bei ihren Herden bleiben; die Gemeinde verspricht ihnen beizustehen. – Die Hirten waren verbunden, die Toten zu begraben, aber nur die Leute, die schon zu Gottes Tisch gegangen sind, und diese Toten anzuziehen. Vom „Totenmahl“ haben sie ein Stück Brot und 2 Maß Wein zu bekommen oder 2 Batzen. Für die Bestattung eines Kindes soll jeder 7 Schilling erhalten und seine Kost oder 2 Batzen hierfür. – Der Kuhhirt hat vom Anfange der Hut bis Schnee liegt auszutreiben. – Jeder Hirt darf eine Ziege (eigentümliche) mittreiben. – Die Hirten sollen frühzeitig tuten und erst in der Abendstunde einfahren. Bei übergroßer Hitze soll der

---

27) Zu Altenbuch soll man sie im „Reif“ (Ring) füttern und in Kirchzell (Odenwald) soll man am Fastnacht-Dienstag beim Füttern mit der Hand drei Kreise um sie schlagen; dann holt der Geier die Hühner nicht (Walter, Ernstal), siehe „Deutsche Gaue“ 1912, S. 183.

Schweinehirt von Walburgi bis Bartholomäus mittags heimtreiben dürfen, ebenso bei kaltem Regenwetter. 28)

Um Petri Stuhlfeier beging man in der Vergangenheit den „gemeinen“ Tag (Gemeindetag). Da versammelten sich die Ortsbürger zu älterer Zeit im Freien unter der Dorflinde und später im Rathause. (Bei den Altgermanen ward der „Ring“ an einem heiligen Orte geschlossen, auf dem Kirchhof oder unter der Dorflinde.) Gewöhnlich gab in den letzten Jahrhunderten die Glocke das Zeichen zum Versammlungsbeginn. 's „Glöckle“ läutet noch heute in verschiedenen Dörfern zu gemeindlichen Zusammenkünften.

Ich entsinne mich genau, dass am Peterstage mein Vater [in Sommerau] einer Gemeindefest anwohnen musste. Wer ohne triftigen Grund nicht erschien, hatte eine Buße zu zahlen. Am „gemeinen“ Tage ward über Wohl und Wehe der Gemeinde beraten (Flur, Wald, Weide, Wasser, Wege, „Rug“, Armenversorgung, Ortsschutz, Versteigerungen usf.) Einst war der Gemeinde-Tag fürs Dorf ein allgemeiner Feiertag. Die Armen wurden beschenkt, die Kinder erhielten Festwecke, es wurde getrunken, gesungen und getanzt. In der Wertheimer Gegend (Grafschaft) hieß man den Tag, welcher dem Gemeindewohl galt, Burkardstag. (Nach der Mundart „Borchert“.) 29)

## Fastnacht

Den Ursprung der Fastnacht leiten die meisten Forscher auf den Götterumzug der Frau Holle oder Berchta zurück, von den deutschheidnischen „Haingemeinden“ bildlich und dramatisch dargestellt durch Teufelslarven und Nachahmung von Tiergestalten. Andere Volkskundler wieder wollen im Fastnachtsrummel eine Anlehnung an die römischen Saturnalien erkennen. (Jedenfalls lassen sich am Verlaufe der Fastnacht noch deutlich drei Typen germanischer Festformen feststellen: 1. Das Einsammeln der Gaben und das Mahl, 2. Die Arbeitsruhe und 3. Das Lärmen, bzw. das Austreiben des Geisterspuks.

In Richelbach 30) (Odenwald) sammeln „Masken“ und Unmaskierte Fleisch, der Bauer wartet heute den Besuchern besonders reichlich zu essen und zu trinken auf und in der Gegend von Amorbach muss man sich an Fastnacht „zum Krüppel fressen“. 31)

In Kirchzell zieht die Jugend von Haus zu Haus und bekommt Kuchen, Hutzeln oder Geld. 32) Dass auch unsere Ureltern an Fasching dem Vergnügen, dem Schmausen und Trinken oblagen, bekundet eine Fastenvorschrift des Aschaffener Vizedoms vom 5. Februar 1594. 33) „Dass man zu wissen Fastnachtszeit frölig und guter Ding sein soll, auch jedem frei stehn, seine Freunde und benachbarte zu laden. Sollen aber von butz Volsauffen, fluch und schweren sich gantzlich enthalten und kein Sindenspiel treiben.“ Am Herren- Fastnachtssonntag hatte die Aschaffener Zunft der Leinenweber ihren Mitgliedern ein Gelage vergünstigt, das mit Streit und Prügelei endigte. In der Rechnung meiner kleinen Heimatgemeinde [Sommerau] las ich folgenden Vermerk: „An Fastnacht 1702 wurden der Gemeinde zum Besten gegeben 15 fl. 12 kr.“ Auch die Chronik von Röllbach (b. Klingenberg) meldet, dass an Fastnacht der Gemeinde „zum Besten“ gegeben ward. „Zu Urphar a. Main feierten hauptsächlich die Frauen Fastnacht. 34) Sie schwelgten auf Gemeindegeldern. Auf dem Rathaus wurde ein Fass Wein aufgelegt. Die Weiber brachten ihre Becher mit und die Gerichtspersonen schenkten den Wein aus. Das war die sogen. Weiberfastnacht, der Weibertrunk. Gewöhnlich bekam jede Frau noch eine Maß Wein mit heim für den Mann.

---

28) K. Spiegel in Mitteilg. u. Umfrg. z. bayer. Volkskde. 1899.

29) Geschichte von Urphar am Main. S. 95 (Gustav Rommels).

30) Mitget. v. N. Gensler, Richelbach.

31) Fastnachtsbräuche im bayer. Odenwald: Max Walter im Mainkalender 1922.

32) Mitteilg. v. Jos. Adam Heß, Kirchzell.

33) Bayerlein, Aschaffener Kultur- und Geschichtsbilder.

34) Gustav Rommel, Geschichte v. Urphar.

Im Odenwald 35) kochen die Hausmütter am Faschelmontag Kartoffelschnitz mit einem extra großen Stück Dörrfleisch darin. Darum lautet ein alter Kinderspruch: „Ei, du liebe Faschelnacht, ei du liebe Zeit, mei Mutter kocht Kartoffelschnitz, m'r meint, sie wär net gescheit.“ Das verlockende Trumm Dörrfleisch darf aber bei der ersten Mahlzeit nicht gegessen werden – nur die Kartoffelschnitz dürfen verzehrt werden. Erst am Fascheldienstag zerteilt man das Fleisch in kleine Brocken, schneidet dazu 5 – 6 Wecke ein und gibt beides in eine Pfanne, in der das Fett schwimmt. Über das Ganze werden etwa 20 Eier geschlagen und gebacken. Das gibt den im Odenwald berühmten „Schmuz“, der an der Hauptfastnacht als Frühstück dient. Bei uns im Spessart finden sich an „Fosenocht“ die feisten Hefeklöß (Hefeküchli, Dampfnudel) auf dem Mittagstische. Im protestantischen Eschau genießt man Dienstags die Ölkräppel, die im Kohlöl gebacken werden. Im katholischen Nachbarorte Sommerau isst man die Ölkräppel erst am Aschermittwoch.

Zu Eichelsbach versammeln sich am Fastnacht-Dienstag die Burschen des Dorfes zum „Hammeltanz“. Sie kaufen einen Hammel und ziehen mit ihm auf eine Wiese. Dem Zuge voraus geht ein Bursche mit einer Fahne (Bohnenstange mit einem Taschentuch daran) und ein zweiter mit einem Tiegel. Auf der Wiese angekommen, stecken sie die Fahne in die Erde. An diese wird der Hammel gebunden. Die Burschen fassen sich bei den Händen und tanzen um den Hammel herum, bis er Anfänge zum Entrinnen macht. Nun werden einem Burschen die Augen zugebunden. Er bekommt eine lange Stange in die Hand und muss den Tiegel zusammenschlagen. Die anderen stellen den Tiegel gewöhnlich so hin, dass ihn der „Blinde“ auf drei Schläge trifft. Die Burschen haben das schon so untereinander ausgemacht, dass jener den Hammel bekommt. Dann ziehen sie heim in die Wohnung des „Siegere“, der, den Hammel auf der Schulter, vorangeht. Der Sieger sorgt nun für ein Mahl, wobei die Burschen auf seine Kosten bis in den späten Abend hinein zechen.

Außer dem Schmausen charakterisierte einst völlige Arbeitsruhe den Fastnacht-Dienstag als Festtag. In der neueren Zeit steht er nur noch im Range eines halben Ruhetages. Von Mittag ab schaffte zu meiner Jugendzeit kein Bauer, kein Knecht mehr. Gewisse Arbeiten, wie Spinnen und Brotbacken, waren streng untersagt. Die Geister sind wieder los, da soll das Vieh im Stalle bleiben und niemand darf sich in Flur und Wald wagen; denn der wilde Jäger saust durch die Lüfte. Vom Odenwald kommend, setzt er bei Großwallstadt über den Main, fährt die Spessartberge hinauf und wieder ins Maintal hinab, um bei Prozelten neuerdings über den Fluss zu queren. Der Hofbauer zu Breuberg (Odenwald) und jener zu Eichelsbach (Spessart) [im Schafhof Sommerau] mussten die Scheuertore öffnen, weil der wilde Jäger seinen Weg gerade durch diese Scheunen nahm. In etwa Einmeterhöhe brauste der Geisterzug dahin und wehe dem, der dem Schattenheer in die Bahn geriet. Sich langwegs auf den Boden zu werfen, war am tunlichsten. Dann streiften die Unholde darüber hinweg. Dem aufrecht Dahin-schreitenden jedoch mähte der Teufelsjäger das Haupt ab. Als ein Mann aus Volkersbrunn die jagenden Geistergestalten erblickte, fiel ihm vor Schreck ein Auge zu, das für immer geschlossen blieb.

Manche wollen das Kläffen vieler Hunde gehört, doch nichts gesehen haben. Andere hörten, wie der wilde Jäger seiner Rüde zurief: „Da her, da her!“ Schnell legten sich die Geängstigten auf den Boden, bis der Geistertrass vorüber war.

Den im Walde Arbeitenden schreckte nach der Volksmeinung nicht nur das Gejaid des Höllenjägers, sondern es drohte ihm auch sonstiges Unglück. So wurde der „Schreckenmüller“ aus Krausenbach von einem stürzenden Stamme erschlagen.

Und in Neuhütten war ein Mann, der an Fastnacht im Walde Bäume ausputzte. Abends kam er nicht heim. Da ging die ganze Gemeinde nach ihm streifen. Endlich fand man ihn tot im Gezweige hängen. Er hatte sich zur größeren Sicherheit angebunden und war jedenfalls von einem abgesägten Aste zu Tode getroffen worden.

Den Mummenschanz schätzte man einst als die Krone aller Fastnachtvergnügungen, während er im letzten Jahre vor dem Weltkriege – wenigstens auf dem Lande – dem Erlöschen nahe rückte.

---

35) Kübert, Amorbach, in „Deutsche Gaue“.

Durch die Spessarter und Odenwälder Dorfgassen lärmten früher bemerkenswerte Maskentrupps, worunter der Teufel mit dem Schürhaken selten fehlte. „Wer an Fastnacht kein Narr ist, der ist das ganze Jahr einer“, lautete einst das Losungswort.

In den Ortschaften Breitenbrunn und Faulbach (Bez. Marktheidenfeld) fielen mir vor etwa zwei Jahrzehnten unter den „Fasnachtern“ einige junge Leute auf, die von oben bis unten in Stroh gehüllt und mit Strohseilen umbunden waren. Zu Eichelsbach bildete ehemals die Hauptnarrenerscheinung ein Bursche, der in einer gehörnten Tierhaut steckte und auf Händen und Füßen krabbelte. 36) Unter Gejohle und Musik wurde das „Tier“ im Dorfe herumgeführt und ein Bursche ritt auf ihm, während die Begleiter allerlei Späße und Neckereien trieben. Nachmittags oder abends gingen verkleidete Burschen in die Häuser, tanzten und sammelten Eier, Speck und Geld.

In der Neuzeit ist das Maskieren auf dem platten Lande fast nur den Buben überlassen. Diese leisten sich bescheidene Verwandlungen, indem sie selbstgefertigte, aus weißem Papier geschnittene Larven vorziehen, worauf mit Kohle Augenbrauen, Mundränder und ein mächtiger Schnurrbart gemalt sind. Um den Körper schlottert ein weißes Leinenhemd und der Kopf steckt in einem struppigen Zylinder. Damit ist der „Narr“ fertig.

Wenn auch die erwachsene Dorfjugend selten mehr ins Narrengewand schlüpft, die Tanzmusik will sie nicht entbehren. Meist in jedem Orte wirbeln Sonntags oder Dienstags die Jünglinge und Mädchen in lustigem Tanze.

Im Odenwaldstädtchen Amorbach lebte bis in die letzten Jahrzehnte der Brauch des „Faschelrädle“. Unbescholtene Burschen und Mädchen zogen an den Faschingstagen mit Musik durch die Stadt. Auf einem Gestell wurde das Faschelrädle mitgetragen. Dieses bestand aus drei waagrecht übereinander angebrachten Rädchen in verschiedener Größe und war geschmückt mit bunten Bändern und Tüchern, Brezeln, Flachs, Tabak und dergleichen. Vor dem Rathause machte der Zug erstmals Halt. Hier wurde der Bürgermeister begrüßt. Dieser ließ durch eine Bürgersfrau dem Führer des Zuges eine Flasche Wein reichen, die sogleich auf das Wohl des Stadtoberhauptes getrunken wurde. Dann tanzten die munteren Paare dreimal um das Faschelrädle und zogen weiter. Vor dem fürstlichen Palais, dem Amtsgericht, dem Pfarrhause und auf größeren freien Plätzen wurden die Schätze des „Faschelrädle“ unter die Jugend verteilt. In Neuhütten (Bez.-Amt Lohr) ist der Brauch des „Faselrades“ jetzt noch üblich. Ein altes Wagenrad wird so dicht wie möglich mit Stroh umwickelt und auf einen Berg gefahren. Nun stecken die Burschen eine lange Stange durch die Achse und zünden das Rad an. Dies rollen sie alsdann jubelnd den Abhang hinunter. Das rollende Feuerrad, welches im Saus die Finsternis durchfurcht, die absprühenden Funken, die durchs Dunkel zucken und dann erlöschen, die schattenhaften Gestalten, welche im Lichte der Feuerscheibe abwärts huschen: das sind Eindrücke von eigenartiger Schönheit. 37)

Ein Merkmal altdeutscher Festfeier tritt an Fastnacht außerordentlich krass hervor; d. i. der Lärm. Ob Gesang oder Gejodel, ob Maskengeschrei bei Umzügen oder Heulen beim Verabschieden der „Fasnacht“ oder ob Dudeln mit der Plärrtrompete und Schlagen mit Klapper und Fächer! es muss tüchtig gelärmt werden. Lärmen sollte bei den Altgermanen das Fernhalten, Vertreiben unlieber Geister bezwecken. Mit der Einführung der 40-tägigen Fasten begann eine stille Zeit; in die Feier der Frühlingsfeste ward so ein wirksamer Keil getrieben. Lärm war in den Fasten verboten. Um Lätare oder Palmarum musste infolge des Kirchengebotes besinnliche Stille, Trauerstimmung herrschen. So verdichteten sich, drängten sich die Festbräuche auf den Fastnachtstermin und die Ausgelassenheit tobte da stärker als an jedem anderen Feste.

---

36) Ähnliche Vermummungen zu Günzburg a. D.; siehe „Deutsche Gaue“ 1917, 2. H., S. 23.

37) Den Germanen waren die Feuerräder Abbilder der Sonne. Dadurch, dass man sie über die Flur ins Tal rollen ließ, wollte man die jungen Saaten aus der Scholle locken, indem man sie gleichsam mit künstlichen Sonnen bestrahlte. Dr. Heger in „Frank. Heimat“ 1925, Heft 3. NB. Die Vegetationsdämonen lieben das Licht! Auch glaubte man durch zahlreiche Feuerräder die Macht der Sonne zu stärken; Dr. Karl Clemen: Deutscher Glaube und Volksbrauch, S. 45.

Der Frühling wollte nahen. Die Geister des Wachstums regten sich in der Natur, die Dämonen der Vegetation, welche nach heidnischem Glauben allüberall das Keimen, Sprießen und Gedeihen der Pflanzen bewerkstelligten. Die bösen Dämonen (Geister) suchten das Schaffen der Wachstumgeister, der wohlgesinnten Dämonen zu hindern. Die bösen Geister begünstigten die Winterstarre, die Unfruchtbarkeit, den Tod. Und solche Dämonen bzw. den Tod oder was hier gleichbedeutend ist, die Unfruchtbarkeit, musste man fernhalten, fortschicken, vertreiben. Und wenn nötig, mit Gewalt-, durch Klopfen, Lärmen, Schreien. Je größer der Lärm, desto gewisser die Flucht, das Fernbleiben der Todesgeister, desto üppiger gedeiht dann das Leben, die Vegetation, desto größer ist die Fruchtbarkeit im laufenden Jahre.

In der Gelnhausener Gegend suchen die Kinder an Fastnacht in allen Winkeln nach zerbrochenen Blechtöpfen, Deckeln und Gießkannen und werfen das Gerümpel wider Treppen, Türen und Häuser, nur um Lärm zu machen.

Um die Mitternacht des Faschingsdienstags wird mancherorten die „Fastnacht“ verbrannt, bzw. feierlich begraben. Die Breitendieler Burschen ziehen mit überlautem Klagegeheul vors Dorf hinaus. Eine mit Scherben und altem Eisen gefüllte Kiste markiert die Fasnacht. Sie wird angezündet. Die Reste versenkt man in die Erde. „O du liebe, liebe Fasnacht“, jammern dabei die Burschen, scheinbar in herbstem Schmerz. Dann geht's wieder im Zuge bei munterem Sange heimwärts.

In Reistenhausen wurde noch um 1900 die Fastnacht in Gestalt einer Strohpuppe verbrannt, ebenso in Kirchzell. Auch in Fechenbach wurde einst die Fastnacht verbrannt (die gedachte, bzw. unverkörperte!). Die Burschen hüllten sich in weiße Tücher und zogen vors Dorf hinaus. Eine jede, so gespensterhaft dahinwandelnde Gestalt trug ihre Beisteuer für den fastnächtlichen Scheiterhaufen: ein Stück Holz oder einen Büschel Stroh. Draußen auf dem Acker ging der Holzstoß in Flammen auf. Sämtliche Burschen wagten den Sprung übers Feuer und ihr Gejohle flog mit dem Feuerschein um die Wette über die Fluren hin. 38)

In Schneeberg 39) wurde die Fastnacht ausgegraben und wieder begraben, aber nicht verkörpert. Man bedeckte einen Karren mit einem Tuch und dachte sich darunter die Fastnacht liegend. Wie begründet der kundige Julius Lippert das Verbrennen bzw. Begraben der Fastnacht?

„Am Schluss des Faschings tritt das altheidnische Element hervor. Wenn man sich selbst bei einem Feste um die ehemals mitspielenden Geister gar nicht kümmert; zum Schlusse, da man sie der eigenen Ruhe wegen heimgeleiten, heimschicken oder mit allen Mitteln der Gewalt vertreiben will, erinnert man sich ihrer sicherlich. So geht es in der Faschingszeit mit dem sichtbaren Zeichen der Geisterherrschaft, das sonst nicht leicht bei einem germanischen Feste fehlt – dem Baum oder einer Puppe oder beiden zusammen. Beim Faschingsfeste vermischen wir ein solches, wohl weil die herumgetragenen Mummereien einmal selbst ein solches vorstellten; jetzt aber, da das Fest zu Ende geht, und da man diese Larven für das kommende Jahr sorgfältig aufbewahren will, fehlte es an einem solchen Zeichen. Da erscheint denn auch die bis jetzt noch nicht beachtete Puppe, insgemein eine schlichte Strohpuppe, 40) nur noch für diesen Zweck der feierlichen Entfernung hergestellt. Es heißt nichts anderes, als die Geister heimschicken, wenn man diese Puppe zum Schluss des Festes vergräbt; mit vollem Rechte nannte man diese Puppe auch den Tod; den Tod zu Feste laden, ist heute keine geläufige Vorstellung mehr. Man sagt also lieber, was da begraben ist, ist der Fasching selbst.“

---

38) Mitteilg. v. K. I. Scheuring.

39) Mitgeteilt von I. Bambeck, Schneeberg; vergl. Max Walter: Fastnachtsbräuche im bayerischen Odenwald.

40) Analogiezauber: Wenn man die Nachformung (die Puppe!) beseitigt, hat man auch das Urding (Geist, Dämon der Unfruchtbarkeit) unschädlich gemacht. Der Analogiezauber beherrschte namentlich einst die Volksmedizin!

## Heio, Sommertag!

Der Frühling hatte schon seine getreuen Vorboten gesandt. Am Berghange gegen Hasloch lugten verschämt die ersten Veilchen, drunten aus den Mainwiesen erwachten vom linden Sonnenhauch die gelben Schlüsselblumen und Gänseblümchen sprossen überall. Ja, es wollte Frühling werden!

Am Sonntag kommt auch schon der „Heio“, sagte mir der alte „Julesvotter“. „Wer, was ist das, der Heio?“ „A, der Toutemo, Sie werden schon sehen, vergessen Sie nur nicht Heioküchelchen backen zu lassen!“

Für eine Mark bekam man damals einen ganzen Korb voll Heioküchelchen, die etwa so groß waren wie die weihnachtlichen Pfeffernüsse.

Der nächste Sonntag – Lätare – rückte heran. Kurz nach Mittag vernahm man von der Strasse helles Kindergeschrei: das Kreischen drang näher. „Hose raus. Weste raus, Rock raus, Hut raus, Stiefel raus!“ Jetzt kam die Kinderschar an der Schule vorüber. Es waren ungefähr 30 – 40 Knaben der Unterklasse; ihre Gesichter glühten in freudigem Eifer und vom unermüdlichen Rufen. Die Jungen zogen von Haus zu Haus, bis sie die nötigen Kleidungsstücke beisammen hatten. Hernach erbot sich der „Naunschuster“ den „Heio“ herauszuputzen. Die mit Stroh ausgestopfte Mannspuppe wurde an einer langen Stange durch die Gassen getragen.

Mitten durch den Ort eilt der „Faulbach“ dem nahen Maine zu. Die Siedelung rechts des Wässerleins ward ehemals Frischbach genannt, jene links des Baches hieß Faulbach. Beide Teile bildeten früher Gemeinden für sich, ähnlich wie heute noch die Spessartorte Ober- und Unteraltanbuch.

Während nun die Faulbacher Jungen die Mannspuppe (Heio) fertigten, mussten die Frischbacher die „Totenfrau“ stellen. Darum lautete ihr forderndes Geschrei: „Bluse, Rock, Schirm. Schuhe raus!“ Die Frauenspuppe wurde vom Frischbacher „Dietze-Schuster“ eingekleidet. Jetzt zog die gesamte Schuljugend von Faulbach durch gleichbenannten Ortsteil mit der Mannspuppe und die Frischbacher Buben trugen die „Totenfrau“ durch Frischbach. Dabei wurden die Verse gesungen:

Heio, Summertog.  
Der Winter is'n schlimmer Moo  
Hot e Poor rechte Stiefel oo.

Auf die baldigen festlichen Ostern deuten diese Worte:

Heit über drei Wuche  
backe die Bauern Küche!

Der Sang endete mit folgender Neckerei aufs Nachbardorf:

Draus im Breitenbrunner Hirtehaus  
hänge die Lumpe minanner raus!  
Heio, Summertog!

Totenmann und Totenfrau begegneten sich an der Brücke und wurden unter allgemeinem Gejohle aneinandergestoßen. Dann lief die nun geeinte Bubenschar (von Faul- und Frischbach) hinüber ans „Totengäßchen“. Da standen mehrere erwachsene Burschen bereit, nahmen die Puppen in Empfang und sprangen mit diesen das Totengäßchen hinab zum Maine. An dessen Ufer loderte schon das Feuer und Totenmann wie Totenfrau gab man den Flammen preis. Singend hüpfte und tanzte die Jugend um das Feuer. Früher wurden Toutemo und Toutefraa in den Main versenkt. Auf die Beschwerde flussabwärts liegender Gemeinden, welche die Strohpuppen manchmal für wirkliche Leichen hielten, musste man den „Heio“ verbrennen. War das Feuer erloschen, eilte die Kinderschar auf dem kürzesten Weg ins Dorf zurück. Wer zuletzt zurückkam, wurde nämlich als „Trummelsvatter“ oder „Trummelmutter“ verspottet. Die Schulbuben wanderten nun durchs Dorf und neben den Heiowecken flogen ihnen Würstchen, Äpfel, Dörrzwetschgen und Hutzeln vor die Füße. Do her, do her! schrien die Gabensammler; denn ein jeder suchte möglichst viel zu erhaschen. Dabei wurde freilich in der Hitze des Gefechtes, beim „Grabschen“ und Raufen auch manches Heiowecklein zertreten.

Die Sage erzählt, der Brauch des Todaustragens entstamme einer Zeit, in welcher zu Faulbach der „Schwarze Tod“ herrschte. Zum Schutze gegen diese furchtbare Krankheit mache man jedes Jahr den Totenmann und die Totenfrau. Als man die Sitte einmal unterließ, zeigte sich auch die Pester wieder.

Photo Ferd. Löber, Faulbach

### Der Faulbacher „Heio“.

Totermann und Totefrau an der Faulbacher Brücke, wo die beiden aneinander gestoßen werden. Natürlich ist der „ganze Ort“ auf den Beinen und guckt zu, obwohl man doch alle Jahre denselben Brauch erlebt.  
S. Schilderung!



Noch eine, auf gleichem Grunde fußende Deutung gibt die Sage:

Zu Faulbach hat einmal die Pest gewüthet. Da versprochen die Einwohner eine Prozession zur Dettelbacher Muttergottes, wenn die Seuche aufhöre. Und jedesmal sollte eins von den Wallfahrern sterben, statt der vielen, vielen Opfer, die seither der Pest erlagen. Die Krankheit erlosch, aber auf der Pilgerfahrt nach Dettelbach ist alle Jahr jemand gestorben, das einemal eine Jungfrau oder Frau, das andermal ein Jüngling oder Mann. Da dachte ein lebensfrohes Mädchen, das schon zur Prozession bestimmt war: „Wer weiß, am Ende kommt Heuer die Reihe zu sterben an mich, ich will lieber zu Hause bleiben.“ Und es stellte sich krank. Die Walleute fuhren wie gewöhnlich mit dem Schelch über den Main und schritten zu Fuß über Würzburg nach Dettelbach. Und diesmal starb keins von ihnen, was sie arg wunderte. Als sie aber zurückkehrten, lag das betreffende Mädchen tot daheim. Von nun an opferten die Faulbacher jährlich eine mannsgroße Wachspuppe, und keines der Wallfahrer mehr ist unterwegs gestorben. Als später teure Zeiten kamen, hat man sich mit Puppen aus Stroh und Lumpen begnügt. So berichtet die Sage.

Zweifellos wurzelt der geschilderte Brauch in den Frühlings- bzw. Sommerspielen, womit unsere Voreltern die einziehende warme Jahreszeit begrüßten. Das beweisen schon die Verse: Heio, Sommertag, der Winter ist'n schlimmer Mann!

Monatelang hatte der Winter die Natur unter sein eisesstarres Zepter gezwungen, hatte sein kalter Atem das Leben ertötet. Der Winter wurde so mit dem Tod identifiziert.

Als später die Pest zahlreiche Opfer forderte, vermengte sich mit dem Brauch der Aberglaube, dass das Todaustragen ein wirksames Mittel gegen den „schwarzen Tod“ wäre. Die Sage von der wiederkehrenden Pest beleuchtet diese abergläubische Volksmeinung. Das Todaustragen war auch in Stadt- und Dorfprozellen Sitte, ebenso in verschiedenen Ortschaften des Odenwaldes. In Stadtprozellen rief die Jugend: „Heio, Totermo, hot e verrissene Hose o!“ Zu Eichenbühl sangen ehemals die Buben:

„Das Fasten ist bald aus,  
Mer trage den Tote raus,  
Eier raus, oder mer schmeiße den Tote ins Hinkelhaus.“

Der Brauch des Todaustragens besteht in Eichenbühl freilich schon lange nicht mehr. Nach den alten Gemeinderechnungen wurde er wenigstens noch im 17. Jahrhundert geübt. Da heißt es: „1653 — 2 fl. 11 bz. 1½ kr. dem Junggesindt undt Kindern, uff mitfasten, für Weißbrot undt Wein Zahl, altem Gebrauche nach, 1658 Uff Sonntag Lätare dem Jungen gesind für Weißbrot, altem Brauch nach, 1662 Uff Sonntag Lätare dem Jungen gesind an weck, wein, altem Brauch nach.“ 41)

Zu Ebenheid (bei Freudenberg am Main) schmückte man den Totenmann mit schwarzen Bändern. 42) Um den Ebenheider Hof trugen die Kinder den Totenmann dreimal herum. In Böhmen z. B. schmücken sich alle Buben, die sich am Brauch beteiligen, mit vielen Bändern. Mit dem „Bändertod“ gehen, sagt man dort. Es spielt sich eine dramatische Szene ab, bei welcher der Winter (Tod) erstochen wird. 43)

## **Spiel: Sommer und Winter**

Ja, unsere heidnischen Vorfahren waren echte Naturvölker. Ihre Freude an der Natur äußerte sich am gewaltigsten beim Wiedererwachen der Erde aus ihrem Scheintode in starrer Winterszeit. Man sehnte sich nach linder Frühlingsluft, nach Sonnengold und Wiesengrün. Der finstere Winter und der lichte Frühling kämpften miteinander: Sieger blieb der sonnige Lenz. Es war uralter Brauch, den Eingang des Frühlings zu bejubeln und das Ringen der personifizierten Jahreszeiten dramatisch darzustellen. Diese Winter- und Sommerspiele blieben bis zur Gegenwart besonders im Odenwald lebendig. In Buch (bei Amorbach) zieht die Bubenschar am Fastensonntag durchs Dörfchen. Ein in Stroh gehüllter Knabe stellt den Winter dar und ein mit Efeu geschmückter Junge ist der „Frühling“. Die kleinen Bengel malen sich mächtige Russbärte über die dicken, roten Backen und schreien darauf los:

„Glück ins Haus.  
Eierschmalz und Weißmehl raus!“

Gerne wird den Jungen das Tor geöffnet. Der Winter geht in die Stube und drückt sich an den Ofen, weil es ihn fröstelt. Aber der „Sommer“ huscht flink ans Fenster und reißt's angelweit auf. Herein die Frühlingsluft! Das macht den Winter „wild“ und er fordert den „Sommer“ zum Kampf. Er siegt zunächst und schließt wieder das Fenster. Aber der Sommer ringt weiter und bleibt endgültig Sieger. Der macht dann das Fenster wieder auf. Die Hausmutter bekommt von einem Buben ein Sträußchen Immergrün. Flugs suchen die übermütigen Jungen der ganzen Familie ein paar Russstreifen ins Gesicht zu malen. Das gibt dann mitunter eine richtige „Gaudi“, ein Lärmen und Lachen. Die Immergrünzweiglein kommen in den Hühnerstall und bewirken reichlichen Eiersegen. Früher trugen die Knaben auch Wachholder, „fitzen“ mit und „fitzten“ bzw. schlugen damit jeden, der ihnen begegnete. (Mitgeteilt v. Fr. Schneider, Lehrerin in Buch.)

Ähnlich wurde der Brauch in Watterbach 44) gepflegt, hier durchzog die Schuljugend an Oculi, dem 3. Fastensonntag, das Dorf. Der „Sommer“ wurde von oben bis unten in Bärlappgewächs gewickelt. Der „Winter“ erhielt eine absonderliche Kopfbedeckung, nämlich den „Bienenhut“, wie

---

41) Mitteilg. u. Umfragen z. bayer. Volkskd. 1896 (April).

42) Max Walter, Spessart 1924/25, H. 11. S. auch die Schilderung des Todaustragens in Rinschheim und Hettingen (bei Buchen.)

43) Rehm, Deutsche Volksfeste und Volkssitten.

44) Ich hörte von dieser Sitte vor etwa 3 Jahrzehnten durch meinen Mitschüler Berberich aus Watterbach. Nach M. Walter, Amorbach, besteht die Sitte noch jetzt. („Spessart“ 1925.)

solcher den Bienenkörben als Wetterschutz übergestülpt wird. Die Buben kreischen folgende Verse aus:

Heut ist der dritte Sonntag in der Fasten  
Da leert der Bauer die Kasten,  
Wenn der Bauer die Kasten leert  
geit es ach es gute Eern.  
He, he! Glück ins Haus,  
Eier, Schmalz un Weißmehl raus  
Sommer, Sommer, Maie!  
Di Hinkel läige die Eier  
Di Krobbe 45) fresse die Schale,  
Der Bauer muss bezahle.  
He, he, Glück ins Haus!  
Eier, Schmalz un Weißmehl raus!

Die Buben füllen das Schmalz in einen „Boohafe“ (Steingutstopf!) und bereiten sich aus den Gaben (Mehl, Eiern, Schmalz) einen Riesenpfannkuchen.

In Beuchen, Preunschen, Zittenfelden, Boxbrunn und Rippberg und anderen Odenwaldorten verschwand die Sitte des Frühlingsspiels teilweise oder gänzlich.

Nach Montanus 46) fanden Frühlingsfeiern besonders auch in der Pfalz, in Schwaben und am Niederrhein statt. Am Rheine flammten die Frühlingsfeuer, die sogen. Burgfeuer!

Noch legen die Fasten einen Dämpfer auf hervorquellende Frühlingsfreude. Aber immer näher rückt das Osterfest, welches dann eingedämmte Fröhlichkeit zu schallendem Jubel werden lässt.

## Die Karwoche

Der Palmsonntag führt in die große christliche Trauerwoche ein und bereitet zugleich auf die Osterfreuden vor. Heute kommt ja der „Palmenhas“. Freilich ist er im Vergleich zu seinem österlichen Nachfolger ein ärmlicher Geselle; denn er kann den Spessartkindern meist nur je ein Ei ins Nest legen. Aber die Jugend ist im Vorgefühl der reichen Osterbeschenkung dennoch beglückt.

Eine andere Kinderfreude ist der Palmbüschel. Schon vor Tagen spähten die Buben in Gärten und Hecken nach der Salweide und schnitten sich lange, mit wolligen Kätzchen gezierte Zweige ab. Diese werden daheim zusammengebunden und ins Wasser gestellt, dass sie bis zur Weihe frisch bleiben. In der Kirche mustert die Kinderschar, wer den längsten und schönstgebundenen Palmbüschel besitzt und wessen Zweige die meisten Kätzchen tragen. Dazu kommt die Sorge, wieder den richtigen, geweihten Palm nach Hause zu bringen. Wer kann's da den Buben verdenken, wenn heute keine Andacht ins Herz will! Die kindlichen Gedanken sind ganz bei den silberweißen „Palmen“ die dort vom Seitenaltare herüberleuchten. Und je näher das Ende der Messe, desto unruhiger schießt die Jugend nach dem aufgeschichteten Palmenwald. Schweigt die Orgel, eilen die Buben auf ihre Palmbüschel zu und im unschuldigen Übereifer entsteht nicht selten ein Getümmel und Geraufe um den richtigen Palmbündel. Einige Wedel steckt der Vater ans Kruzifix, die übrigen haben ihren Platz unter dem Hausdache als Mittel gegen Gewitterschäden. Bei schweren Wettern verbrennt die Mutter auch drei Zweige im Herdfeuer. Im bayerischen Odenwald (Kirchzell,

---

45) Raben.

46) S. auch Jakob Beyl, Wie das Volk den Frühling begrüßt: „Mitteilungen u. Umfragen z. bayerischen Volkskunde“ 1897.

Amorbach, Weilbach) wird der geweihte Palmbesen zuerst in den Garten gesteckt und darf unbedingt nicht vor Ostern ins Haus. Die Bienen müssen ihn umsummen; dann sterben diese nicht ab. Wer am Ostermorgen zuerst aufwacht, holt ihn herein ins Haus. Er hat dafür von der Mutter drei Ostereier zu beanspruchen. Nach Ostern wird der Palmbesen in den Stall gestellt, dann ausgelöst und die einzelnen Palmzweige werden auf alle Wohnräume verteilt. Zu Richelbach hatte man früher Palmkätzchen ins Brot gebacken und auch dem Vieh unters Futter gemischt. In manchen Orten (Altenbuch, Faulbach) gilt die Witterung des Palmsonntages als bestimmend für das Osterwetter: „Isst man die Palmeier hinterm Ofen, so isst man die Ostereier im Freien“ oder umgekehrt.

Dem religiösen Spessarter oblag die Pflicht, in der Karwoche öfters zwei uralte Leidensgebete zu verrichten.

Erstens: Das goldene Vaterunser:

„Als Jesus und unsere liebe Frau bei einander saßen in den größten Schmerzen und Herzenleid und sie wieder von einander schieden: Ach Sohn, lieber Sohn mein, was wirst du am heiligen Palmsonntag sein? Am heiligen Palmsonntag werde ich ein Herr über alle Herren, ein König über alle Könige Himmels und der Erde sein. Ach Sohn, lieber Sohn mein, was wirst du am heiligen Montag sein? Am heiligen Montag werde ich sein ein trauriger Wandersmann. Ach Sohn, lieber Sohn mein, was wirst du am heiligen Dienstag sein? Am heiligen Dienstag werd ich sein ein Prophet, werde predigen, meine Worte werden wahr werden, werden dringen durch die ganze Welt. Ach Sohn, lieber Sohn mein, was wirst du am heiligen Mittwoch sein? Am heiligen Mittwoch werde ich sein ein blutroter verkaufter Mann um dreißig Silberlinge. Ach Sohn, lieber Sohn mein, was wirst du am heiligen Gründonnerstag sein? Am heiligen Gründonnerstag werde ich schon ein heiliges Osterlamm sein, werde mit meinen Jüngern essen das letzte Abendmahl, das heilige Osterlamm. Ach Sohn, lieber Sohn mein, was wirst du am heiligen Karfreitag sein? Ach, liebste Mutter mein, das darf ich dir gar nicht sagen, es tut mir von Herzen leid, doch du sollst nicht verzagen. Man wird mich hoch an das Kreuz hängen, drei Nägel durch Hände und Füße schlagen, doch ich werde wieder zu euch kommen. Ach, Sohn, mein lieber Sohn mein, was wirst du am heiligen Karsamstag sein? Am heiligen Karsamstag werde ich sein ein Weizenkörnlein, werd hundertfältige Früchte bringen. Ach Sohn, mein lieber Sohn mein, was wirst du am heiligen Ostertag sein? Am heiligen Ostertage werde ich von meinem Grabe auferstehen, werd mein Kreuz mit Händen tragen, werde Maria und der Mutter Magdalena wieder erscheinen.

Und wer das goldene Vaterunser beten kann und in der Karwoche alle Tage 3mal spricht und nicht vergisst, dem will Gott schenken seine und noch 77 Seelen aus der Pein. Amen.“

Zweites Gebet: Unserer lieben Frauen Traum:

Als die reine und unbefleckte Jungfrau Maria, Mutter des Sohnes Gottes Jesus Christus, zu Bethlehem auf dem Berge eingeschlafen war. Kam zu ihr der Sohn Gottes, ihr lieber Engel und sprach zu ihr: Meine allerliebste Mutter, schlafest oder wachest du? Sie sprach: Ich habe geschlafen und du hast mich geweckt und es hat mir erschrecklich geträumt. Ich habe gesehen, als wärest du im Garten gefangen, mit Stricken gebunden von Kaiphas zu Pilato, von diesem zu Herodes geführt worden: dass sie dein heiliges Haupt geschlagen, dich mit Dornen gekrönt aus dem Rhythaus geführt, Holz auf deine Schultern gelegt, aus der Stadt auf den hohen Berg Kalvaria geführt und dich ans Kreuz geschlagen haben, so hoch, dass ich dich nicht habe erreichen können. Ach, deine heilige Seite wurde durchstochen, daraus Blut und Wasser geflossen und auf mich getropft ist. Darnach hat man dich abgenommen und also gekreuzigt, wie einen Toten mir in die Hände gelegt und begraben, so dass mir vor Schmerzen das Herz hätte zerspringen mögen. Jesus sprach zu Maria: Meine allerliebste Mutter, es ist dir ein wahrhafter Traum vorgekommen. Wer diesen Traum bedenket oder bei sich trägt, der wird von allen bösen Krankheiten befreit sein. Der wird nicht jählings sterben, auch nicht ohne die heiligen Sakramente aus dieser Welt verscheiden. Ich und du meine liebe Mutter, werden bei seinem letzten Augenblicke sein, ihm beistehen und seine Seele in das Himmelreich einführen. Amen

In einem alten Büchlein findet man eine schöne Offenbarung, so Christus den heiligen drei Frauen Mariä, Elisabeth und Brigitta geoffenbaret:

- Erstlich sprach Er: Wisset, liebe Tochter, ich habe 162 Maultaschen von den Juden empfangen.
2. Bin ich von ihnen im Garten 30 mal mit der Faust auf dem Mund geschlagen worden.
  3. Bin ich in des Annas Haus siebenmal niedergesunken.
  4. Hab ich auf das Haupt und Brust 30 Streiche empfangen.
  5. Auf den Schultern meines Leibs und Schenkels habe ich dreißig Streiche empfangen.
  6. Bin ich bei dem Haar 30 mal ausgezogen worden.
  7. Hab ich aus meinem Herzen 127 Seufzer geben lassen.
  8. Bin ich 87 mal bei dem Bart gezogen worden.
  9. Hab ich einen tödlichen Schuss überkommen, dass ich mit dem schweren Kreuz zu Boden habe senken müssen.
  10. Hab ich 6666 Streich in der Geißlung empfangen.
  11. An dem Kreuz Hab ich drei tödtliche Dornenspitzen, so durch das Haupt giengen empfangen.
  12. Ist mir 73 mal in's Angesicht gespien worden.
  13. Haben sie mir an meinem ganzen Leib 5475 Wunden gemacht.
  14. Sind der jüdischen Soldaten, die mich gefangen haben 50, der Schergen 28, derer, so mich getragen, 3 gewesen.
  15. Blutstropfen, so aus meinem Leib geflossen, sind 30 430.

Diese Offenbarung ist gefunden worden in dem heiligen Grab zu Jerusalem und wer es bei sich trägt, dem kann der böse Feind keinen Schaden zufügen; er wird vor dem jähen Tode bewahrt, und kann nicht übel sterben.

Am Gründonnerstag jubeln die Glocken nochmals vereint das Gloria himmelan, um alsdann auf zwei Tage zu verstummen. Der Volksglaube meint, die Glocken fahren nach Rom, um dort vom heiligen Vater gesegnet zu werden. Jetzt rufen und singen Buben die Kirchgangs- und Tageszeiten aus. Die Klapper oder Rassel (Gärn, Ratsche) ist schon längst zurechtgelegt. Am Karmitwoch findet sich die Jugend zur Beratung vor dem Schulhause ein. Die zwei ältesten Knaben führen das Wort, ordnen den Zug und verteilen am Samstag die Eier. Donnerstag um 12 Uhr gehts zum erstenmal durchs Dorf mit den Mahnworten: „Wir verkünden euch den englischen Gruß, den jeder Christ jetzt beten muss. Ave Maria!“ Jedem Rufe folgt kräftiges Klappern, Knarren, Rasseln. Einige Buben zweigen in die Seitengassen ab, andere gehen zu abgelegenen Mühlen und Höfen. Der Sang zum Gottesdienste lautet: „Wir laden euch zur Kirche ein, das soll das erste, bzw. zweite und dritte Zeichen sein.“ In Heimbuchenthal rufen die Klapperbuben: „Wir klippen und klappern mit Haufen, wer in die Kirche will, muss laufen.“ Wirklich sehr zutreffend für das halbstundenlange Dorf. In Stadtprozelten bieten die Jungen zum Avegruß ganze Lieder, wie „Reinste Jungfrau, o betrachte“, oder „Aveglöcklein, läute still“. Karfreitags um elf singen sie bei uns [in Sommerau] die erhebenden Verse: „Unser Herrgott am Kreuz – Maria dabei – Josef daneben – die Engel da schweben – das Grab ist verschlossen – der Himmel steht offen – in Ewigkeit – Amen.“ In Wörth leitet die Jugend diesen Spruch um 12 Uhr mit den Worten ein: „Das ist das Ave Maria, Gratia plena“. Zu Altenbuch wird am Gründonnerstag gerufen: „Wir klappern die Todesangst Jesu“ und Freitags: „Wir klappern die Verschiedung Jesu“.

Nach dem Samstagsgottesdienste sammeln die Klapperbuben ihren Lohn. Zwei gehen mit dem Korb voran, die übrigen hinterdrein, vergnügt ihre Lärminstrumente schwingend. Hie und da muntern sie zur Freigebigkeit auf: „Leut, Eier raus, der Ratz sitzt im Hinkelhaus, „suppt“ die Eier minanner aus.“ Vor einer verschlossenen Türe bringen sie ein ohrbetäubendes Klapperständchen dar und versprechen, nächstes Jahr an diesem Haus ohne Rufen und Singen vorüberzugehen. Auf freier Wiese werden die Eier gezählt und verteilt. Die ganze Bubenschaft hockt um den Korb. Das ersammelte Geld nehmen die zwei Führer im voraus an sich, mitunter noch eine Anzahl Eier. Mehrere Knirpse, die noch nicht zur Schule gehen, und nur als Mitläufer geduldet wurden, wagen von weitem sehnsüchtige Blicke. Gutmütige Führer reichen diesen Kleinen auch ein Ei, das für sie eine Seligkeit bedeutet. Nicht jedesmal nimmt das Eierverteilen einen friedlichen Verlauf. Es kam schon vor, dass einer im Gefühle ungerechter Behandlung den Korb überrumpelte. Dann verkroch sich manches Eigelb wie spöttisch unter den grünen Rasen, der uneinigen Jugend zur Lehre.

Den Gründonnerstag wähnt der Spessarter in besonderer Huld des segnenden Geistes. Die Hausfrau stöbert heute noch genauer als sonst die Hühnernester aus: denn nach ihrem Glauben wohnt den Gründonnerstagseiern eine hohe Kraft inne. Wer von dem Eiweiß geniest, kann sich nicht verheben. 47) Legten die Hühner am genannten Tage nur wenige Eier, so werden diese zerstückelt, damit ja ein jedes Familienglied davon erhält. Außerdem kommen einige Gründonnerstagseier in die „Brutmanne“. Die Spessartbäuerin behauptet nämlich, das Federkleid der entschlüpften Hühnchen wechsle alljährlich wunderbarer Weise die Farbe. Zu Rothenbuch wirft man Gründonnerstagseier übers Dach und vermeint damit das Glück ins Haus zu ziehen. (In meiner Heimat wirft man die zu klein geratenen Hühnereier übers Dach hinaus. Die zu kleinen Eier heißen „Unglückseier“.) Nach einem alten Volksrezept ist zur Bekämpfung der Feuersnot auch das Gründonnerstagsei nötig. Hören Sie nur:

Nimm ein schwarzes Huhn aus dem Nest, des Morgens oder des Abends, schneide ihm den Hals ab, wirf's auf die Erde, schneide ihm den Magen aus dem Leib, tue darein; darnach siehe, dass du ein Stück aus einem Hemde bekommst, das ein Mägdlein, die noch eine reine Jungfrau ist und ihre Zeit darinnen hatte. Gib wohl Achtung, dass du ein Ei bekommst, das am grünen Donnerstag gelegt worden. Diese 2 Stücke wickle zusammen mit Wachs, darnach tue es in ein 8mäßiges Häfelein, decke es zu und vergrabe es unter einer Türschwelle. Mit Gottes Hülfe, so lange als ein Stecken am Hause währet; wenn es schon vor und hinter deinem Hause brennt, so kann das Feuer dir und deinen Kindern keinen Schaden tun. Es ist mit Gottes Kraft wahrhaftig wahr. 48)

Sehr bedeutungsvoll ist der Gründonnerstag für den Gärtner. Hier mögen vielleicht Vorstellungen aus der Heidenzeit nachklingen, in der man am Donnerstag vornehmlich den Wettergott Donar, den Beschützer des Ackerbaues, verehrte. Am Gründonnerstag muss der Blumensamen gesät werden. Dann erstrahlen die aufgegangenen Blumen in bunter Farbenpracht. Und die „Samenrohrsche“ (Köhl, Runkelsen) befreit man heute ihrer Kellergefangenschaft und lässt sie die Freiheit im warmen Sonnenlichte genießen. Werden ferner wilde Stachelbeerstöcke drei Jahre nacheinander am Gründonnerstag versetzt, so bringen sie edle Frucht (Altenbuch, Faulbach). Der Bauer bestellt heute auch sein Haferfeld, damit ihn vielfältige Ernte lohne (Sommerau, Hausen b. Obernburg). Zu Rück ist es Brauch, die Äcker mit Asche zu streuen, weil sie da besser „anschlägt“.

Am Gründonnerstag muss man recht viel Grünes essen, dass einem das Geld nicht ausgeht. Beim Waschen darf nicht der „Waschpleibel“ benutzt werden; denn, soweit der Schall reicht, gib'ts kein Obst! (Marktheidenfeld).

An den Karfreitag rankt sich eine besondere Erinnerung aus meiner Knabenzeit. Morgen wecke ich dich in aller Frühe! sagte die Mutter Gründonnerstag abends. Und richtig – ward ich um 4 Uhr morgens wachgerüttelt. Noch dunkle Nacht! Steh auf und geh mit ins Freie! befahl Mutter. Nur unter Ausbietung allen Willens vermochte ich aus den warmen Federn zu schlüpfen. Und dann gingen wir auf die Gasse. Heute soll ein Kreuz am Himmel zu sehen sein, sprach Mutter, ein Kreuz, das nur alle tausend Jahre erscheint. Und sie blickte gespannt zum Himmelsgewölbe empor, an welchem die Wolken dahinjagten. Ich fragte die Mutter, wie sie auf den Glauben gekommen wäre, ein Kreuz am Himmel zu schauen. Sie hatte diese Meinung von Eltern und Großeltern vernommen. Nun liefen wir die Gasse hinan und froren. Wolken wurden vom Wind das Himmelszelt entlang getrieben und formten sich dabei zu allerlei Bildgestalten; doch das erwartete Wunderkreuz blieb aus. Vielleicht verdeckten es die Wolken!, sagte Mutter und enttäuscht und fröstelnd gingen wir ins Haus zurück.

Am Karfreitag bleibt zumeist die Familie bis Mittag nüchtern; dann aber türmen sich die braunen Ölkräppel in der großen irdenen Schüssel oder Kuchen und Kaffee laden zum Essen ein.

---

47) Das Ei, das ein Lebewesen in sich verborgen hält, birgt nach dem Volksglauben besondere Lebenskraft. Und jene, die im Lenz (beim Wiedererwachen des Lebens) gelegt werden, erst recht. (Fehrle, Deutsche Feste und Volksbräuche S. 62.)

48) Aus einem alten Zauber- bzw. Segenbüchlein, gedruckt zuerst zu Prag, 1840 neu herausgegeben.

Wer am Karfreitag kein Wasser trinkt, bekommt jahrüber keinen Durst. (Stadtprozelten, Faulbach.) Im Laufe des Nachmittags besuchen die Christen das heilige Grab und spenden der Kirche ein kleines Geldopfer.

Ein erhebendes Ereignis für die Stadt Lohr und Umgebung bildet die althistorische Karfreitagsprozession, bei welcher die Leidensgeschichte des Heilandes durch verschiedene Figuren dargestellt wird. Nikolaus Fey schildert in seiner lebhaften, fesselnden Art die fromme, schöne Sitte, welche sich bis in die Gegenwart herauf behaupten konnte. Es ist die pietätvolle Aufgabe der Lohrer Handwerksinnungen, die Leidensgeschehnisse des Erlösers zu verkörpern und die Figuren (es sind zwölf!) bei der Prozession mitzutragen.

Vom Judasfeuer des Karsamstags will zu Kirchzell (Odenwald) und zu Rothenbuch (Spessart) jedermann ein Stück Kohle erhaschen; sie ist glückbringend in der Hauswirtschaft. Das Judasfeuer! Der Gedanke daran flackerte einst in der Karwoche stetig durch unser Bubengehirn. In früher Jugend war ich unzufrieden, dass man den Christusverräter nicht alle Jahre wirklich und wahrhaftig verbrennen könnte. Aber dann tröstete ich mich durch eifriges Herbeischleppen zerbrochener Grabkreuze und alter Kränze und Grabkronen (Tschäbbl!). In der Karsamstagsfrühe fachten wir auf dem Rasen bei der Kirche ein „ordentliches“ Feuer an. Es wurde vom Mesner durch einen Feuerstein (Quarz!) entzündet. Streichhölzer durfte man nicht verwenden. Der Priester weihte das Feuer. Die Schulbuben aber standen um die Flammen und führten Gespräche, worüber der lauschende Erwachsene in der Erinnerung an eigene Kindheit verständnisvoll gelächelt hätte.

Photo Ferd. Löber, Faulbach  
[Am Haus von Valentins  
Schwester Anna Fuchs in der  
Haaggasse]

### Die Klapperbuben

ziehen durch die Dorfgassen und „laden zur Kirche ein“. Ihre hölzernen Lärminstrumente knarren, rasseln und hämmern. In der vordersten Gruppe sieht man einen kleinen Buben mit einer großen „Rumpel“, „Rassel“ oder „Ratsche“. Einige Knaben haben eine Klapper (mit Hämmerchen) und die meisten tragen die „Gätze“ (von „gatzen“, d. h. schwatzen, knarren, bzw. knarzen).



Die Judasverbrennung mag auf das Verbrennen, Vertreiben des Winters hindeuten. Gleich Judas, dieser Knecht der Finsternis nicht den dunklen, winterlichen Mächten? Judas verrät das „Licht der Welt“ und wird zum Feind der Sonne des Heiles, gleichwie der Winter den Sonnenmächten unhold ist. Die Kirche nahm auch hier einen alten Volksbrauch in den Kreis religiöser Zeremonien auf, um ihn der Sphäre des Heidentums zu entrücken.

Am Karsamstag wird Taufwasser geweiht. Um den „Ostertauf“ bemühen sich die Leute, weil er allerlei Übel, namentlich die Augenleiden heilen soll. Ich selber schöpfte als Junge die Flasche Ostertaufwasser und trank davon, damit die Weihe auch „nach innen“ ging.

Sobald heute die Glocken wieder ihre ehernen Zungen schwingen und mit dem Freudenakkord alle Fastenklage verscheuchen, eilt manches Mägdelein des Spessarts und Odenwaldes zum fließenden Wasser, wäscht sich das Gesicht und stiehlt sich unbeschrien heimwärts. Im Odenwald sprechen die Mädchen dabei: „Es läutet unserm Herrn Jesus in das Grab, da büß ich alle meine Wunden ab. Im Namen Jesu und im Namen der hl. Dreifaltigkeit, Gott Vater, Sohn und hl. Geist.“ Dieser Vorgang geschieht dreimal. Die Leute waschen sich damit „schön“.

## Ostern

Milde Auferstehungsluft schwebt über Flur und Au und zieht Wonne und Jubel in die Menschenbrust. Die Sonne tanzt heute nach dem Glauben des Spessarters - im Odenwald sehen die Leute in der Sonne Kreuzchen und feurige Kugeln – und jauchzend starren die Kinder in den aufgehenden Lichtball. Noch vor Morgengrauen huscht wie gestern aus diesem und jenem Hause eine Gestalt zum nächsten Quell, um mit dem segenskräftigen Osterwasser die Gesichtsflecken wegzufegen. Wiederum wirkt nur „unberufen“ die Waschung.



Photo Ferd. Löber, Faulbach

### Ostertreiben auf der Festwiese

Die Buben picken (puffen) mit Ostereiern; es werden Eier über den Rasen gerollt und in die Luft emporgeworfen. Siehe Schilderung!

Wundertätig ist auch der Tau, der sich in der Osternacht auf die sprossende Natur breitet und am Festmorgen gleich Milliarden Perlen von den Gräsern blitzt. Deshalb geht man zu Hobbach und Sommerau barfuß über den Gartenrasen, in Altenbuch hängt man Karsamstag abends nasse Handtücher ins Freie und benützt sie am Auferstehungsmorgen zum Waschen, während im Odenwald (Amorbach, Schneeberg, Reichartshausen) und in der Wertheimer Gegend zum selben Zweck gleich die volle Waschschüssel hinausgestellt wird. Es ist einerlei, wie man den Ostertau zu erwerben sucht, immer erhält und fördert er die Gesundheit und Schönheit des Körpers und heilt besonders Hautkrankheiten. Überhaupt galt früher eine Hand, mit der man am Ostermorgen über den Rasen strich, als gesegnet, als geweiht. Eine solche mit Ostertau gesegnete Hand hatte besondere Kraft, hatte besondere Macht bei allen Krankheiten.

Vom Ostertau benetztes Viehfutter wirkte als Schutzwehr gegen Maul- und Klauenseuche, wenn es vom Vieh nüchtern gefressen wurde.

Im Mittelpunkt des kindlichen Gedankenkreises blinkt das Osterei. Nach dem Morgenkaffee pfeift der Vater dem Hasen und die Jugend stürmt in den Garten die Eier zu entdecken. Die Freude mehrt sich noch, wenn das eifrig gepflückte „Hasebrot“ (blühende Wiesensimse) verschwunden ist. Das hat dann der Osterhase verzehrt. Gleich steckt sich der Knabe ein paar Eier ein, dass er mit den Kameraden „puffen“ kann. Es wird Spitze auf Spitze geschlagen, danach Boden auf Boden bzw. Hohl auf Hohl und zuletzt Seite auf Seite. Wessen Ei zuerst eine „Delle“ bekommt, der muss es „berappen“.

In katholischen Orten werden vor dem Festamte die Speisen geweiht. Diese decken bunt durcheinander den Seitenaltar: schneeweißes Salz in goldgerandeten Gläsern und Tassen. Gründonnerstageier in blumigen Schüsseln, Schinken, Butter, Brot nebst Eier in moosgepolsterten Körbchen. Ferner Osterlämmchen und in früheren Jahren (zu Altenbuch) auch Kuchen.

Nach dem Gottesdienste setzen die Jungen ihre Eierspiele fort. In gassenbreiten Trupps wandern sie bei uns auf die „Brunnenwiese“. Manchmal benutzt ein Überkluger zum „Kippen“ das Stopfei der Mutter oder ein Gipsei um den Mitspielern die echten Eier „abzuluchsen“. Kommt der Trug heraus, wird der Falschspieler vertrieben und mit einer Tracht Prügel bedacht. Oder es schlug einer statt mit dem Ei geschwinde mit dem Fingerknöchel zu. Auch hier wussten Bubenfäuste das Recht zu verteidigen. In Obernburg gehen die Knaben zum Eierpicken auf die „Hohlwiese“ und in Röllbach versammelt sich das halbe Dorf auf der „Pickwiese“. Hier schlagen die Burschen ihre Eier mit denen der Mädchen zusammen; die noch ganzen Eier werden mit dem Ausdruck „Buri“

bezeichnet. 49) Zum Wettpuffen suchten wir einst nur die spitzen Eier aus. Die dicken, rundlichen vertragen keinen Widerstand. Dann wurden die ausgesuchten Kampfeier nochmals auf ihre Härte geprüft. Wir tippten mit den Fingern darauf und klopfen die Eier an Stirn und Zähne. Blieben sie dabei unversehrt, so konnte man mit ihnen das Wettpuffen wagen.

Auf dem weichen Wiesengras huldigen die Buben auch dem Eierwerfen. Erst treiben sie schüchtern und niedrig, dann immer kecker und höher die bunten Ostereier in die blaue Luft hinaus. Und ein Jubelruf entfährt der Kehle des Besitzers, wenn der kleine Freiballon glücklich gelandet ist. Zu Eichelsbach bilden die Jungen zwei Abteilungen. Jeder nimmt ein Ei und nun werfen sie auf ein gegebenes Zeichen die Eier gegenseitig empor. Wer zuerst das Ei eines andern trifft, dem gehören sämtliche Eier der Mitspielenden. \*)

Viel Ergötzen bereitet auch das Eierschwimmen. Dem kollernden Wasser der Bewässerungsgräben werden die „Haseneier“ anvertraut und ruhig gleiten diese auf der schmalen Kristallebene abwärts. Freilich kommt's auch vor, dass sie plötzlich in ein Loch geraten, das von einem Jungen heimlich gegraben wurde. Das bunte Schifflin verschwindet und der Eigentümer beginnt unter dem Halloh seiner Kameraden die Bergungsarbeit.

Noch ander lustig Kurzweil treibt die Jugend mit den Eiern: rollt sie durchs Gras und ahmt Schusser- und Ballspiele nach. In Aschaffenburg-Damm rüsten sich die Buben mit Brettern aus, stellen diese in schiefer Ebene wider einen Baum und lassen nacheinander zwei Eier hinabrollen. Wird das erste vom zweiten angestoßen, ist es dem Eigentümer verloren.

Erst wenn das Abendgold der sinkenden Sonne über das Rasengrün flimmert, denken die jungen Herzen an die Heimkehr.

Unterm Mittag haben die Patenkinder ihr Osterbündel geholt. Es bestand aus einem Hasen, von mürbem Teig gebacken, und dem runden Lebkuchen. Aus dessen brauner Fläche schauten gleich gelben Augen drei bis fünf große Mandelkerne. Zu dem Lebkuchen kam gewöhnlich noch ein Dutzend Eier, seltener ein Marzipanlämmchen.

An Ostern vor der Erstkommunion erhielt das Patenkind die letzte Beschenkung, es wurde „abgedankt“. Diesmal drückte ihm der „Pedder“ nebst den üblichen Gaben ein funkelndes Goldstück in die Hand.

## Erster April

Der erste April gibt dem Volke Gelegenheit, die humoristische Ader fließen zu lassen. Das Aprilschicken wird mit meisterhafter Schläue betrieben und ist es geglückt, reibt sich der Bauernbursche vor Vergnügen die knochigen Hände. Die Kinder singen in Terzweise: „Heut ist der 1. April, schickt man die Narren, wohin man will, schickt man sie weit, werden sie gescheit, schickt man sie nah, sind sie bald wieder da.“ Die Ortsdummen übernehmen die Hauptrolle. Einer wird fortgeschickt, die Gemeindebrille oder die Dachscherer zu holen. Kinder sollen in der Apotheke oder beim Krämer für drei Pfennig Bleiknöchelchen und „Owiedum“ kaufen und erzielen große Heiterkeit, wenn sie bei der Rückkunft plappern, der Apotheker habe das Verlangte gar nicht im Laden, oder erzählen, der Krämer habe an die Stirne getupft und das Wort O-wie-dumm langsam in seine Einzelwörter zerlegt. Wirklich absonderliche Dinge begeht man heute. Da soll jemand Machmichschwarz, Zwirnsamen, Schubkarrensamen und Krabbeldiewandnauf besorgen oder sich nach der Schwartenmagenform erkundigen. Jedes Dorf besitzt so für den ersten April seinen eigenen Kauf- und Wunschzettel, seine besonderen Scherze. Bald gibt man Briefe mit lustigen Sprüchen weiter, bald sendet man durch Mittelpersonen Aprilpakete an gute Freunde. Das April-

---

49) Mitteilg. v. Paul Bub, Röllbach.

\*) Zeitungsbericht im „Maingau“: Amorbach, 10. April 1928. Eine alte Sitte scheint hier gänzlich zu verschwinden, nämlich das sog. Eierpicken in den Straßen an den Ostertagen. Früher haben junge Leute sich eifrig damit beschäftigt und manches Ei damit gewonnen, sofern das des anderen an beiden Seiten eingeschlagen wurde. Jetzt natürlich ist das Eierpicken zu kostspielig geworden; nachdem früher ein Ei 4-5 Pfg. kostete, muss man jetzt 10-12, ja 15 Pfg. dafür bezahlen.

paket birgt gewöhnlich ein säuberlich eingewickeltes Stück Holz. Der Geneckte erwidert alsdann in entsprechend launiger Weise.

Wer auf die Schelmereien hereinfällt, wird als „Aprilkuh, mach die Augen zu“, als „Aprilnarr“ und „Aprileasel“ bezeichnet.

In Richelbach werden auch am letzten des Monats die Aprilneckereien getrieben.

## Walpurgis

### Von Hexen

In die letzte Aprilnacht verlegten unsere Väter das ungebundene Treiben des Hexenvolkes. Bauer und Bäuerin liefen tags zuvor in Haus und Hof umher und schrieben an jede Türe (Wohnhaus, Stall, Scheune) drei Kreuze. Hiezu benutzte man Judaskohle <sup>\*</sup>), Kreide oder Farbe. Ferner legte man vor die Eingänge zwei Besen oder geweihte Palmzweige „übers Kreuz“. In Hobbach wurde am 30. April im ganzen Hause Rauch von Würzbürden gemacht. (Mitteilung von Adam Amrhein, Wintersbach.) Damit wurde die Teufelsbrut gehindert, durchs Schlüsselloch in die Wohnstätten von Menschen und Tieren zu gelangen. Aber übel dem, der solche Schutzmaßregeln vergaß. Am andern Tag standen die Pferde in Schweiß gebadet; zitternd und mit geringeltem Schweif im Stalle; die Kühe gaben blauschaumige Milch; Kinder wurden im Schläfe gewürgt und gedrückt, dass sie beinahe erstickten.

Neben der allgemeinen Versammlungsstätte auf dem Brocken 50) hatten die Hexen in ihren Orten oder in der Umgebung besondere Tanzplätze, wo sie wöchentlich Zusammenkünfte veranstalteten; so hielten z. B. die Wertheimer Hexenweiber und -meister ihre Tanzgelage im Tännig und auf dem Wartturm der Bestenheider Höhe, die Hexen Miltenbergs am Schindtor, jene zu Lengfurt auf dem nahen Dielberge, die Sommerauer [hatten den Hexentanzplatz] im sog. Ziegelgarten [im Bereich Kindergarten], die zu Faulbach auf der „Schanz“, solche zu Altenbuch auf dem Kreuzwege gegen Wildensee, die Hexen von Rothenfels und Umgegend auf dem nahegelegenen Zimmererberg, die Kahlgrunder Hexen im Kahler Reisig usf.

Gegenwärtig ist der Hexenkult in unserer Gegend fast bis zum Nullpunkt gesunken; die vereinzelt Anhänger haben sich in die versteckten Waldtäler geflüchtet und gehören meist dem absterbenden Lebensalter an. Greis und Mütterlein verschließen die ererbten Meinungen, weil sie den Spott der „Jungen“ fürchten, Hier wäre kränkende Spöttelei an verkehrter Stelle; denn, was uns als lächerlicher Aberglaube dünkt, war ihnen ja ehrlicher Glaube. Freilich jene Zeiten des Mittelalters, zu welchen der Hexenwahn das blutige Zepter schwang, werden immerdar ihre Schatten auf die Blätter der Geschichte werfen. Aber oft war nicht die Überzeugung von der Existenz hexenhafter Wesen der Grund zu den zahllosen Scheiterhaufen, sondern vielmehr der Eigennutz gewissenloser, gutbezahlter Richter oder die pure Angeberei, geschaffen aus Neid und Zwietracht. Wollte man einen Feind beseitigen, brauchte man ihn nur der Zauberei anzuklagen. Auch bei uns war die Giftblüte der Hexenverfolgung zu mächtiger Entfaltung gereift. Ein Zentgrafenprotokoll von 1628 berichtet, dass vom Jahre 1600 – 1613 über 150 Hexen und Zauberer in Aschaffenburg und Umgebung durch Feuer und Schwert hingerichtet wurden. Den Gipfel hat hier die Hexenverfolgung um 1612 erstiegen. Mancher Schmerzensseufzer verhallte an den Steinmauern des Folterturmes hinter der Agathakirche – erbarmungslos, wie an den Hartherzen der Folterknechte. Der Geschichtsschreiber Dahl sagt, dass man arme, unschuldige Menschen zum Bekenntnis der Hexerei zwang, von der sie außer dem Namen nichts wussten.

---

[\*] Kohle vom Osterfeuer.]

<sup>50)</sup> Die Hexen schmierten sich mit der Hexensalbe ein und fuhren auf dem Besen zum Schlot hinaus. Sie sprachen: Überall hin und nirgends wid. Ein Mann wollte das nachahmen, sagte aber: Überall hin und überall wid. Da stieß er überall an und fuhr sich zu Tod. Ein anderer Mann, der auf einem Bock ritt, hielt auf den Kirchturm zu. Da wurde er abgeworfen.

Selbst ein Propst des Aschaffener Kollegiatstiftes, der gelehrte Dechant und churmainzische Kommissar Jakobus Kämmerer musste sich energisch gegen die Beschuldigung wehren, ein Zauberer zu sein. Denn als solchen hatte man ihn am öffentlichen Wirtstische bezeichnet. Der Angeber musste aber schließlich seine Verleumdungen eingestehen: „Ich, Conrad Gilbertt zu Huckelheim schwere zu Gott und seinen Hayligen, das Woferrn ich die Wortt vom H. Dechant, das er ein Zauberer sey, ausgesagt, ich es alles mit unwarheit geredt und erlogen ist. Auch schwere, das ich der Zauberey oder ander Unthaten halber uf gedachten H. Dechant nichts weiß; zum 3. das ich mich uf begeren Widerumb an diß ortt, so ein ferners uf mich bracht würdt, stellen wolle, So war mir Gott helff und sein h. Evangelium.“ 51)

Photo Welzbacher,  
Aschaffenburg

**Die „Folterkammer“ im  
Aschaffener Museum.**



Im Vordergrund (links und rechts) sind zwei Strafstühle. Der Delinquent musste den Kopf durch die Lehne stecken, während die Füße am Fußbrett angeschnallt wurden. Sodann erhielt der Strafgefangene eine Anzahl Hiebe. Am linken Strafstuhl sehen wir ein Marterinstrument, das man Halsgeige nannte. (Es ähnelt in der Form dem Musikinstrument.) In der Mitte der „Folterkammer“ befindet sich die lange „Streckbank“. Darauf musste sich der Sträfling legen und wurde festgeschnallt. An der Streckbank ist ein „Dreher“. Wenn man diesen handhabte, wurde der Körper des Gefangenen gezogen, gestreckt, sodass die Glieder knackten und krachten. Der Gefolterte glaubte die Glieder aus dem Leibe gerissen zu bekommen. Der bedauernswerte Mensch wurde wahnsinnig vor Qualen und legte oft, nur um sich von der Folter zu befreien, ein Geständnis ab, das er später widerrief. Bei Hexenprozessen (siehe Abhandlung!) nutzte das dann nichts mehr, weil das zuerst abgelegte Geständnis den gewissenlosen Richtern zur Verurteilung genügte. An der rechten Wand gewahren wir etliche Handschellen, die man den Verhafteten um die Handgelenke presste.

„Auch in Lothar fielen zahllose Unglückliche dem gräßlichen Wahn zum Opfer“, erzählt Gollar im „Bayerland“, „obwohl die kurmainzische Regierung den massenhaften Prozessen und vor allem den Denunziationen abhold war, den Gerichten vorsichtigen Behut empfahl und bei besonders verdächtigen Fällen Bericht nach Mainz verlangte.“

1626 wurde eine Witwe als Hexe angeklagt. Der Richter riet ihr, alles zu gestehen. Doch die Frau wusste nichts zu berichten. Da drohte man ihr die Marter an. In der Angst erfand die Frau folgendes: „Ich gestehe, dass ich mit dem Teufel zu tun habe. Als ich einmal in Lindelbach ins Holz ging, taufte mich der Teufel am Brönnlein und ich schwor der Dreifaltigkeit ab. Ich bekam einen Taler, der sich nachher in Laub verwandelte. Auf einer Gabel, welche mit einer teuflischen Schmier bestrichen war, bin ich in den Stall des Hans Küber gefahren und habe mit einer Wurzel eine Kuh umgebracht. In Roten Berg bin ich auch auf einem Hexentanz gewesen.“ Plötzlich kam die Frau zur Besinnung und widerrief ihr Geständnis: es wäre ja alles nicht wahr. Beim nächsten Verhör erfindet sie, halb wahnsinnig von der Folterqual, neue Untaten: „Sie habe einer Hexenmahlzeit und -Hochzeit beigewohnt, wobei ein Sackpfeifer aufgespielt habe. Da es finster gewesen wäre, habe eine alte Frau leuchten müssen, wobei sie auf dem Kopf gestanden sei. Diese sei auch auf einer Gabel nach

51) Bayerlein, Aschaffener Kultur- und Geschichtsbilder.

Frammersbach gefahren, um im Wirtshaus Wein zu holen. Der böse Feind habe sie dann zu der Anna Dorleder Witwe geführt, mit der sie in den Roten Berg gefahren und dort eine Wurzel erhalten, mit der sie viel Schaden angerichtet an Menschen, Vieh und Feldfrüchten. Auf der Koberswiese hätten sie getanzt und geschmaust. Hier habe die Holedars Anna geleuchtet. Das Pfeiferlein von Rodenbach sei auf einem eichenen Stock gesessen und habe auf etwas geblasen wie einer Sackpfeife; es sei aber eine Katze gewesen. Der böse Feind wolle nämlich keine Geigen, weil es beim Spielen ein Kreuz gäbe. Den Wein hätten sie in Gäulsköpfen geholt, auch goldene Becher und Gläser hätten sie gehabt, aus denen seien aber nachher Hund- und Gäulsköpf geworden.“ Die Frau wurde enthauptet und verbrannt. 52)

Die Chronik zu Amorbach bezeugt: 1629 hat man allhie Zauberer verbrannt und deren nicht wenige. 1642 hat man allhie Zauberer eingezogen, zwar Philipp Erkhe Frau allhie geköpft, aber die andern wieder herausgelassen.

Und in Miltenberg wurden von 1616–1629 etwa 70, von Bürgstadt 118 Personen der Hexerei beschuldigt und verbrannt. Zu Miltenberg mussten, da die gewöhnlichen Gefängnisse nicht ausreichten, besondere „Hexenhäuschen“ errichtet werden. 53)

In Wertheim 54) stand 1642 der einundsiebzigjährige Kettenwirt Hans Hotz vor den Richtern und ließ sich nach einem dreimaligen Kreuzverhör zu einem Geständnis bewegen. Des Kettenwirts Frau erklärte, sie wolle sich nicht erst martern lassen, sie wolle lieber sagen, dass sie eine Zauberin sei.

Im Mainstädtchen Wörth [und Obernburg] ist bis heute der Hexenturm erhalten und inmitten des Großostheimer Waldes weiß die Sage noch den Hexenkirchhof zu zeigen, wo die „Hexen“ den Flammentod erlitten. Die Mönchberger Zauberer wurden oberhalb der Waldmühle verbrannt und jener Platz heißt seitdem der „Hexenbrand“ [Die Waldabteilung hat den Namen „Leuchte“ \*)].

Die Akten des Würzburgischen Amtssitzes Rothenfels bezeugen, dass hier an 100 unglückliche Menschen gefoltert und hingerichtet wurden. 55) So ein Schultheißen-Ehepaar von Karbach und ihr siebzehnjähriges Dienstmädchen und desgleichen ein Wirt von Erlach. Die Räume der Burg reichten zur Haft nicht mehr aus. Von Rothenfels wurden 13, von Bergrothenfels 4, von Marktheidenfeld und Neustadt je 14, von Karbach 12, von dem kleinen Erlach 13 hingerichtet. (Es genügte schon, wenn ein Besen, ein altes Häflein, ein Lumpen mit Schmiere gefunden wurde, wenn vor einem Hühnerstalle eine schwarze Katze saß oder wenn jemand – die Karbacher Schultheißen – in einem Kornacker herumging.

Von 1602–1605 war Hörstein 56) der Mittelpunkt einer grausigen Hexenverfolgung fürs ganze Freigericht. Oberleiter der Hexenprozesse waren die mainzischen weltlichen Räte zu Aschaffenburg. Die Geständnisse lauteten im wesentlichen überall gleich: Vieh- und Saatenverderbung, Unwettermachen, Hexerei mit dem Haselstab, Melken der Nachbarkühe aus einem Axthelm, Verunehrung der hl. Hostien.

Nach dem Geständnis nannte die Verhörte ihre Gespielinnen. Wer von drei Hexen angegeben war, wurde ebenfalls verhaftet. So breitete sich das Unheil rasch weiter aus, denn die verurteilten „Hexen“ befriedigten ihre Rachsucht und stürzten all ihre vermeintlichen Feindinnen und Feinde durch die Angeberei ebenfalls ins Verderben.

Im März 1928 wanderte durch die Tagesblätter folgender Bericht, welcher das queckenhafte Wurzeln und Fortwuchern des Hexenaberglaubens krass beleuchtet: Eine Hexe verbrannt!

In einem Dörfchen bei Wien hielten die Bauersleute eine Kuh für verhext, weil sie keine Milch mehr gab. Als sie nun eine Kröte im Stall sahen, meinten die Bauern, es wäre die Hexe, welche sich in eine Kröte verwandelt hätte. Und sie entzündeten ein mächtiges Feuer und verbrannten die „Hexe“ und umstanden mit Gejohle, Geschrei den Hexenbrand.

---

52) Max Riedmann, Allerlei aus der Geschichte von Lohr und Umgebung.

53) Wirth, Miltenberger Chronik.

54) Aus einem Büchlein: Die Hexenprozesse in Süddeutschland.

55) A. H. Rothenfels am Main, Mainkalender 1928

56) Aug. Eichelsbacher, Der Hexenturm zu Hörstein (Spessart 1924—25, Nr. 11).

\*) Hermann Weber, Mönchberg im Spessart, 1967

Der einst so tief gewurzelte Hexenwahn hallt noch in folgenden Geschichten, die mir die Mutter erzählte:

1. Eine Bauersfrau stand im Verdacht einer Hexe. Um nun die Wahrheit herauszukriegen, stellte sich ihr Mann hexenfreundlich und sprach: Ich möchte das Hexen lernen, damit ich meinem Nachbarn einen Streich tun kann. Lern's lieber nicht, entgegnete die Frau. Aus diesen Worten schloss der Mann, dass sein Weib wirklich die Schwarzkunst triebe und er ließ nicht nach mit Bitten und Betteln, bis sie einwilligte, ihn das Hexen zu lehren. Er musste einen Karst (zweizinkige Hacke!) nehmen und an den Dunghaufen gehen. Dort gebot die Frau: Du sprichst und tust zu gleicher Zeit, was ich dir vorsage.

„Ich hack nei in Mist! (Der Mann sprach's und tat's.)

Ich schwör ab unserm Herrn Jesu Christ.“

Und ich schlag tot, was vor und hinter mir ist! sagte der Mann in seinem heftigen Zorne, weil er jetzt erkannte, dass er wirklich eine Hexe zur Frau hatte. Er schlug also die Hexe tot.

2. Der Hexenkarren des Richters hielt vor dem Hause einer Witwe. Deren Töchter erstaunten, erschraaken und jammerten: Unsere Mutter ist doch keine Hexe! Doch jene entgegnete: Ich trage weniger Schuld als meine Mutter; denn sie lehrte mich des Satans Hexenwerk. Ich dagegen habe es auch nicht gelehrt, damit ihr selig leben und sterben könnt. Vergebt eurer unglücklichen Mutter! Und sie ward von den Augen der Hände ringenden Töchter zum Richtplast gefahren.
3. Es war ein Mädchen von acht Jahren, also noch ein Kind. Und doch war es schon in Hexenbanden, verführt von einer gewissenlosen Magd, die im Elternhause diente. Eines Tages überraschte es der Vater, wie es aus einem Handtuche 57) Milch zog. Da wünschten die Eltern ihrem Mägdelein den Tod, weil es als Kind noch auf Gottes Erbarmen rechnen könnte. Das Kind starb wirklich. In der Nacht erschien es seinen Eltern und sprach nichts als diese Worte: Einmal Gott verschworen, auf immer und ewig verloren.

Das Geschichtchen beweist, wie tief die Quecken des Hexenaberglaubens gewuchert hatten, dass er selbst Kinder nicht verschonte. In Würzburg 58) z. B. waren sogar auffallend viele Kinder in die Hexenprozesse verwickelt. Die Hexen konnten sich nach der Volksmeinung in verschiedenen Tiergestalten verbergen. Sie krochen durchs Schlüsselloch (als Fliege, Ameise oder Wanze); sie tanzten als Katzen an Kreuzwegen. In Wintersbach soll eine Hexe Ziegengestalt angenommen haben. Ein Nachbarsbursch hatte die Geiß in einen Sack gesteckt und auf den Sack losgeschlagen. Da rief eine Stimme aus dem Sack: Schlag nicht auf den „Schnitt!“, im Teufels Namen schlag nicht auf den Schnitt! (Das ist das obere, gebundene Ende des Sackes.) Der Bursche schlug aber doch drauf. Und am nächsten Tage lag die Frau mit einem „Knollen“ am Aug zu Bette.

Wenn man eine Hexe in der Gestalt, in der sie uns nachts im Schlafe belästigt, an die Wand drückt, so hängt sie morgens in Menschengestalt dort. Und schlägt man der Hexenkatze heftig ans Bein, so wird die wieder Mensch Gewordene (Frau!) hinken müssen. Von meiner Mutter hörte ich folgende Geschichte, die übrigens mit mannigfachen Abänderungen bei allem Landvolk verbreitet war:

Ein Hexenmeister hatte einen Diener. Der Meister musste einmal auf längere Zeit verreisen. Trotz Verbot besah sich der Diener die Zauberbücher. Und voll Neugierde blätterte er darinnen und

---

57) Gelegentlich einer Einquartierung in Schweinheim (bei Aschaffenburg) fragte ein in Südbayern beheimateter Soldat, ob er Milch melken solle. Da zog er aus einem Handtuch Milch und sagte, er würde jetzt eine Schweizer Kuh melken.

58) 1627–1629 wurden hier nach dem Verzeichnis 157 „Hexen“ verbrannt.

ließ sich verleiten, all die geheimnisvollen Schriften durchzuspähen. So ward er selbst in der Zauberkunst bewandert. Und nun kam eines Tages der Hexenmeister nachhause. Er merkte sogleich, dass sein Diener in den Büchern gelesen hatte, und rief zornig: Ungehorsamer, du bist des Todes! Bei diesen Worten verwandelte sich der Meister in einen zähnefletschenden Hund. Aber im Nu stand der zauberkundige Diener als grimmiger Wolf gegenüber. Wieder verging ein Augenblick und der Meister war – ein Löwe. Da verwandelte sich der Diener geschwind in ein Hirsekörnchen. Und schnell wurde der Meister zu einem Hahn, der das Hirsekorn aufpicken wollte. Aber der Lehrling kam ihm zuvor, indem er sich – eins, zwei, drei! in einen Fuchs verwandelte und rasch dem Hahn den Kopf abbiss. So unterlag der Meister seinem Diener, welcher nun im Besitze aller Zauberbücher war.

Das Volk hatte seine Abwehrmittel gegen die Hexen und ihren schädigenden Einfluss. Wenn man vor der Mette einen Weinbergspfahl mit einem Astloch vom Weinberg holte und während der Messe durch dieses Astloch über die Leute schaute, so sah man die Hexen rückwärts stehn. Aber denjenigen, der den Stab holt, müssen zwei Männer führen. Denn sonst geht es ihm schlecht (Birkenfeld bei Marktheidenfeld 59) Zu Keilberg musste man am Walpurgisabend das ganze Haus kehren, damit sich die „Walperli“ nirgends verbergen konnten. 60) Kreuzförmig gelegte Besen vor den Eingängen, drei Kreuze mit Judaskohle oder Kreide und die Buchstaben C + M + B (hI. 3 Könige): Dies galt allgemein als wirksamer Schutz gegen Hexen. Eine jede Mutter sollte darauf achten, dass ihr Kind nicht beschrieen wurde. Man durfte unter keinen Umständen den Namen des Kindes sagen. Fragte einmal eine „Hexe“ der Stadtprozelten Gegend: „Wie heißt das schöne Büblein?“ Sie wollte durchaus den Vornamen wissen. Abends trank dann der Kleine keine Milch und andern Tags auch nicht. Der Bub bekam das „Abnehmen“. Die geängstigte Mutter holte sich bei einer Nachbarsfrau Rat. Dieselbe besaß ein sogen. „Erbschlüsselchen“. 61) Damit musste die Mutter ihrem Kinde „durch den Mund fahren“ (als ob sie den Appetit wieder erschlösse; Analogiezauber ?) und nun trank das Büblein wieder.

Beim Loben des Kindes regte sich schon immer der Mutterstolz. Und doch bangte sie früher zugleich bei zu großem Lobe; sie erkannte eine Art „Beschreien“ darin und fürchtete das Heranschleichen von Krankheit, von Unglück. Ich habe einen Amtsbruder, der auf die Frage nach dem Ergehen gewohnheitsgemäß antwortet: Es geht mir, unbeschrien, gut. Es ist, als ob man den Neid gewisser Dämonen fürchtete, man will von seinem Wohlergehen nicht zuviel gesprochen haben; denn dann kommt gewöhnlich „etwas“, d. h. ein Unglück, ein Leid.

Der Bauer ließ sich ehemals sein Vieh nicht gerne „beschreien!“ So sagte eine Frau: „Ei, was für ein großes Euter eure Kuh hat!“ Gleich darauf schwoll das Euter an. (Von einem Bauern mir gegenüber steif und fest behauptet.) „Schnappt“ eine Kuh, so muss man sie zu Altenbuch über die Straße in einen fremden Stall treiben. Dann wird das Tier nicht mehr hinken. In Faulbach z. B. musste man das verhexte Vieh verkaufen; außerhalb der Gemarkung verlor der böse Zauber seine Kraft. Das eingemeißelte Kreuz in den (Grenzsteinen einer Gemarkung schirmte Flur und Dorf vor Hexenbosheiten. In Breitenbrunn (Stadtprozelten) sollte man die Anrede der vermeintlichen Hexe nicht beantworten. Sagte sie z. B. „Ist das der Ochs, der schnappt?“ dann durfte man nicht „ja!“ sagen; denn da blieb das Tier für immer krank. Der Bauer musste ohne Entgegnung weitergehen und heimlich für sich sprechen: „Hex, Hex, nimm zurück, was du mir gegeben hast.“ Dann gesundete das Vieh wieder.

Hexen und Hexenmeister trieben die „schwarze Kunst“. Zu deren Bekämpfung gab es die „Weißkünstler“. Besonderen Ruf als Zauberkundige im guten Sinne (Weißkunst) genossen Männer von Bestenheid (bei Wertheim), von Hasselberg und Richelbach.

---

59) Deutsche Gaue 1916, Nr. 24.

60) Mitteilg. Alfons Borst, Keilberg.

61) Bei den Tieren wurde ähnlich verfahren: Wenn in Obernburg ein Schwein nicht mehr fressen wollte, musste man diesem alltäglich das Maul mit einem Schlüssel „aufschließen“ und dazu beten. In Hobbach fuhr der Bauer dem frisch geworfenen Kälbchen mit einem Strohhalme dreimal durchs Maul

Noch in der Gegenwart huldigen zuweilen Landleute der Meinung, dass böse Leute „Possen“ tun könnten.

Es sind wenige Jahre her, da leuchtete ich mit freundlichem Blick in das bei launiger Unterhaltung sich zutraulich erschließende Herz eines biederen Alten und lenkte das Gespräch so von ungefähr aufs Hexenfeld hinüber. Das Bäuerlein tastete über die harten Bartstoppeln und sprach sonderbar lächelnd: „Alleweil gitt's jo kä Häxe mäi, blouß noch bäise Lait“. Ich verstand. Seine Mutter besaß nämlich jahrelang einen krüppelhaft angeschwollenen Finger. Der Finger stach und schmerzte. Vornehmlich an hohen Feiertagen wuchs die Pein auf's höchste. Durchs Dorf zog das Gerücht, ein verschmähter Buhler sei der Urheber dieser Leiden. Die Schwergeplagte holte bei einer weisen Frau im Maintale den Rat, durch zauberische Kraft den Feind zu zitieren. Also kochte man eines Tages „Christi Himmelfahrtskraut“ und Würzbüschel und rührte fleißig den Brei. Vorher wurden die Fensterläden verschlossen, damit der herbeigehetzte Täter nicht ins Hausinnere sehen könne. Schon mehrere Stunden brodelte und strullte es auf dem Herde und der lange Rührlöffel kreiste eintönig durch die „bannende“ Suppe, als der Mann erschien, auf welchen die Kräuterköchin „geziehen“ hatte. Er strich um das Haus, riss einen Fensterschlag auf, guckte frech durchs Glas in die Stube und erhob ein hässliches Hohngelächter. Nun besaß der rachsüchtige Liebhaber weiter Gewalt und Macht über sein Opfer und die Frau nahm den schmerzenden, geschwollenen Finger mit ins Grab. Der Bauer, von dem ich oben gesprochen, glaubt heute noch beharrlich, seiner Mutter sei ein „Possen“ getan worden. Eine Familie von Dorfprozelten, die vom Ungeziefer belästigt wurde, nahm ebenfalls ihre Zuflucht zum Kochen. Der Erfolg blieb angeblich nicht aus. Ein altes Weib, das im Rufe des Läusemachens stand, verlangte Einlass. Es wurde aber mit der Rede: „Ach, wir wissen jetzt schon, wer's ist“, von der Schwelle gewiesen.

Einem Bauersmann gingen mehrere Gänslein zugrunde. Er bekam von der Sibylle zu Obernburg die Auskunft, ja noch vor Aveläuten nachhause zu eilen, wenn sich die Gänseschar nicht verringern sollte. Das war zu Fuß unmöglich. Drum setzte sich der Abergläubische in die Postkutsche, die damals noch durchs Elsavatal rollte, und traf richtig noch vorm Klang der Abendglocke im Dorf ein. Trotzdem lichtete sich das Häuflein Gänse noch mehr, weil die weißen Schnatterer lungenkrank waren.

Vierblättriger Klee schützte die Menschen gegen Verhexen und „Verblenden“. Folgende Geschichte erzählte mir die Mutter. Ein alter Mann aus Rück wusste übrigens dieselbe Erzählung, welche anscheinend Gemeingut des Landvolks war.

Es kam einmal ein fremder Mann ins Dorf, der die Einwohner samt und sonders „verblendete“. Da wackelte gerade eine Ente <sup>62)</sup> vom Teiche heim. Die hatte einen Strohalm um den Fuß gewickelt und schleppte ihn mit nach. Die Leute nun sahen den kleinen, dünnen Strohalm für einen langen, mächtigen Wiesbaum an, deuteten darauf, wunderten, lachten und liefen in Scharen hinter der Ente her. Jetzt kam eine Frau vom Felde mit einem Tuch voll Klee, unter dem sich auch vierblättriger befand. „Ei“, fragte die Frau, „warum lauft ihr denn so zusammen, was gibt's denn?“ „Schau doch ein Heubaum“ riefen sie, zeigten auf den Strohalm und lachten. Die Frau, unbewusst durch ihren Klee vor dem Hexenmeister geschützt, sprach: „O, ihr dummen Leute, das ist ja nur ein Strohalm, ihr seid verhext.“

Der Fremde vernahm diese Worte und gedachte sich zu rächen. Er hieß die Frau nachhause gehen und dann wieder kommen Als sie nun den Klee heimgetragen hatte, erlag auch sie dem Zauber. Sie wurde so verblendet, dass sie glaubte, sie wate durch ein Gewässer. Da schürzte sie nun die Kleider höher und tastete mit den Füßen nach den seichten Stellen des vermeintlichen Wassers. Dies sah sich recht wunderlich an, weil die Erde ja staubtrocken war. Und die anderen Leute, welche der fremde Zauberer diesmal nicht verblendet hatte, spotteten und lachten sie aus.

Nach der Volksmeinung war es gefährlich, einer „Hexe“ etwas zu leihen oder zu verkaufen. Eine Verwandte von mir heiratete in ein fremdes Dorf. Sie verkaufte einer dortigen Frau einen Sack

---

62) In Rück war's allerdings ein Huhn, dem ein „fahrender Seiltänzer“ einen Strohalm unters Gefieder steckte.

Hafer. Als hiervon die Schwiegereltern erfuhren, musste die Verwandte noch am selben Tage ins Haus jener Frau gehen und das Getreide wieder holen. Denn das betreffende Weib war im Orte als „Hex“ verrufen. „Ja, um Gottes willen, wie benahm sich denn die Frau, als du den Sack Hafer zurückverlangtest?“ fragte ich. Antwort: Sie ließ es stillschweigend geschehen. Sie weiß nur zu gut, dass sie von den Leuten als Hexe betrachtet wird: Es läuft das Gerücht im Dorfe, die Tochter jener Frau habe das Zauberbuch (6. und 7. Buch Moses) verbrannt, sodass die Mutter nicht mehr hexen könne. Die erwähnte Frau lebt noch. Ich unterhalte mich zuweilen mit ihr. Es ist eine nette, freundliche Alte, die gewiss noch niemanden was zuleide getan und natürlich so wenig zu hexen vermag, wie ein neugeborenes Kind. Und doch ward sie jahrzehntlang von den abergläubischen Mitbewohnern gemieden und gefürchtet.

Welche Strafe widerfuhr einmal einer Hexe? Zu Hausen (Amt Obernburg) soll vor langer Zeit eine Frau gelebt haben, die Menschen und Tiere quälte. Sie verschonte niemand. Alles Beten und das Aufpassen mutiger Burschen um die zwölfte Stunde blieb erfolglos. Einst peinigte die Hexe einen Nachbarsknaben. Dessen Mutter ging in ihrer Not zur „Sibylle“ nach Obernburg. Diese riet:

Vor Sonnenaufgang drei Tage lang bis gegen 8 Uhr „unbeschrien“ einen „Hafen“ in den Mist zu begraben. Außerdem müsste sie noch ein bestimmtes Gebet sprechen und dann wäre die Hexe tot. Die Frau handelte genau nach diesen Worten und während der Stunden, da der Topf vergraben lag, litt die Hexe so schreckliche Schmerzen, dass sie die Nachbarschaft um Hilfe rief. Um die achte Stunde verringerte sich ihre Pein und die Leute meinten nun, der Dämon des Bösen wäre von ihr gewichen. Nach drei Tagen starb die Frau und wurde in ihrem Garten vergraben.

Ein beliebtes Amulett gegen Behexung bildete der „Benediktuspennig“.

Die Benediktuspennige, wann sie von einem Priester geweiht sind, und mit Andacht bei sich getragen werden, haben folgende Kraft:

1. Sie vertreiben von den menschlichen Leibern alle Bezauberung, und vom Teufel zugefügte Schäden.
2. Sie verhindern, dass keine Hex oder Zauberer könne eingehen, wo dieser Pfennig oder der Thür angenagelt, oder unter der Thürschwelle vergraben ist.
3. Denjenigen, so vom Teufel angefochten werden, bringen sie Beschirmung.
4. Wenn das Vieh bezaubert ist und man den Pfennig ins Wasser legt, und das Vieh damit waschet, so muss die Bezauberung weichen.
5. Wann in der Milch oder Butter ein unnatürlicher Schaden verspüret wird, so soll man den Pfennig ins Wasser legen und das Vieh darüber trinken lassen. Ex libello de effectu Numismat. S. Bened. Fuldae impress. A. 1674. (Aus „Geistlicher Schild“, gedruckt 1647 zu Mainz.)

In demselben alten Gebet- bzw. Segenbüchlein, das religiöse Wahrheiten mit krassem Aberglauben vermengt, las ich: „Diese folgenden Worte: Gebet, Segen und Anrufungen Gottes sind so kräftig, dass, wer dieselbe bei sich trägt, dem kann keine Verzauberung, noch einige Teufelskunst an seinem Leibe schaden. GOTT Heloym, GOTT Tetragammaton, GOTT Adoney, GOTT Hagios, GOTT Otheos, GOTT Zschrios, GOTT Metzia, GOTT Alpha und Omega usw. wollen mich jetzt und allezeit vor allem Ungewitter, Gespenst und Hexerei beschützen und bewahren. Amen.“ Ein weiteres „kräftiges Gebet“ im gleichen Schriftchen behütet „vor aller Hexerei, Beschwörung, Verblendung, Verzauberung, Verbündniß und Beschreung, so mir angethan worden oder noch könnten angethan werden.“ Dann ist es noch „der triumphirliche Titul des Kreuzstammes INRI“, der „in und außer Gefahr zu sprechen“ ist. Außer dem schon benannten „Geistlichen Schild“ barg mancher Spessarter im Dunkel der wurmstichigen Kommode noch das „Romanusbüchlein“, das „Albert Magnusbüchlein“, die „Geistliche Schildwacht“ und das 6. und 7. Buch Mosis. Wir finden darin Christliches und Heidnisches, baren Unsinn, geheimnisvolltuenden Krimskram in bunter Mischung; je unsinniger und hokuspokusmäßiger die Traktate gestaltet waren, dessen wertvoller erschienen sie dem ungebildeten Volke. Dieses wurde durch die religiöse Fassung bzw.

Umrahmung von vornherein gewonnen: Da sollten z. B. „das Herz Eliä“, der Grund Davids, die Leber und Zungen Salomis, die Knie Abrahams, das Blut Abels, die Gestalt Mosis, die Reu Danielis, die Geduld des hl. Jakobi zwischen allen sichtigen und unsichtigen Feinden sein.

Ein Segen, wie verhexten Menschen und Vieh zu helfen:

Drei falsche Zungen haben dich geschossen, drei heilige Zungen haben für dich gesprochen, die erste ist Gott der Vater, die andere ist Gott der Sohn, die dritte ist Gott der hl. Geist, die geben dir dein Blut und Fleisch, Fried und Mut, Fleisch und Blut ist an dich geboren, sei an dir verloren: hat dich überschritten ein Weib, so segne dich Gott und Maria Leib; hat dich bemühet ein Knecht, so segne ich dich durch Gott und das Himmelreich; hat dich gebäret eine Magd oder Dirn, so segne dich Gott und das Himmelsgestirn; der Himmel ist ob dir, das Erdreich ist unter dir, du bist in der Mitte, ich segne dich vor's Verirrte; unser Herr Jesu Christ an sein bitteres Leiden und Sterben trat, da zittern alles, was da versprochen die falschen Juden aus Spott. Wie zitterte der Sohn Gottes, als hätte er den Ritter! Da sprach unser Herr Christus: den Ritter ich nicht hab, auch den wird Niemand bekommen wer mir mein + hilft klagen und tragen, den will ich vom Ritter absagen, im Namen der hl. Dreifaltigkeit.

## Christi Himmelfahrt

Aus unzähligen Blütenaugen strahlt der wonnige Mai. Feierliche Prozession wallt ein Stück ins Feld hinaus oder durch die blankgescheuerte Dorfstraße. Und an den Altären, wo die Evangelien gesungen werden, duftet lila und weißer Flieder. Zu beiden Seiten steht eine silbern schimmernde Birke und ihr heller, zarter Blätterschleier erschauert im linden Morgenwind. Inmitten der Dorfgasse zieht heute ein Pfad von gestreuten Gräsern<sup>63)</sup> und Blumen zu Ehren des darüber wandelnden Heilands im Sakrament. Nach der Prozession<sup>64)</sup> nimmt der Bauer einen Büschel des nun gesegneten Grüns und mengt's dem Viehfutter bei, damit das Vieh gedeihe und vor Krankheit behütet bleibe. Die Bäuerin aber vergisst nicht, einen Birkenzweig mitzunehmen, dort am Altar, und steckt das welkende Laub unter die Dachsparren als Gewitterschutz.

Christi Himmelfahrt! Wenn ein Gott gen Himmel fährt, dann muss an solchem Tage der herniederschwebende Tau besondere Kräfte innehaben. Netze nach des Volkes Meinung mit Himmelfahrts-Morgentau dein Gesicht und die Sprossen und Flecken darin verschwinden, wundersame Macht birgt auch das fließende Wasser, welches vor Sonnenaufgang unbeschrien benützt, – alle Flecken, Hautausschläge aus dem Gesicht fegt.

An diesem Feste pflückte man ehemals im Heimatdorfe das Christi-Himmelfahrtskraut. So nannte der Volksmund das gelb blühende Blümchen, welches vorm Dorf draußen auf einer Mauer massenhaft wucherte. Scharfer Mauerpfeffer – ist sein richtiger Name. Wir Kinder rupften viele der Pflänzchen aus und steckten die Blumenbüschel in der Stube an die Bilder der Heiligen. Da blühten sie eine Woche fort und verdorrten nicht, obwohl sie in keinem Erdreich wurzelten und kein Wasser erhielten. Nur am Christi-Himmelfahrtstag gepflückt, hält sich das Kräutlein nach altem Glauben so lange frisch. Die wirkliche Ursache ist allerdings die außerordentliche Genügsamkeit des Mauerpfeffers, der eine Trockenpflanze ist.<sup>65)</sup>

In Faulbach wurden vom „Steinpfeffer“ Kränze geflochten und ins Zimmer gehängt. Die Christi-Himmelfahrtskränze dürfen, solange die Blümchen blühen, nicht berührt werden.

---

63) Dörret das gestreute Gras bald, so gibts eine trockene Heuernte. (Streit bei Klingenberg).

64) Niemand darf zuhause bleiben, selbst Kinder werden bei der Prozession mitgetragen. (Faulbach.)

65) Schmeil, Leitfaden der Botanik, S. 62. Über andere Himmelfahrtsblümchen, siehe Heinrich Marzell: Die Pflanzenwelt und Volksglauben, S. 22.

## Ein Christi-Himmelfahrts-Kranz



umrahmt das Kruzifix. Er ist aus dem sogenannten „Himmelfahrtskraut“ gewunden, dem Mauer- oder Steinpfeffer (*Sedum acre*). In der Spessartheimat des Verfassers schmückte man einst sämtliche Heiligenbilder der Wohnstube mit Sträußchen des erwähnten Pflänzchens. Dieses wurde vom abergläubischen Volk auch als Mittel zum Bannen, bzw. Herbeizitieren von Hexen geschätzt. Einige Palmzweige finden heute noch ihren Platz in der Bauernstube. Sie gelten ehemals als Schutz gegen Verhexung und Blitzschlag. Und sie spielten auch in der Volksmedizin eine bedeutsame Rolle.

## Pfingsten

Wenn sich der breite Strom goldenen Lichtes über die Lande ergießt und die Natur zur sommerlichen Pracht erneuert, begeht die Kirche das Fest der seelischen Erleuchtung und Erneuerung durch die Ausgießung des Gottesgeistes. Schon zu den hohen Festzeiten unserer germanischen Vorfahren musste die Arbeit ruhen, weil da nach heidnischem Glauben die Götter zur Erde niederstiegen. Auch nach dem christlichen Volksglauben rufen die Frevler, die ein so hehres Fest wie Pfingsten zum Werktag erniedrigen, den sichtbaren Zorn des Himmels herab. Bekannt dürfte die Hessenthaler Sage von der pfingstlichen Garnköchin sein: „Pfingstmontag hin, Pfingstmontag her. mein Garn muss gekocht wer“(den); so sprach sie und versank zur Strafe samt dem Haus in die Erde. „Hast du auch schon das Garn kochen hören?“ fragen einander neckweise die Spessarter. Und viele Neugierige pilgern am Pfingstmontag nach Hessenthal – statt zum Wallfahrtsbilde – an die Mauernische und horchen hinein; denn heute vernimmt man ganz deutlich in der Tiefe das Strudeln des kochenden Wassers.

Am ersten Pfingstfeiertage wagte sich früher zu Birkenfeld (bei Marktheidenfeld) niemand zum Brunnen, um Wasser für Mensch oder Vieh zu schöpfen. Es wäre nach der Volksmeinung ein Unglück geschehen. Und wer am ersten Pfingstfeiertag durch den Forst streift, wird vom „grünen Jäger“ erschossen. (Dörnsteinbach im Kahlgrund; Mitteilg. v. Joh. Martin.)

Nun gingen einmal zur Zeit großer Dürre mehrere Frauen des Elsavadorfes Rück am Pfingstmontag zum Grassicheln nach der Waldabteilung „Birkenkopf“. Da fing – nur in diesem Walddistrikt – plötzlich ein Wirbelwind an, riss die Äste in Mengen herab und säte und schleuderte sie zu Boden, dass die Frauen entsetzt heimflüchteten. Von da an soll man alle Pfingstmontag auf dem „Bärkeköpfe“ das Sichelwetzen hören.

Besonders charakteristische Pfingstgebräuche, wie das Umführen des geschmückten Pfingstochsen oder das Kranzstechen, zeigt der Spessart jetzt nicht mehr, höchstens, dass in der Karlstadter Gegend der Bursche seine Gewählte mit einem „Pfingstbüschel“ beschenkt und diese als Gegengabe den Hut mit Rosmarinsträußchen ziert.

Wie fast allerorten war einst auch im Spessart – namentlich an Pfingsten – das Pflanzen des „Maien“ üblich. Die Urpharer Jugend (Grafschaft Wertheim) hielt einen Umzug nach dem Gemeindehause oder zur Wohnung des Ortsvorstehers. Da wurden alle Jahr die vom Kloster Bronnbach zu liefernden „Pfingstweck“ abgeholt. hernach ging man auf die Mainwiesen zum „Stecken“ der Maien. Jung und alt vergnügte sich mit Weckessen und Weintrinken, mit Spiel und Tanz. 1807 verbot 66) das Forstamt jegliches Maienpflanzen bei zwanzig Taler Strafe. Der „Maie“, d. i. die Birke, dient noch heute an Fronleichnam als Spalier und solch Birkenlaub steckt der Spessarter, wie bereits erwähnt, unter die Dächer, weil es die Blitzgefahr dämmen soll. In Rodenbach (Amt Lohr) werden zum Fronleichnamstage an den Dorfbrunnen die mit bunten

---

66) G. Rommel, Urphar a. Main, S. 99.

Papierbänder geschmückten „Flenerlesbäume“ ausgestellt. 67)

Im bayerischen Odenwalddorfe Kirchzell (bei Amorbach) aß bis in neuere Zeit am Sonntag abend die Familie gemeinsam die eigens gestoßene „Pfungstbutter“. Gab es gleichwohl das ganze Jahr hindurch Butter, die Pfungstbutter barg nach volkstümlicher Anschauung direkte Heilkraft. Wie heißt es in Schnurs Kalendarium? „Neue frische Mayenbutter ist gut für alle Gift. Wer von einem giftigen Wurm gestochen ist, der esse Butter und schmiere auf den Schaden; es hilft.“

Pfungstritte fanden zu früheren Zeiten auch in unserer Gegend statt. Die alte Beschreibung: „Gerechtsame des Dorfes Schweinheim bey Aschaffenburg“ bekundet, „dass diese Unterthanen alle Pfungsttage mit ihrem Schultheißen eine Wallfahrt zu Pferd umb ihre Flur halten: mit ihnen ein Oberkellner und Landschreiber samt andern Bedienten reitet; ihnen zur Heimkunft ein Trunk aus dem Schloß gegeben wird.“ „Diese Wallfahrt „umb die Flur“ ist der heutige Flurgang, bei dem gebetet wird heute, wie ehemals, um Gedeihung der Feldfrüchte und um Abwendung von Hagelwetter. Dieser Flurgang (Hageltag) mag schon vor 1660 bestanden haben. In der Pfarrkirche wurde ein hl. Amt vor ausgesetztem Allerheiligsten bestellt und frühzeitig abgehalten. Die Ortseinwohner wohnten diesem Amte bei und gingen nach Schluss desselben heim, wo noch in den Stunden desselben Vormittags ohne Priester und ohne Allerheiligstes die Wallfahrt um die Flur gehalten wurde.“ 68)

Zu Pfgingen sind die Futtermittel des Landmannes fast aufgebraucht. Dies deuten die Sprüche: „An Pfgingen hat der Bauer am wenigsten“ und „Von Pfgingen bis zur Aern (Ernte) kann der Bauer kaum gewähren“.

Pfungstmontags ziehen die Städter in den lenzfrohlockenden Spessartwald, der zu des Menschen Empfang im schönsten Feierkleide steht, freigebig naturreinen Quellentrank und blumengedeckten Tisch spendet und ohne Entgelt von früh bis spät die Maimusik, lustiges Vogelkonzert, erklingen lässt.

Am Pfungstmontage begann zu meiner Jugendzeit die Wanderung nach dem Hochkreuz und hernach gingen alle Sonn- und Feiertage in Scharen dorthin. Wo steht das Hochkreuz? Wenn du von Sommerau nach Hobbach [\*] es muss Roßbach heißen] gehst, umfängt dich zumeist beschattender Wald. Einmal aber, etwa nach halbstündigem Gange, tritt plötzlich eine kleine Lichtung in den Weg. Ungehemmt spielen hier die blitzenden Sonnenstrahlen ihr Feuer über die freiliegenden Matten. Durch das Wiesengründchen kollert, in eine schmale Rinne gezwängt, ein munteres Wasserlein, zwei oder drei Tannenbäumchen steigen vorwitzig aus der stillen Ebene. Am Rande der Waldwiese erblickt das Auge neben der Wegquerung Sommerau – Roßbach; Eichelsbach – Hobbach ein Steinkreuz, überragt von schlanken Fichten. Mehrere Bänke, in denen der Holzwurm nagt, befindet sich am Fuße des Kreuzes. Gebete und fromme Lieder schallen den Wald hinan. Die Stühle sind übervoll von Leuten aus den umliegenden Dörfern. Im Jahre 1881 weihte der Sommerauer Kaplan [\*] Nikolaus Faulstich] das fromme Denkmal im Kreise vieler Gläubigen feierlich ein. Warum das Christuszeichen hier in der Einsamkeit entstand und wer der Stifter war, konnte die Volksneugierde nie ermitteln. Dafür gestaltete die tätige Phantasie mehrere absonderliche Ereignisse, auf welchen die Errichtung des Hochkreuzes fußen könnte.



„Hochkreuz“  
Photo Adam Amrhein, Wintersbach

67) Mitteilung von Karl Zinsmeister, Rodenbach, vergl. G. Hartmann „Aus dem Spessart“, S. 36 (ein bekanntes Spessartbuch!).

68) Schweinfest, „Das Pfarrdorf Schweinheim“, S. 46.

\*) Ergänzungen/Anmerkungen von Otto Pfeifer, Sommerau.

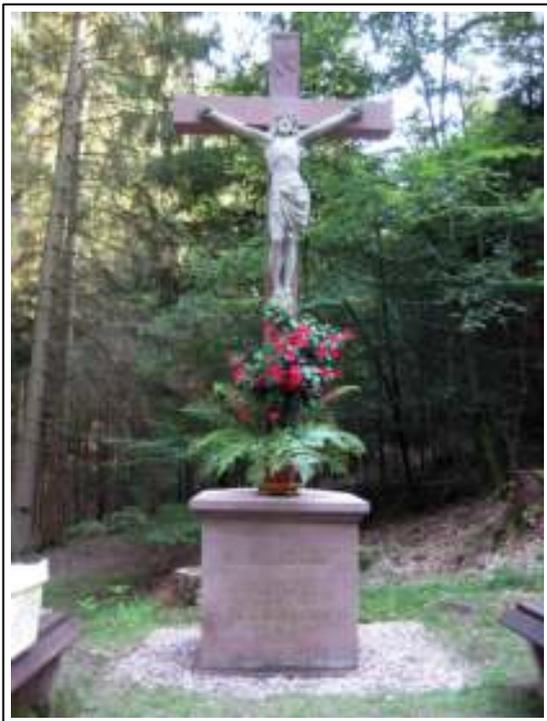
## Postbote Hartung

Ein Postbote – er hieß Hartung – hatte abends noch einen Gang von Eichelsbach nach Hobbach zu machen. Als er an die Wegkreuzung kam, hörte er im Walde ein Rascheln, als ob jemand durchs Laub schlurfe. Hartung war kein Angsthase und rief: „Was raschelt da drin?“ Im selben Augenblick erhielt er eine schallende Ohrfeige, und von Stamm zu Stamm hüpfte widerliches Kichern und Gelächter. Dem armen Manne grauste entsetzlich; abgehetzt und zitternd kam er in Hobbach an. An der Stelle, wo ihm das Schreckliche zustieß, soll nach seinem Willen das Kreuz aufgestellt worden sein.

## Der Kaplan

Der Sommerauer Kaplan musste an einem Samstag länger als gewöhnlich in Eichelsbach verweilen und ging erst um Mitternacht durch den Forst nach Hobbach, um dort am Sonntag die „Frühkirch“ zu halten. Da, wo die Wege übers Kreuz laufen, trat eine unbekannte Gestalt auf ihn zu und fragte: „Wer bist du?“ Geistesgegenwärtig erwiderte der Kaplan: „Ich bin ein Kind des Lichtes.“ Worauf die fremde Stimme entgegnete: „Das war dein Glück, sonst hätt' ich dir das Genick zerbrochen.“

Aller Spuk war sodann verschwunden.



\*) „Kinzbach-Hochkreuz“

nach der Restaurierung 2017.  
Foto 2017: Otto Pfeifer

## \*) Der Hobbacher Mann

Ein Hobbacher ging nachts von Eichelsbach heim, wo er Verwandte besucht hatte. Am Kinzbach tauchte vor ihm plötzlich eine schwarze Gestalt auf, die ihn keinen Schritt mehr weiter ließ. In seiner Angst versprach der Bauer, an der betreffenden Stelle eine Kapelle zu errichten, wenn er glücklich nach Hause käme. Da gab ihm die schwarze Gestalt den Weg frei. Als er dann sein Versprechen einlösen wollte, ließen die Grundstücksbesitzer den Bau einer Kapelle an jenem Platz nicht zu. Der Bauer aber wollte sein Versprechen unbedingt halten, und nach langem Verhandeln wurde ihm gewährt, in der Eichelsbacher Gemarkung (Waldabteilung „Dicker Schlag“) wenigstens ein hohes Kreuz zu errichten. Und da steht es noch heute.

---

\*) Quelle: Spessart-Sagen, Valentin Pfeifer, Aschaffenburg 1948, S. 127. – Ergänzung Otto Pfeifer

## Dreifaltigkeit

Keine jauchzende Osterfreude, keine Pfingstfröhlichkeit; weder Himmelfahrtsjubel noch Fronleichnamspracht kennzeichnen den Sonntag Dreifaltigkeit. Vielmehr zwingt ehrfürchtiges Staunen den Christgläubigen zu stummer Anbetung eines gewaltigen Geheimnisses, das den Dreifaltigkeitssonntag umschwebt. In Schweinheim üben fromme Erwachsene freiwilliges Fasten.

Uns Kindern erschien das Fest feierlich steif, ja fast düster, sodass wir erst nach Ende des Vormittagsgottesdienstes laute Munterkeit wagten. Und hüte dich, Jägersmann, heute dem Weidwerk zu obliegen! warnt uralte Volksmeinung; denn du könntest schweren Schaden nehmen, Zu Eichelsbach führte ein Jäger an diesem hehren Sonntag den Stutzen, als ein Reh aus dem Gebüsch kam und auf der Wiese am Waldesrande äste. Der Mann näherte sich dem Reh. Das blickte auf, ging langsam, als ob es keine Furcht empfinde, auf den Jäger zu, und merkwürdig! Es ward dabei stets kleiner; schrumpfte zu der Größe eines Hasen zusammen und setzte sich just vor des Jägers Flinte. Der schoss – aber das Tier saß noch und war dann mit einem Mal verschwunden. Den Jäger befiel ein Nervenfieber, von welchem er sich nie ganz erholte.

Dreifaltigkeitswasser besitzt nach dem Volksglauben große Heilkraft. Meine Mutter glaubte es auch noch; denn sie gebot mir einst: Geh an den Bach und schöpfe eine „Stütze“ des abwärts fließenden Wassers. Sieh aber, dass du unbeschrien bleibst! Ich blickte die Mutter verständnislos an. Geh! sprach sie noch einmal. Dann lief ich zum Bächlein hinunter und holte die Stütze voll Wasser. Wozu es die Mutter gebrauchte, erfuhr ich nie.

In Rothenbuch stellt man am Sonnabend eine Schüssel Wasser ins Freie. Ein Glas dieses so gesegneten Wassers wird aufbewahrt. Es nimmt keinen Geruch an und verdirbt nicht. Wenn ein Kind an den „Gichtern“ (Krämpfen) leidet, erhält es drei Löffel Dreifaltigkeitswasser.

Dreifaltigkeitsfett, das man am Samstagabend vors Fenster stellte, wurde im heimatlichen Spessartdorfe früher gleichfalls als Heilmittel verwendet.

Ein Vorzug ist's, auf Dreifaltigkeit geboren zu sein. Solche Kinder wissen mehr als andere. Sie sind hellsehtig. Da sie am geheimnisvollen Sonntag zum erstenmal das Licht der Erde schauen, können sie mehr sehen als die am anderen Tag Geborenen und ihre Augen füllt ein tieferer Glanz.

## Kannsfeuer

Mittsommer! Hoch im Himmelblau thront die leuchtende Tageskönigin gleichsam auf dem Gipfel ihres Ruhmes und strahlt nieder auf das Werk ihrer licht- und wärme- und dadurch lebenspendenden Kraft: die goldangehauchten Getreidefluren, die sattgrünen Wälder und die Pracht der Blumen.

Schon im germanischen Heidentum wurden die Tage des sieghaften Lichtes, des höchsten Sonnenstandes, besonders festlich begangen. In rauschendem Festesjubel und den Met schlürfend, lagerten die kriegerischen Gestalten um die Freudenfeuer, welche wohl auch flammten zu Ehren des feuerlockigen Donar, des Sonnengottes Freyr und des lichten Götterlieblings Baldur. Die Kirche stellte später in den Mittelpunkt des sommerlichen Sonnenwendfestes die „Leuchte“ der Christenheit, den großen Rufer in der Wüste, Johannes den Täufer. Nunmehr erhielten die Sonnenwendfeuer den Namen Johannisfeuer (Kannsfeuer). Diese, ehemals im ganzen Spessart und Odenwald üblich, lodern alljährlich aus den Talhöhen der Doppelortschaft Rück-Schippach im Elsavatalgrund. Zwei bis drei Tage vor Johanni ziehen die Buben mit einem Handwagen von Haus zu Haus und bitten lärmend um Holz für den Kannsabend. „Kannsfeuer, Kannsfeuer“, jubeln und schreien sie durchs Dorf und hier gibt man ein Reisigbündel, dort ein Scheit, im andern Haus ein zerbrochenes Wagenrad. Ist genug Holz zusammengebettelt, schleppen es die Schippacher Kinder auf den sogen. Arnberg, die Rücker auf den Weinberg. Hier wird eine Stange aufgerichtet. Manchmal ist sie mit Teer bestrichen, damit die Flammen heller und rascher emporzüngeln sollen. Um den Stamm richtet die fröhliche Knabenschar den Holzstoß auf. Der Wetteifer zwischen Rück

und Schippach lässt einen mächtigen Holzturm erstehen, sodass ein Knabe daraufsteigen muss, die Holzstücke geordnet zu legen.

Johannisabend! Die Sonne ist golden herabgesunken und mildes, tausendfaches Sternenlicht erscheint am reinblauen Himmelsbogen. Unten im Tale steht und wandert die Bevölkerung der zwei Orte und späht nach den Höhen. Auf einmal blitzt oben ein Feuerriss durchs Dunkel, hüben wie drüben. Dann flammt und knistert es. Die Lohe schwillt, der ganze Holzstoß zuckt in Flammen. Funken sprühen und wirbeln zum Himmel hinauf und erlöschen im Sternengewühl. Beide Feuer blinken einander zu, übers Tal hinüber. Jauchzend und singend hüpfen die Kinder um die aufprasselnden Feuergarben; der gesamte Liederschatz wird ausgegraben und hallt von den Bergen. Späne werden in die Glut gehalten und fortgeschleudert, dass die Funken weit durch die Luft fliegen. Die Zuschauer im Tale blicken bald auf den Rücker, bald auf den Schippacher Hügel und diskutieren, welches Feuer das mächtigere sei. Ehe dies verschwelt, nehmen alle Knaben noch glimmende Späne und steigen – einer hinter dem andern – den Berg herab. Dabei schwingen und zeichnen sie Feuerräder durch die schwarze Nacht. Gespensterhaft und Irrlichtern gleich scheint die lange Reihe der Feuerkreise langsam ins Tal zu schweben. Flimmernde Johanniskäfer heben sich aus dem Wiesengrunde und tanzen über die Hänge hin.

In Lohr ziehen die Buben einige Tage vor dem 24. Juni durch die Straßen der Stadt und rufen:

„Steuer, Steuer zum Kannsfeuer!  
Johannistag ist nicht mehr weit,  
wir fordern Steuer, liebe Leut’.  
Ist wo ein kluges Weib im Haus,  
bringt's einen Arm voll Holz heraus ...“

Am Mainländeplatz türmt sich der Holzstoß. Es wird ein Sonnwendspiel vorgeführt. 69) Der Holzturm flammt. Eine Strohuppe gibt man dem lodernden Feuer preis. Gesänge schallen. Der Tanz um das Feuer beginnt. Die Burschen schleudern Holzstäbe und die Mädchen Strohkränze in die Glut. Es ist wahrlich eine ergreifende Feier, dies Sonnwendfest unseres Spessartstädtchens Lohr.

Auch in Stadtprozelten a. Main und in Heimbuchenthal wurden bis vor kurzem die Kannsfeuer entzündet. In Stadtprozelten rief die Jugend beim Holz sammeln: „Kannsfeuer, der Haber ist teuer. Wer kein Holz zum Feuer gi't, erreicht das ewige Leben nit.“ 70) Das Johannesfeuer wurde am Kircheneck, einem Abhänge der Mainleite abgebrannt. Ein angekohltes Stück vom Stoß nahm man mit heim und steckte es unters Dach, damit das Haus vor Feuersnot verschont bleibe. Früher sprangen die Burschen mit einem Rittersporn in der Hand über das Feuer. Dann glaubte man gegen Augenübel gesichert zu sein.

---

69) Nikolaus Fey, Monatsschrift „Spessart“.

70) „Bavaria“, 4. Band, S. 242.

## Sommernöte im Spessart, Maintal und Odenwald

Noch ist mein Schlafzimmer in den Dämmererschein der Mondnacht gehüllt. Eben erwachte ich. Denn Schritte hallen die Gassen entlang und Karren rasseln übers Pflaster. 71) Zurufe, Plaudern, Morgengrüße! Auch im Hause, wo ich zu Gaste, wird's lebendig. Schritte eilen über den Hof und das eiserne Tor schlägt knarrend zu. Die Uhr zeigt gerade die dritte Morgenstunde. Als ich später frage: Was war denn heute Nacht?, wird mir die Antwort: Die Leute gehen Laubsammeln. Hier und in den umliegenden Ortschaften (Breitenbrunn, Hasselberg, Bischbrunn, auch Dorfprozelten) hat nämlich die Not ein altes Futtermittel neu entdeckt: das Eichenlaub. In aller Morgenfrühe eilen die Faulbacher Mädchen und Frauen an den Main, fahren über und klimmen mit „Kötzen“ und selbst mit Karren den badischen Schenkenberg empor, der jäh ansteigt als z. B. der Schwarzkopf bei Heigenbrücken. Dann biegen sie die Äste der Eichen um und pflücken, pflücken, pflücken; 6 bis 7 Stunden. Und da haben die Leute ein bis zwei Grastücher voll Laub. Es ist eine äußerst mühselige Arbeit; aber bleibt eine andere Wahl, wo die krasse Not ihre Geißel schwingt! In hochherziger Weise hat Fürst Löwenstein das Blättersammeln in seinem Eichwalde erlaubt, obgleich die Bäume gewiss Schaden erleiden. Ein merkwürdiges Bild entrollt sich, wenn die Leute vom Sammeln zurückkehren, den steilen Schenkenberg herab; dann geht's der Fährstelle zu. Zwei Schelche setzen die Sammlerinnen über mit dem wertvollen Futter. Drüben, am badischen Mainufer, hocken sie in einer Reihe; 30, 40 mit ihren Kötzen und ein jedes möchte zuerst in den Kahn steigen, der immer nur Sechse aufnehmen darf. Denn der alte Main ist schwach geworden und eingesunken. Und sein Rücken trägt nur noch wenige Last. Sein Wasser gurgelt und seufzt, wenn die gefüllten Kähne darüber gleiten. Die Sonne flicht ihm zum Lohne einen Silberkranz, weil er selbst in seiner Schwachheit noch zum starken Helfer wird in menschlicher Not. Und durchs frische, grüne Eichenlaubwerk auf dem hellblitzenden Main blickt mich die Hoffnung an: Es kommen wieder andere, bessere Zeiten, wenn wir alle solch müheharte Pflicht üben wie die futtersammelnden Leute.

Eine 80jährige Faulbacher Frau, die „Julesmutter“, erinnert sich trotz ihres hohen Alters keiner solchen Futternot wie Sommer 1921. Große Futternot allüberall! Bei Klingenberg (Röllfeld, Erlenbach, Mechenhard) grasten die Leute vor allem das Heidekraut. „Alles wird zusammengesucht“, sagte mir eine Frau von Streit. „Jedes Waldgräslein, die Binsen, die Unkräuter!“ Nur, dass man das Vieh wenigstens erhalten könne.

Aufnahme von Ant. Greul,  
Faulbach.

Faulbacher Frauen und Mädchen erwarten am linken, badischen Mainufer den Fährmann. Trotz der Futternot, dem mühevollen **Laubsammeln** und großer Müdigkeit sehen sie unverzagt und freundlich drein, wie das Bild bezeugt.

[Die Frau im Vordergrund ist die Nichte von Valentin Pfeifer, Maria Fuchs.]



---

71) Schilderung des Notsommers 1921. Im Maintal von Dorfprozelten bis Wertheim besteht aber fast alljährlich Futternot. Die Faulbacher müssen jedes Jahr Laub sammeln.



Aufnahme von Ant. Greul, Faulbach.

Die von badischer Seite übergefahrenen **Laubsammlerinnen** bringen die kostbare Ladung ans Land.

Zur Futternot gesellte sich ein noch schlimmerer Genosse: die Wassernot. Die Bewohner des Walddörfleins Neuenbuch müssen seit Monaten das Wasser für Mensch und Vieh fast eine Stunde talwärts nächst Stadtprozelten holen. Hier füllen sie die großen Fässer mit dem kostbaren Nass, und langsam winden sich die Fuhrwerke bergauf. Schwierig gestaltete sich auch die Wasserbeschaffung der Höhenorte Eichelsbach, Streit (im Spessart), Neudorf, Reichartshausen und Wenschdorf (im Odenwald). Die Wasserleitungen versagten hier völlig. Das Wasser reichte kaum zum Treiben der Pumpwerke (Turbinen). In Wenschdorf setzte man den alten Dorfbrunnen wieder in Tätigkeit, welcher trotz der Wasserleitung wegen seiner architektonischen Schönheit erhalten geblieben war. In der Trockenperiode lag er Tag und Nacht unter Verschluss. Nur täglich dreimal – morgens, mittags und abends – durfte er sein „flüssiges Silber“ spenden, höchstens drei Butten bzw. neun Eimer für die Familie. Wasser fürs Vieh beschafften die Wenschdorfer an entfernten Waldquellen. Reichartshausen (Odenwald) fuhr das Wasser eine Stunde weit her, von Gottersdorf. Bullau versorgte sich mit Wasser von Miltenberg, Eckmühle; Entfernung etwa 1¼ Stunde. Und in Beuchen kamen die alten Ziehbrunnen wieder zu Ehren. Wo überhaupt herrschte Sommers 1921 kein Wassermangel! Es sei auf Amorbach hingewiesen, das rationieren musste, und auf Obernburg, wo sich die Leute während der ganzen Nacht in Reih und Glied aufstellten zur Füllung der Wassergefäße.

In meiner Spessartheimat [\*Sommerau]! Die zwei Freunde aus heller Jugendzeit werden aufgesucht, zunächst der Kinzbach. Aber ich finde sein Bett staubtrocken wie die Landstraße. Wo sind die klaren, plätschernden Wellen, auf welche die Sonne immer so lustig tanzende Silberkringel zeichnete! Wo die langschwänzigen Kaulquappen, von denen es im Bächlein ehemals nur so wimmelte? Wo die flinken Forellen, die über den hellen Kiesel huschten? Verschmachtet ist der Bach, versiegt, und was darinnen lebte, es starb mit.

Fort, fort zum Gänsebrunnen [\*in Sommerau]! Inmitten der Wiese springt er, unter steinerner Fassung blitzblank aus dem Dunkel der Erde. Aber die Trockenheit hat die Wiesengräser verkümmern lassen: welk liegen sie am Boden, verdurstet, braun gesengt vom Sonnenbrand. Eben kommt langsam die Sommernacht herauf und mit ihr das Heer der Sterne und ihr Führer, der bleiche Mond. Einige Mondstrahlen spannen sich herunter zum Wiesenquell und streuen Gold auf den Wasserspiegel. Horch, beginnt der Quell nicht zu flüstern: Leise, leise! Auf einmal verstehe ich sein heimliches Murren. „Ja“, sagt der Gänsebrunnen, „man gilt in solchen trockenen Zeiten wieder etwas! So viele Jahre ließ man mich einfach links liegen, und es kümmerte sich fast niemand um mich, höchstens die alte Großmutter von der Waldmühle [\*Hesselmühle] dort trank alle Tage von meinem Wasser. Aber jetzt läuft alles auf mich zu.“ Bei diesen Worten kicherte die Quelle und

---

\*) Ergänzungen von Otto Pfeifer, Sommerau

kräuselte stolz in lichten Wellen ihr glitzerndes Kleid, über das der Sommerwind strich. „Ja“, fährt der Brunnen fort, „untertag ist ein Leben bei mir. Die Kinder kommen mit Stützen und Eimern, und wer ins Feld geht, labt sich erst an meinem kühlen Tranke. Auch die Wanderer halten kurze Rast bei mir und gerne gebe ich ihnen zu trinken. Ach, sagen sie immer: Ist das ein frischer Trunk! Wahrlich besser als Wein, bei dieser Hitze! Ja so sprechen sie! Man könnte stolz werden, wenn man wollte!“ Und wieder kräuselt der Quell sein mondbeglänzt Gewand.

Noch viel spricht der Brunnen, und es klingen Töne darinnen von vergangenen Tagen, von Heimat und kindlicher Zeit.

Der langgezogene Schrei eines Uhu weckt mich aus meinem Sinnen.

Ade, du lieber Quell! Du unermüdlicher Spender klaren Trunkes! Murmle fort, immerdar! Und wer dich schätzt, den erquicke!

## Heidelbeerernte

Die Strahlen der Sommersonne dringen durchs Laubgewirr bis zum Waldboden hinab und reifen vollends die Heidelbeeren, diese blauen Perlen der Spessartwälder.

Es ist Anfang Juli. Die Ortsbehörde lässt „ausschellen“, von welchem Tage an das Beerensammeln gestattet wird. Dann strömen Kinder und Erwachsene in den Wald hinaus mit Eimern, mit Kannen und Tassen. Die Schule schließt acht bis vierzehn Tage ihre Pforte; denn die Jugend muss den ganzen langen Tag im grünen Forste streifen und Beeren pflücken. Im Dorfe wird eine Verkaufsstelle eingerichtet. Da werden die Heidelbeeren gewogen, in Körbe gepackt und versandt. Der Händler bezahlt pünktlich und schmunzelnd nimmt der Spessarter den Erlös ein. Eine Spessartfamilie darf sich keinen Verdienst entgehen lassen. Die Heidelbeerzeit ist da, sie muss genützt werden. Das Pflücken mit den Fingern hält zu lange auf, deshalb gebraucht man einen Kamm mit dem man von untenher durch den Stock strüpf, dass die Schwarzbeeren ins Gefäß fallen. 72) Freilich gerät so manches Blättlein zwischen die schwarze Beerenmenge: dann muss sie der Sammler geschwind auslesen, denn wenn er abliefern, soll er saubere „Ware“ haben; sonst schimpft der Aufkäufer oder zieht gar Geld ab.

Pflücken heißt es in den Juliwochen. Oft recht ermattet kommen die Kinder mit vollen Gefäßen nach Hause, die Spuren des Schweißes im Gesicht und mit einem hungrigen Magen. Ha, schmeckt nun das „Schmierbrot“ gut und der Kaffee mundet besser als manchem hohen Herrn der perlende Sekt, weil ja Hunger der beste Koch ist. Manche Leute tragen die Beeren talabwärts hausieren und die Rufe: „Halebeer, Halebeer!“ schallen durch die Dörfer. Die meisten Bäuerinnen kaufen von den Früchten schoppen- oder pfundweise. Heidelbeeren sind als Heilmittel geschätzt und wer genießt nicht gern leckeren Heidelbeer Kuchen!

In Mömbris-Hohl (Kahlgrund) unternehmen die Sammlerinnen eine Heidelbeerfahrt in entferntere Waldreviere; denn die Wälder der Umgebung sind bald abgesucht. Ein „Gäulsbauer“ rüstet den großen Leiterwagen mit langen Brettersitzen aus: die 20 – 30 Mädchen und Frauen von Johannisberg und Mömbris-Hohl finden sich in aller Herrgottsfrühe (um 3 Uhr) ein und dann poltert der Wagen im dämmernden Morgen zum Dorf hinaus. Die Fahrt geht 3 – 4 Stunden weit an den Orten Blankenbach und Schimborn vorüber bis zur „Bamberger Mühle“. Da zerstreut sich die Sammlerschar in den beerenreichen Waldabteilungen und nachmittags um fünf Uhr treffen sich die fleißigen Pflückerinnen wieder an der Ausgangsstätte, der Mühle. Nach einem Imbiss erfolgt die Heimfahrt. Der Wagen ist mit Buchenlaub geschmückt und die Pferde haben als grüne Zier mehrere Zweige von Heidelbeergesträuch. In den Eimern staut sich die Menge saftiger Beeren. Fröhlicher Sang übertönt das Knarren der Räder; denn heimwärts gehts ja nach getaner Arbeit. Die Heimkunft erfolgt – gleich der Ausfahrt – im Dunkel der Nacht. 73)

---

72) Das Pflücken mit Kämmen ist nunmehr behördlich verboten.

73) Mitteilung von Val. Meidhof, Mömbris-Hohl.

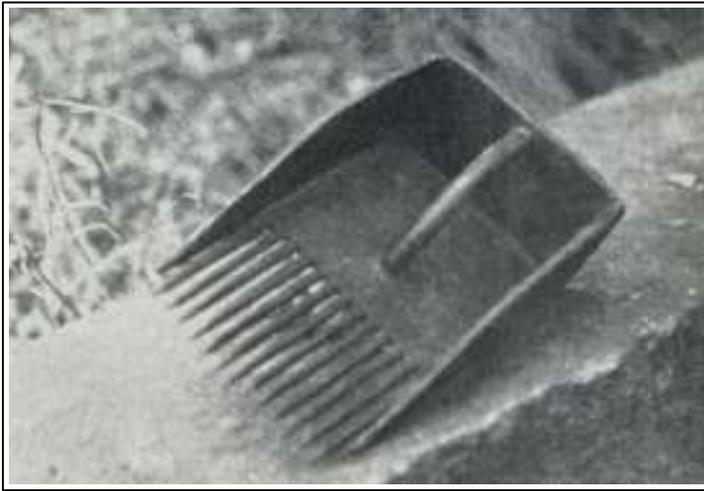


Photo Ad. Amrhein, Wintersbach

### **Der Heidelbeerkamm.**

„Abgekämmte“ Heidelbeeren weist der Aufkäufer gar manchmal zurück, weil sie nicht so sauber sind als die „gepflückten“. Oft sind sie auch zerquetscht; der Händler hält aber auf „saubere Ware“. Siehe Abhandlung!

Meine Mutter kaufte die Heidelbeeren erst gegen Jakobi. „Jakobshalebään, Jakobshalebään!“ empfahl ein bekanntes Spessartweiblein, die sog. „Herrgottsschnitzerin“ den Inhalt ihrer „Manne“, welche sie auf dem Kopfe trug. Ganz recht, Jakobs-Heidelbeeren sind die besten, die sind erst richtig reif, sagte Mutter und erstand den ganzen Korb der süßsauerlichen Waldfrüchte. Wir Kinder schmausten nach Herzenslust und was kümmerte es uns, wenn der Mund blaubemalte Ränder zeigte und über die Backen schwarzblaue Saftriemen liefen! „Hallebään, Hallebään!“ Nach Jakobi sollte gemäß der Volksmeinung niemand mehr Schwarzbeeren sammeln gehen; denn dann sind sie überreif, „matschig“, sagt der Volksmund. Und die Leute bringen sie, ohne etwas Arges zu denken, mit St. Jakobi in Verbindung. Der Winters- und Krausenbacher sagt nämlich, ohne dass er die leiseste Absicht einer Nichtachtung hätte: Der „Jokob“ hat in die Hallebään gesch . . . e“. Wirklich, bei solcher Redensart denken „Herz und Seel“ nichts Böses.

Am Jakobstag geht übrigens die Spessarterin durch ihr Krautfeld, klopft, schlägt mit der Hand an alle Krautpflanzen und spricht dazu: Jakob, du Dickkopp! Dann werden die Krautköpfe recht groß. In der Umgegend Miltenbergs jedoch ging einst niemand auf den Krautacker, um den Häuptlesmann nicht zu verscheuchen, der an Bartholomä den Krautpflanzen das Haupt aufsetzt. „Häuptlesmann“ ist hier der heilige Bartholomäus. 74)

Wie kamen die Heidelbeersträucher in die Spessartwälder? Ein Märchen, das mir die Mutter erzählte, will Antwort sagen. Die Volksphantasie hat dieses Geschichtlein erfunden, das die Mutter von ihrem Vater hörte, und der wieder von seinen Eltern.

### **Die Heidelbeeren. 75)**

Es war einmal ein Knabe, dem befahl die Mutter auf dem Krankenbett: Wenn ich gestorben bin, gehst du zu deiner Tante, die weit drüben hinterm Walde wohnt; sie wird dich aufnehmen und großziehen. Dann segnete sie ihn zuguterletzt, befahl sich Gott und verschied. Und als sie begraben war, machte sich der Knabe auf den Weg zur Tante. Da musste er durch den dichten Wald und wie er so gotteserdenallein dahinging, begegnete ihm ein Haulemännchen, das fragte, wohin er wolle. Zu meiner Tante hinterm Wald, antwortete der Knabe. So haben wir einen Weg, erwiderte das Männchen und wir können zusammen gehen. Des war nun der Knabe herzufroh und sie gingen miteinander fort. Nicht lange, da kam ein Zwerg, der sprang zornig heran, wie er mein Haulemännchen erblickte, und das schrie jämmerlich um Hilfe. Höre, Zwerg, rief da der Knabe,

---

73) Mitteilung von Val. Maidhof, Mömbris-Hohl.

74) Mitteilung von Adam Amrhein, Wintersbach; siehe Phil. Janson „Sitten und Gebräuche beim Feldbau“ („Spessart“ 1924, H. 4).

75) Aus dem Buche „Spessartmärchen“, Verlag Wailandsche Druckerei A.-G. Aschaffenburg.

packe dich weg, sonst nehme ich dich bei deinem langen Bart! Der Zwerg brummte: freches Menschenvolk! und verschwand in den Büschen. Nun gingen sie weiter. Und als den Knaben hungerte, nahm er sein Brot heraus, das ihm eine mitleidige Seele mit aus den Weg gegeben hatte und teilte es mit dem Haulemännchen. Noch lange wanderten sie zusammen, dann blieb das Männchen stehen und sagte: Jetzt bin ich in Sicherheit, dort im Gestrüpp ist das Pfortlein zu meiner Wohnung. Und es huschte ins Gebüsch, kam aber gleich wieder mit drei Sträuchern, daran waren grüne Blättchen und schwarze Beeren. Die Sträucher gab es dem Knaben und sprach: Du hast noch ein gutes Stück Weg vor dir, und wenn dich wieder hungert, isst du die Beeren. Sage deiner Tante, sie soll die drei Stöcke auf die Heide pflanzen, die sich am Walde breitet, es werde euer Nutzen sein.

Der Knabe dankte und eilte weiter. Wie er hungrig und müde war, aß er von den schwarzen Beeren und fühlte sich frisch und kräftig daraus.

Der Tante erzählte er, was ihm das Männchen anbefohlen hatte. Und sie pflanzte die Sträucher auf die Heide und es war ein Wunder, wie schnell sie sich verbreiteten. Und weil die Beeren so gut

Aufn. von Pfarrer Sauerbier,  
Gunzenbach

**Beerensammelnde Kinder  
von Mömbris-Hohl (Kahlgrund).**



schmeckten und sich sogar Kranke daran gesund aßen, wurden sie von den Waldbewohnern gesammelt und verkauft. Nach der Heide, wo sie zuerst wuchsen, hieß man sie Heide- oder Heidelbeeren. Sie bringen noch heute dem armen Spessartvolk ein schönes Geld ein und werden in weite Gegenden versandt.

Heidelbeeren und **Herrgottsschnitzerin!** Sie gehören in meinen Kindheitserinnerungen unbedingt zusammen. Denn alle Jahre traf das Weiblein an Jakobi im Elternhause [in Sommerau] ein, die willkommenen Schwarzbeeren bringend. Sie war ein Original, die Herrgottsschnitzerin und im ganzen Elsavagrund gern gesehen. Als sie in früheren Jahren Kruzifixe schnitzte, kam sie auch einmal in ein Haus und sagte: „Herrgott feil, braucht ihr einen, Bäs?“ „Nein, antwortete die Bäuerin, der unserige ist noch gut.“ Aber die Herrgottsschnitzerin ließ sich nicht so schnell abweisen. Sie lugt in die Stube nach dem Kruzifix; dann sagt sie in hellem Eifer: „Wos, des soll'n scheene Herrgott sein, der is jo ganz schwarz geraacht. Schmeißt den alte Deifel naus und kaaft eich en neie!“ Wer die Herrgottsschnitzerin kannte, nimmt ihr diese Worte nicht übel. Sie dachte nichts Schlimmes dabei. Nun ist sie schon lange gestorben. Ja, ja in den letzten Jahren war sie zu oft „gewannert“, von Krausenbach nach Hobbach, von da nach Eschau und von hier nach Sommerau. „Wannern“ deutet nach Spessartglauben auf baldigen Tod. Sie lag nur einige Stunden krank. Und sie wartete grad, bis sie mit den Sakramenten versehen war; dann schied sie von einem mühereichen Erdenleben ins bessere Land, „wo die armen Leut auch was gelten“, wie sie oft gesagt hatte.



Aufn. von Pfarrer Sauerbier, Gunzenbach

### **Kahlgrunder Kinder sammeln Heidelbeeren**

Noch ein bettelarmes „Original“ trug Heidelbeeren in den unteren Elsavagrund. Es war ein Mann, **der Wintersbacher Max**, ein Männlein unter Mittelgröße mit schleppendem und doch hüpfendem Gang, den Oberkörper vorgebeugt, den Kopf ein wenig nickend, ein leicht aufgedunsenes Gesicht, darin sich einige Falten gruben, die blaurote Unterlippe heruntergestülpt, dass man die gelben Zähne sah: kurze klumpige Stirne und großer, nie gebürsteter Schlapphut; das war, in Kürze gezeichnet, die Außenansicht des Max von Wintersbach. Zu den tiefen Falten gesellten sich später freilich noch viele kleine und die Knie bogen sich immer weiter vor, sodass es ständig schien, als wollte das Männchen Berg steigen und es hatte doch Plage, sich auf ebener Erde fortzuziehen.

Noch eins – der schwere Eichenstock mit dem großen Bogengriff fehlte nie am Wintersbacher Max, lag stets auf der Schulter und am Griff baumelte ein vollgestopftes rotes Taschentuch. Ach,



Aufn. von Georg Keimel, Krausenbach

### **Heidelbeerjunge**

Da steht der Krausenbacher Junge in voller Sammelausrüstung: An der Schnur das Anhängeblech, in der rechten Rocktasche die Kaffeeflasche, in der linken den „Keil“ Brot, in der Hand den Beerenkorb, Der Anzug, welcher übrigens zugleich Schulkleidung ist, zeigt deutlich genug, dass die dortigen Bewohner nicht mit Reichtümern gesegnet sind.

wenn dies hätte erzählen können! Was barg es schon alles: trockenes Schwarzbrot und buttergelben Kerbkuchen, karge Fettbröckelchen und schmackhaftes Dörrfleisch, geschenkte Strümpfe, ferner zerbrochene Schuhe, die zum Schuster kamen, und anderes mehr. Der Sammelplatz war's für alle Bettelgaben. Auch den Geldbeutel hatte es zu vertreten. An einem Ende war ein Knoten geknüpft, in den die Kupfermünzen kamen; am zweiten Tuchzipfel befand sich ein meist kleinerer Knoten, der die Nickel- und so seltenen Silberstücke verwahrte. Nur an Neujahr schwoll der Nickel bergende Knoten an und protzte ordentlich mit seinem Inhalt. Da schenkte Max dem Kupferzipfel

keine Beachtung, liebäugelte nur mit dem Silberknoten und nahm dann und wann den Stock von der Schulter, um sich zu überzeugen, ob der Reichtum noch da wäre. „Wintersbacher Max“, sagte kurzweg jeder, wenn das Männchen durch's Dorf „wechselte“. Eigentlich hieß er ja Peter. Aber wer wusste das? Und wer hätte etwa an Verspotten gedacht, wenn er vom Max sprach! Man wusste einfach nicht weiter. Nach dem Empfinden des Volkes umschloss das Wort „Max“ die geistige Charakteristik des Männchens. Denn in unserm Spessartgrund hat der Name Max verächtlichen Beigeschmack. Er bedeutet soviel wie überzwerch, haspelig, schwachsinnig. O, du dummer Max! schimpft der Bauer einen unbeholfenen Menschen. Also kündigt's schon der vom Volk gegebene Name: Max war schwachsinnig. Und dies sollte der Spessarter nicht zu harmlosen Schelmereien ausbeuten! Das wäre ja einfach unerhört gewesen. Ich glaube der Humor bildet einen wichtigen Teil Spessarter Wesens. Und hat sich der Bursche unter Tag steckesteif gearbeitet, so wie er sich ausspannt, sprudelt lustig die humoristische Ader, natürlich zwischen den Ufern des bauerlichen Bildungsganges.

„Weißt du's schon?“ sagte einer zum Max. „Was?“ fragt der. „So, du weißt's noch nicht, ach ja, es ist gestern erst gekommen, du bist was Großes geworden!“ „Was denn?“ fragt wieder unser Max. „Denk dir nur. Geheimer Oberpolizeirat. gestern ist's direkt von der Regierung gekommen und auf dem Papier ist ein dicker Stempel.“ Dann zieht der Uzer einen großen Bogen hervor und der Max guckt mit wichtiger Miene darauf, wenn er auch kein Wort lesen kann. Mit dem verdammten Krixelkraxel stand er sein Lebenlang auf Kriegsfuß. So glaubt er vertrauensvoll an die neue Würde

Aufn. von Georg Keimel,  
Krausenbach

#### **Beim Aufkäufer**

Die Beeren werden gewogen.  
Leider wird der Ertrag von  
Jahr zu Jahr geringer. Die Frau  
des Aufkäufers hat die  
primitive Geldkasse – eine alte  
Zigarrenschachtel. Freudige  
Mienen! Es winken einige  
Mark Verdienst.



und ist ordentlich stolz. „Die Gendarmen müssen vor dir Front machen, und jeden „Bellmann“ kannst du verhaften“, ergänzen die Uzer noch, und der Max ist übergelukkig. Geheimer Oberpolizeirat! Das muss etwas Hohes sein, überlegte er, so gut er vermag. Und er bettelte sich gleich einen besseren Rock; denn er wollte doch auch was vorstellen in seiner neuen Würde.

Zufällig war ich einmal Zeuge, wie er sein Amt ausübte. Als er mit vollgepfropftem Sacktuch aus unserm Hof tritt, kommt just ein anderer Bettler herein; „Halt!“ ruft Max. Der andere stutzt. „Halt, ich verhafte Euch, Ihr bettelt“, kreischt Max nochmal. Und dabei sucht er die Schlotterbeine stramm zu stellen. „Betteln ist verboten!“ schreit er jetzt und steht drohend vor dem Bettler Nr. 2. Dem merkt man an, dass er vor dem Wort „verhaften“ erschreckt. „Ich bin Oberpolizeirat“, erläutert Max weiter, „ich muss euch abführen!“ Jetzt weiß der andere, woran er ist, deutet nach der Stirne und holt sich unbekümmert seinen Bettelpfennig. Aber Max schimpft über solche Missachtung noch eine Weile zu, und jedes zweite Wort ist: Oberpolizeirat.

Übrigens wechselten beim Wintersbacher Max die Titel und Ämter in buntem Chor. Bald Rat, bald Sergeant, bald Bürgermeister und ein andermal Aufseher des Klingenberger Tonbergwerkes, das er noch nie zu Gesicht bekam. Man hatte sich schon so an den spaßigen Nachlauf seiner Würden gewöhnt, dass man bei jeder Begegnung fragte: Max, was bist du heute?

Einmal wurde er auch Hausbesitzer. Kommt er und sagt, der ganze Neuhammer bei Wintersbach samt Schnitzschule werde sein eigen und es fehle nur noch die amtliche Bestätigung. Die ließ freilich für immer auf sich warten. Ferner war der Max ständiger Heiratskandidat. Heute hat man ihm die, morgen jene versprochen. Einst sagte er im Vorbeigehen, er wolle auf den Mönchberger Jahrmarkt und nach seiner „Bekanntschaft“ schauen. Und als er zurückkam, schien er sehr niedergeschlagen. Da fragte ich ihn, ob er denn auch die Gesuchte entdeckt hätte. „Ach“, klagte er, „ich hab mir bald die Augen ausgeguckt und hab sie nicht gesehen.“ Kein Wunder auch, hatte er sie doch niemals gekannt im Leben! Und er heiratete bis er starb. Halb wehmütig, halb heiter stimmte mich die Kunde: Der Max ist tot. Er lebte in Gedanken glücklich, und das Gewand der Armut hat ihn nicht gedrückt. Vielleicht ist er, als er im Geiste eine neue Würde angetreten, hinübergeschlummert. Und so wär er glücklich gewesen bis ans Ende.

## Gewitter

Wenn Frühlingsgewitter über unsere Gegend poltern, sagt der Spessarter: Heuer gibt's ein Gewitterjahr, denn, wohin die ersten Wetter stehen, nehmen auch die späteren ihren Lauf. Und jagen Oktoberstürme das Gewölk am Himmelsraum entlang, so meint er, die Gewitter zögen heim. Hat sich in dieser Äußerung eine Faser jenes alten Volksglaubens erhalten, welcher die Naturgewalten personifizierte!

Ein jedes Dorf besitzt seinen Wetterwinkel, in dem sich meist Gewitterwolken auftürmen. „Heut kommt das Gewitter aus dem Wetterloch“, spricht das Bäuerlein, und hegt Sorge um seine Feldfrüchte. Man darf nicht nach der Wolke zeigen, weil das „anzieht“. Bei nächtlichen Unwettern wecke den Schläfer nicht; denn der friedlich Schlummernde ist in Gottes Schutz. Allein wer erwacht, soll aufstehen. Ein besonders schweres Gewitter erlebte ich einst im Elternhause. Als es in bedrohliche Nähe kam, verbrannte die Mutter im Herde eine „Würzbürde“. Dann zündete sie einen Wachsstock an und betete das Johannesevangelium vor (Joh. 1, 1 - 14), „Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort usw.“ Es wettete immer ärger. Dämmerung brach plötzlich in die Stube ein, obgleich es erst Mittag war. Und der grelle Schein der Blitze zuckte durchs Zimmerdunkel, als wollte er das Kerzenlicht höhnen, dessen armseliges Flämmchen bei jedem Windstoß jäh emporflackerte. Ha, der Knecht kam auch vom Stalle herüber und schlich sich über die Schwelle. Sonst hatte er bei Gewitter stets spöttische Gleichgültigkeit gezeigt und heute trieb ihn das Wetter ins Haus. Durch den offenen Fensterflügel drang der Sturm, platzten die Hagelkörner. Nun brannte die Mutter noch einen geweihten Palmzweig an, nahm ein dickes, in Schweinsleder gebundenes Buch aus der Kommode und las ein uraltes Gebet vor, das als außerordentlich kräftig und wirksam gegen Ungewitter galt. Es lautete: „Ich schwöre euch, ihr Wolken und Ungewitter! Durch die Allmacht Gottes des Vaters, durch die Kraft des Sohnes und durch die Gewalt Gottes des heiligen Geistes, dass ihr ablasset zu wüten und die Menschen zu schrecken. Ingleichem beschwöre ich euch auch durch die Nägel und Speere, welche die Hände und Füße und Seite Christi am Kreuze durchstochen haben, und mit dessen rosenfarbenem Blute sind geheiligt worden: Dass ihr keinen Hagel werfen noch schaden sollet unsern Äckern, Weinbergen, Gärten, Feldern, Bäumen, Wäldern, Häusern, Scheuern und allem dem was zum menschlichen Gebrauche nützlich und notwendig ist. Ingleichen beschwöre ich euch auch, ihr bösen Geister durch den Namen unseres Herrn Jesu Christe und durch die Kraft seines heil. Kreuzes, dessen Zeichen ich zu eurem Schrecken wider euch mache, dass ihr keine Gewalt haben solltet in den Wolken des Himmels noch in Erweckung der Winde, noch in Verursachung des Hagels, noch in Verursachung des Blitzens und des Donners, noch durch euch selbst. Und dies befehle ich euch, als ein Glied der katholischen Kirche, welcher Christus alle Gewalt über euch gegeben hat. Ich befehle es euch auch nicht in meinem Namen und Gewalt, sondern im Namen und Gewalt aller frommen Priester und Diener der Kirche. Im Namen der Gewalt aller Engel und Heiligen-, im Namen und Gewalt der

unbefleckten Jungfrau Maria und ihres gebenedeiten Sohnes Jesu Christe. Und über alles im Namen und Gewalt Gottes des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes.

(Jetzt bespreng dich und das Zimmer mit dem heiligen Weihwasser. Bespreng auch selbes in der Luft in Gestalt eines Kreuzes, sprechend:)

Durch die Kraft dieses hl. Weihwassers und durch die Besprengung des rosenfarbenen Blutes unseres Herrn Jesu Christi, reinige uns. o Gott, von unsern Sünden und behüte uns vor allem Schaden dieses Ungewitters, im Namen Gottes des Vaters, und des Sohnes, und des heiligen Geistes. Amen.“

Auf einmal, mitten unterm Beten ward die Stube so hell, als stünde sie in einer Feuerlohe. Blitzen und Donnerkrachen geschah zu gleicher Zeit und dichter Rauch flutete durchs offene Oberfenster. Wir Kinder schrien auf; den Knecht hatte die Wettergewalt auf die Knie gezwungen. Verletzt wurde niemand. Ein kalter Blitzstrahl hatte die Hauswand gestreift.

So schnell wie es gekommen, verzog sich das Gewitter wieder. Und jetzt erzählte uns die Mutter, wie sich einmal ein reicher Mann vor Gewitter schützen wollte.

Der Reiche sann nach einem Schutzmittel gegen jegliche Blitzgefahr. Und er ließ sich in seinem Keller ein mächtiges Gewölbe bauen, tief in die Erde hinunter. Siebenfache Mauern umfasste die Trutzfestung wider den Blitz.

Als nun ein heftiges Gewitter einsetzte, stieg der Mann in den unterirdischen Bau hinab, innerhalb des siebenfachen Gemäuers und in der Erdentiefe wähnte er sich geschützt. Das Wetter tobte mit erschreckender Gewalt. Der Mann saß im Dunkel seiner Erdenfeste. So merkte er nicht, wie die Blitze zuckten und der Regen in Strömen goss. Nur das Dröhnen des Donners hallte gedämpft in die unterirdische Kammer. Aber obgleich der reiche Mann vom Unwetter fast nichts gewahr wurde, so befiehlt ihn doch plötzlich große Furcht. Was war das nur? Die jähe Angst rüttelte ihn, dass er am ganzen Leibe zitterte. Es ward ihm so eng und bang, dass er zu ersticken drohte. Und in jäher Angst befahl er sich Gott, stieg aus dem siebenfach ummauerten Gewölbe und sprang aus dem Keller in den Hof hinaus, wo der Regen schüttete, wo ihn die nahen Blitze blendeten und wo ihn die Donnerschläge umbeben. Und trotzdem fühlte er sich freier als in der Kellerfestung und die beklemmende unerklärliche Angst war gewichen. Da – Herrgott! – ein flammender Blitz schoss in nächster Nähe herab und ein ohrenbetäubendes Krachen erscholl. Der Mann wurde vom Schrecken zu Boden geworfen, blieb aber unversehrt. Und wohin hatte der Blitz seinen Weg genommen? In den Keller hinab und hatte die Trutzfestung zertrümmert, das siebenfache Gemäuer zerschlagen.

Es ist begreiflich, dass gerade der Bauersmann nach Schutzwehr gegen die Gewitter suchte; denn ihn konnten sie schädigen in Feld, Haus und Hof. Zu Kirchzell verbrannte man die Judaskohlen im Herd und in Wintersbach Donnerdistel und Harthaad (Hartheu) aus der Würzbürde; in Krausenbach werden Palmkätzchen in die vier Ecken des Hauses gelegt zum Ablenken der Ungewitter und ist dieses nah herangezogen, so holt die Hausfrau glühende Kohlen auf ein Schippchen und räuchert Palmkätzchen darauf. Der Rauch, der durchs ganze Haus dringen soll, vertreibt das Gewitter. Auch der Glockenschall hielt die Gewitter ferne. Zu Hörstein (Kahlgrund) gab jeder Pflüger für Mai- und Gewitterläuten eine Garbe Korn. 76) Eine Kirchenglocke (1694 gegossen) zu Röllbach trug die Inschrift: Ut pastor populusque pius sit ad astra sonabit tempestas absit fulgus et astra lues. Zu Deutsch: Sie möge zu den Sternen tönen, auf dass Hirte und Volk fromm seien und Ungewitter, böse Gestirne und Seuchen fern bleiben.

In manchen Spessartwäldungen stehen die sog. „Gewitterverteiler“. Das sind steinerne Säulen, auf welchen ein Einsiedler abgebildet ist und ein niederzuckender Blitz. Diese „Gewitterverteiler“ sollen geweiht sein und zur Abwendung von Gewittergefahr beitragen. Auf dem Wege vom Kloster Himmelthal nach Streit ist noch ein solcher Gewitterverteiler zu sehen. Wer an diesen Steinsäulen Freitags sein Messer wetzt, verliert es nicht. Auch glaubte das Volk, diese Gewitterverteiler würden sich zu gewissen Zeiten (Zwölfuhrläuten) dreimal umdrehen.

---

76) Siehe auch Wetterbräuche v. I. Philipp, Spessart Nr. 10/25, S. 15 und Dr. Gießberger Frankenland 1922, Nr. 3/4, S. 39. Eichelsbacher, „Hörstein im Freigericht“, S. 45.

Derweil ich vom Gewitter schreibe, klingt eine Erinnerung an meine Kindertage an. Vater brachte vom Felde einen schwärzlichen, keilförmigen Stein mit heim: den er „Donnerkeil“ nannte. Und Vater meinte – wie alle Bauern des Dorfes – der Stein könnte bei einem schweren Gewitter vom Himmel gefallen sein. Man hielt diese Donnerkeile für versteinerte Blitze und schätzte sie als Wehr gegen Blitz- und Hagelschlag. Mochte der „Donnerkeil“ ein Sinnbild des germanischen Donnergottes bedeuten, der den dröhnenden Hammer schwang! Donnerkeil – Donars Waffe, der Hammer! „Blitzkeil“ und „Donnerkeil“ leben bei manchen hanebüchernen Spessartern noch als Schimpfworte weiter. Die Dreispitz-Hüte der Altpessarter nannte der Volksmund scherzend „Gewitterverteiler“. Man sollte nur an die drei Ecken des Huts langen und dann den Gewittern befehlen: Eins da naus, eins dort naus und eins drüben den Wald naus. Dann werden die Gewitterwolken nach den entsprechenden Himmelsgegenden weiter ziehen. 77)

## Ernte, Feldbau, Wetterregeln, Erntefest

[\*Die Geschichte spielt in Sommerau] „Heut müssen wir den „Boorn“ säubern!“ (Getreidestock in der Scheune), sagt der Bauer; auf dem „Langen Acker“ reift das Korn schon. Und dann geht's hinaus in die Scheuer und die letzten Strohbürden werden in den Stall geschleift oder sonsthin, wo noch Platz ist. Hernach beginnt der Oberknecht, der Bast (Sebastian): „Jetzt fehlt bloß noch der Boornkrätzer“. Es ist schon lang vorher ausgemacht worden, dass die Ros, die neue Magd, heuer den Krätzer holen müsse. Sie stammt vom Oberland und weiß nicht, was im Dorfe Brauch ist, und ein wenig dumm ist sie auch. „Ja“, fängt wieder der Oberknecht an, „der Boornkrätzer muss bei, sonst kann man den Stock nicht richtig putzen.“

„Ros“, sagt er. „Lauf ins Unterdorf zum Horlebeins Hannes und sag, du wolltest den Boornkrätzer haben.“ „Was für ein Ding ist das, der Boornkrätzer?“ fragte vorsichtig die Ros. „Frage nicht lang, und mache, dass du fortkommst“, stimmt nun der andere Knecht mit ein. Schmunzelnd entfernt sich der Bauer, ihn geht die Sache nichts an. Endlich erklärt sich die Ros bereit, den Boornkrätzer zu holen. Sie läuft zu Horlebeins ins Unterdorf und verlangt ihn. „Wart ein bisschen!“ antwortet Jörg, der Horlebeins-Knecht, er geht in den Stall, taucht einen Finger in den Laternenruß und pirscht sich alsdann an die Magd heran und scherzt mit ihr. „Ei, Ros“, sagt er plötzlich, „du hast dich ja beim Boornsäubern schmutzig gemacht. Deine linke Backe ist voll Staub“. „Wo“, fragte die Rosl, und fährt mit der Hand übers Gesicht. „Ja, du findest nicht, wo der Staub sitzt, komm her!“ Und der Knecht stellt sich als wolle er den Staub wegwischen; dabei zeichnet er einen breiten Rußstreifen über die Wange oder wenns äußerst geht, auch zwei und drei. Auf einmal entdeckt er, dass die andere Backe auch staubig ist. „Ein Mädchen darf doch nicht schmutzig durchs Dorf laufen“, meint der besorgte Jörg und malt unserer Rosl noch ein paar schwarze Striche ins Gesicht. „Hol doch den Boornkrätzer!“ drängt nun die Ros, „ich muss heim.“ „Gleich, gleich“, begütigt der Knecht, nimmt an der Holzhalle eine lange Stange und befestigt an der Spitze einen Lappen, einen Sack oder auch ein altes, rotes Taschentuch. „So, das ist der Boornkrätzer“, sagt Jörg, „gib aber acht, dass du ihn richtig hinaufbringst.“ Der Magd kommt die Sache nun doch verdächtig vor. „Ja“, entgegnete sie, „mit dem kann man doch den Stock nicht auskratzen, da ist ja kein Krätzer daran.“ „Verstehst du nicht, du bist vom Oberland!“ erwiderte Jörg, „der „Bast“ wird dirs schon zeigen.“ „Ich gehe hinterm Dorfe heim, durchs Dorf mag ich nicht, weil ich mich mit der Stange schäme.“ „Wer wird hinten herum gehn, hast du etwas gestohlen?“ braust der Knecht auf und stellt sich recht zornig. „Nein, ich hab meiner Lebtag noch nichts gestohlen“, sagt nun die Ros. „ich kann mich überall sehen lassen.“ „Das meine ich auch“,

---

77) S. Spessartmärchen, 3. Bändchen, Verlag Wailandsche Druckerei, Aschaffenburg.

\*) Ergänzung von Otto Pfeifer, Sommerau

ergänzt der Knecht, „und ich zeig dir jetzt, wie man den Krätzer tragen muss.“ Und er nimmt die Stange hoch, wie man eine Fahne trägt, und geht mit zum Hof hinaus und noch ein kleines Stück durch die Dorfstraße. Dann löst ihn die Ros ab, nichtsahnend von ihrem bemalten Gesicht. „Wart, ich begleite dich, da brauchst du dich gar nicht zu schämen“, ermuntert jetzt Jörg und läuft neben der Magd her. Unterwegs wird ihr oft freundlich zugeredet, dass sie ordentlich stolz wird. „Aha, die Ros hat den Boornkrätzer geholt, das ist recht!“ „Die Ros ist halt ein sauber Mädchen, heut hat sie sich wieder blitzblank gewaschen.“ „Noch keines hat den Boornkrätzer so schön getragen, wie die Ros.“ Und was dergleichen Redensarten weiter sind. Da soll eins nicht stolz werden! Hinterher freilich hört man Kichern und Lachen. Was die Leut gucken, fängt nun die Ros an, als täten sie mich noch nicht kennen, wo ich schon ein halbes Jahr im Ort bin. Und sie hegt neues Misstrauen. Aber ihr Begleiter weiß sie zu beruhigen. Endlich ist sie durchs lange Dorf und zuhaus. Da wird sie mit Hallorufen empfangen. „Ei mein, Ros“, sagt der Bast, „was haben sie denn mit dir da unten gemacht, was hast du denn im Gesicht? Bist vielleicht Schlotfeger worden?“ Die Ros erschrickt, greift sich an die Backe und da hat sie schwarze Finger. Gleich dämmert's ihr, sie springt an den Spiegel und dann schimpft sie gewaltig auf die frechen Mannsleut. Je ärger sie schimpft, desto mehr lachen und uzen die anderen und die Red' vom Boornkrätzer spielt dabei eine wichtige Rolle. Die Ros trutzt einen Tag oder zwei; dann hat sie den „Spaß“ vergessen. „Aber es war halt doch schön, meinst du nicht Ros“, erinnert sie hie und da der Bastlknecht an den Boornkrätzer und dann lacht sie wohl selber mit.

So verlief der geschilderte Brauch: „den Boornkrätzer holen“ zur Zeit, da mein Großvater jene Magd im Dienst hatte. Gewöhnlich war ein Ortsdummer da, welcher sich zur Ausführung des Schelmenstreiches übertölpeln ließ. Andernfalls sucht man einen Buben zu gewinnen und noch in meiner Jugendzeit ward auf den schnurrigen Brauch nicht verzichtet.

In manchen Dörfern wurde der Boornkrätzer schon nach dem Ausdreschen im Winter oder Frühjahr geholt. Gewisse Bauern ließen die letzte Garbe ungedroschen in der Scheune liegen, damit die „Art“ bleibe. Diese letzte Garbe bildete gleichsam ein „Heckepeterchen“ für den Bauer. Denn man glaubte, wenn eine Korngarbe in der Scheune zurückbliebe, fülle sich dieselbe bei der neuen Ernte umsomehr. Bei Wertheim wurde nach dem Ausdreschen ein Kind fortgeschickt den „Häibhooke“ fürs „Barresal“ zu holen. Auch hier wurde der Bub mit Ruß schwarz gemacht und gleichzeitig mit Äpfeln oder „Guts“ beschenkt.

Früher trieb man im Spessart die Dreifelderwirtschaft (Getreide-, Futter-, Brachflur). Brachäcker kennt man heutzutage fast nicht mehr, es „rentiert“ nicht. Den Feldern bleibt nur die Winterruhe; sie müssen ausgenützt werden bis aufs äußerste und reichlicher Kunstdünger regt die Wachstumskräfte an.

Das Maintal von Miltenberg bis Aschaffenburg besitzt den ärmlichen Sandboden, auf dem nur Roggen, Dinkel (Spelzen) und Hafer gedeihen. Goldene Weizenfülle trifft man im Vorspessart (Mönchberg, Eschau, Sommerau, Eichelsbach, Hofstetten, Hausen, Michelbach und Albstadt), ebenso in der fruchtbaren Grafschaft Wertheim, Steinmark, Michelrieth, Altfeld, Röttbach. ferner noch auf den Höhen des Odenwaldes (Neunkirchen, Boxtal, Richelbach, Eichenbühl, Gerolzahn, Heppdiel). Buchweizen wird noch vereinzelt im oberen Elsavatale ab Hobbach gebaut, dann im Hochspessart, in der Lohrer Gegend und noch ziemlich häufig bei Altenbuch und Rothenbuch. Die Flachsfelder sind eine Seltenheit geworden. In der Notzeit des Krieges allerdings schien die Flachsbestellung neu emporzuschwellen. Jetzt beträgt sie gleich Null. In den Jahren meiner ersten Kindheit ward der Anbau der Gespinstpflanze eifrig gepflegt. Aber die Leinenweber hatten ihre Tätigkeit in den 80er Jahren des 18. Jahrhunderts aufgegeben. Zu früheren Zeiten bildeten sie in Aschaffenburg eine stattliche Zunft (Webergasse!) Und in meinem Heimatbezirk war es Mönchberg, das eine Anzahl Leinenweber aufwies. Ich sah noch als Kind die Frauen an der „Brechtalle“ sitzen und den Flachs brechen. Ein Mann hatte in einer Grube ein Feuer angezündet und den Flachs geröstet. Erst in letzter Zeit füllte man diese Röstgrube mit Steinen aus. Merkwürdigerweise wurde bei uns das Flachspflanzen vom Tabakbau abgelöst. (Um 1890). Man pflanzte viel Tabak in Sommerau, Eschau, Streit, Mönchberg, ja sogar auf der Eichelsbacher Höhe. Statt Flachsspinnen wurden nun Tabakblätter gefädelt und ich habe manches Blatt durch die langen

Fäden gezogen. Unter den Dächern, in luftigen Hallen, trockneten die Reihen der braunen Tabakblätter. Das „Geizen“ der Tabakfelder dünkte mir die mühevollste Arbeit. Nun; bloß einige Jahre hielt sich der Tabakbau und das junge Geschlecht weiß kaum mehr etwas davon, dass einst in dem oft wirtschaftlich so verrufenen Spessart Tabak gepflanzt wurde. Wir selber hatten zu Hause einen eigenen Zigarrenmacher. Zu Deckblättern konnte Spessarter Tabak freilich nicht verwertet werden. Übrigens kann man noch heute bei Miltenberg, Bürgstadt und Freudenberg Tabakfelder sehen.

Die Brechhalle war eines der liebsten Plätze meiner Jugendzeit. Dort spielten und tummelten wir uns als Kinder, dorthin trieben wir die Gänse als lustige Buben, und Kindheitserlebnisse schweben gleich goldenen Lichtern auf den Schwingen der Erinnerung.

Nun noch einiges zum Spessarter Feldbau. Die Kartoffel hat sich das Bürgerrecht errungen. Sie ist zum Brot des Innenspessarters geworden. Sie kam erst zu Anfang des 18. Jahrhunderts in unsere Gegend. Ein Italiener, namens Gattano, war der erste in Aschaffenburg, der (um 1700) einige Kartoffeln gebracht hatte, die er zunächst als Blumenstöcke am Fenster zur Schau zog, bald aber in seinen Garten verpflanzte, von dem er sie allgemein verbreitete.<sup>78)</sup> Die steinigten Hänge des höheren Spessarts liefern aber oft nicht einmal den Jahresbedarf. Denn vom oberen Elsavagrund, z.B. von Heimbuchenthal, Wintersbach und Krausenbach, dann auch von Weibersbrunn und Hessenthal kamen gegen Winterende die ärmeren Bewohner zu uns ins mittlere Elsavatal und holten sich die notwendigen Erdäpfel, die Steckkartoffeln meist alle Jahre. Auch das Brotgetreide reicht sehr oft im Hochspessart nicht und der „lange Lenz“ trieb manchen Innenspessarter hinab in die fruchtbareren Täler des Vorspessarts zum Kaufen von Brotgetreide. Die Erinnerungen meiner Jugendzeit bezeugen dies.

Es wurden und werden zuweilen noch beim Feldbau verschiedene Meinungen bzw. Regeln beachtet. Saatkartoffeln durften früher nicht im Zeichen des Fisches eingeackert werden, da sie dann verfaulten. Die Zwiebeln steckte man im Sternzeichen des Steinbocks. Am Gründonnerstag sollte der Bauer keinen Hafer säen, weil er nicht reifte, sondern „grün“ blieb, „Säst du im März zu früh, ist's oft vergebliche Müh.“ (Elsavatal.) „Am Georgentag (25. April) bleibt das Gras nicht mehr drinnen und wenn du's mit Dreschfliegeln hineinschlägst.“ (Eichelsbach, Streit.) „Vor Jörgentag wird's nicht so warm, dass der Klee wächst.“ Die Erbsen muss man am Markustag säen, da werden sie mehlig und kochen sich weich. Gelbe Rüben, im Zeichen des Krebses gesät, bekommen Äste. Am ersten Freitag im Mai sollen die Gurkenkerne gelegt werden. An Johanni (24. Juni) muss man die Kamillen sammeln, dann ist der Tee besonders kräftig. „Was vor Margarete (10. Juni) blüht, (gemeint ist die Weinrebe!) kommt in den Kübel; schmeckt's nicht gut, so schmeckt es übel.“ (Mechenhard bei Klingenberg.) An Sankt Bartholomä: „Wer 'n schlechten Acker hat, der sä' und 'ne gute Wiese hat, der mäh!“ (Schippach bei Obernburg, Unterwittbach bei Wertheim.) „Regnet's an Jakob und Anne (25., 26. Juli) so will alles net lange.“ Wenn's am Jörgentag regnet, gibt's keine Birnen.

Die Arbeit des Bauern steht wie solche keines andern Berufes unter dem Einfluss der Witterung. „Seine Werkstatt ist zu groß, es regnet hinein.“ Namentlich zur Erntezeit späht der Landmann nach dem Wetter aus und er hat seine Anzeichen, welche ihm Sonnenschein oder Regen künden. Es regnet: Wenn die Schwalben niedrig fliegen, die Mücken tief schwärmen, „hart sitzen“, wenn die Hunde Gras fressen, wenn die Sonne Wasser zieht, d. h., wenn sie ihre Strahlen in langen Streifen über's Gewölk wirft. „Wasserstreifen!“ sagt das Volk. Regen steht ferner bevor, wenn der Regenbogen ins Wasser bzw. in einen Bach zeigt, wenn das Dach schwitzt oder der Pumpenschwengel und wenn man eine Schnecke tot tritt. Regnet's am Palmsonntag, so dauert das schlechte Wetter die ganze Woche an. Woher am Ostersonntag der Wind weht, kommt er bis Pfingsten her. Blüht das Heidekraut bis an die Spitze, so gibt's noch gutes Wetter im Herbst und man kann selbst am Michaelistage (29. September) noch „Grummet“ machen.

---

78) Dr. Kittel: „Sonst und Jetzt“, Geschichtliche Federzeichnungen, S. 38.

Freilich auch die schönsten Wetterregeln und Anzeichen versagen oft, nicht ausgenommen der 100jährige Kalender. Am zutreffendsten mögen folgende humoristischen Wetterprophetieen sein: „Kräht der Hahn auf dem Mist, so ändert sich das Wetter, oder es bleibt wie es ist.“ „Regnet's im Mai, so ist der April vorbei.“

In Lohr am Main rufen die Kinder: „Hans, blei' do', mer was net wie es Wetter werd, es konn' gereine und geschneie, es kann a wieder schö gebleiwe.“

Am meisten fürchtet der Landmann den Hagel. Darum steckt noch mancher geweihte Palmzweig an den vier Ecken seines Feldes und wenn ein Gewitter heranzog, sagten meine Eltern immer: Wenn's nur nicht hagelt! Denn Hagelschlag zerstört in Sekunden alles, was zäher Bauernfleiß in einem Jahre erzielt. Früher betrachtete man das Hagelunwetter als satanisches Hexenwerk.<sup>79)</sup> „Wetterhexe“ ist noch heute ein Schimpfname mit dem ein wildes unfolgsames Mädchen bezeichnet wird. Die Landleute leiten ihr gemeinsames Flehen um günstiges Wetter mit der Markusprozession ein. Da hallt's über die Frühjahrsfluren: „Dass du die Früchte der Erde geben, segnen und erhalten wollest! Wir bitten dich, erhöre uns.“ Der Wettersegen wird im Gotteshause gesungen und in der Bittwoche wallt das Landvolk wiederum durch Blüten und Grün und betet, dass reichliche Frucht werde. Arbeitsfreudig schreitet der Bauer zur Ernte.

Vor 60 Jahren noch – die Eltern erzählten es mir – bekam der Bauersmann Tagelöhner so viel er wollte. Da ging man zu zehn, zwanzig und mehr an ein Aehrenfeld zum Schneiden. Nur mit der Sichel, es gab noch nicht einmal die Sense. Eine arbeitsreiche, aber auch fröhliche Zeit war's. Lieder wurden gesungen, es wurde geneckt und gelacht. Die Hast der Gegenwart, die Dienstbotennot waren unbekannt. Beim Beginn schleuderten die Schnitter drei Aehren hinter sich und am Ackerrande ließ man einige Getreidehalme absichtlich stehen. „Eine Hambel voll“ (Handvoll) für die Heimchen! sagte die Mutter. Auch von den übrigen Ernteerzeugnissen z. B. Rüben, ebenso Obst (für die Stoppelbuben!) mussten nach alter Gepflogenheit einige Restexemplare auf der Flur verbleiben. Früher taten die Hausfrauen mehrere Getreideähren ans Kreuzifix, um Altäre kamen Aehrengirlanden und in Dettingen opferte man am Tage des hl. Hippolit (13. August) der Kirche viel Getreide. Die Kornopfer wurden zum Teile in Weiberhauben dargebracht und dann an die Armen verteilt. <sup>80)</sup>

Das gemähte Getreide wird „gekocht“. Vier Garben (oder sechs) werden auf- bzw. zusammengestellt, dass sie sich mit den Ähren berühren und dann stülpt man als Kopf (oder Hut) eine Garbe darüber. Es gibt auch Wetterhaufen. Eine Reihe von Garben werden übereinandergelegt oder sie kommen zum Trocknen auf Holz-„Böcke“.

Vom „Bilmesschnitter“, dem sagenhaften, gefährlichen Getreidewidersacher wusste man in unserer Gegend nichts. Den Geist des Erntesegens stellte man sich als Tier vor. Als Rudiment dieser Volksmeinung mag der Erntehahn gelten, der beim Hahnentanz in der Umgebung Gemündens bis in die letzte Zeit noch eine Rolle spielt. (Siehe Artikel „Kirchweih“.)

## Erntefest

Der gelbe Erntesege ist geborgen bis auf die letzte Fuhre. Diese steht am Ackerende zum Heimfahren bereit. Mit Bedacht lud man nur ein bis zwei Legen auf, damit die Schnitter Platz finden.

Aus Aller Augen spricht die Freude, dass das goldene Brot in den Scheuern ruht, dass ein Berg von Arbeit weggeräumt.

Der Krug Wein macht die Runde. Das kühle Nass löst die vom Sonnenbrand gequollenen Zungen und weckt neu die erschlafften Glieder, Jauchzen und Singen steigt aus den Kehlen und verfliegt über den öden Stoppelfeldern. Den Mägden kommt die Tanzlust und kichernd und scherzend drehen sie sich ein paarmal auf dem holprigen Acker. Dann setzen sich alle Schnitter

---

79) Kittel: „Sonst und Jetzt“, S. 4. („Im 17. Jahrhundert mussten die armen Hexen an jedem Hagelwetter schuld sein.“) S. auch die Abhandlung „Hexen“.

80) Herrlein: „Spessartsagen“, Seite 85.

und Schnitterinnen auf den Wagen. Der ist festlich geschmückt. Ein Aehrenkranz, von Tannengrün durchflochten, schlingt sich um die Leitern. Aus der Wagenmitte ragt wie emporgewachsen ein Fichtenbäumchen. Dessen Spitze krönt ein Aehrenstrauß. Bunte Bänder und farbige Taschentücher leuchten aus dem Grün der Fichte und flattern lustig in den scheidenden Tag. Sie spiegeln gleichsam die Lust und Freud' der Ernteleute, welche sich beim Heimfahren behaglich strecken, abwechselnd jauchzen und alte Volkslieder singen.

Daheim hat die Bäuerin das Mahl gerichtet, der Becher kreist und alles ist fröhlicher Stimmung.

Am Sonntag wird in den Gasthäusern zum Tanz aufgespielt und das lustige Leben dauert bis in die Nacht hinein.

## Maria Würzweihe

Der Spessarter hält bis heute den Würzbüschel in Ehren. Den Kindern wird er zum Mittelpunkt vieler Freuden. Hei, wie wichtig dünkten wir uns, da wir als Buben die Kräuter für die „Wertzberde“ suchten! Welche Pflanzen musste der Büschel enthalten? Vor allem den Frauenflachs mit seinen lippenförmigen, hellgelben Blüten, dann das flammendgelb blühende Johanniskraut und den rotschimmernden „Frauenspiegel“. Ferner spähten wir nach dem heilkräftigen „Wermete“ (Wermut) und dem seltener vorkommenden, sagenumwobenen Tausendguldenkraut. Auch eine Ripse verlorenen Hafer tat man in die Würzbürde. Er wurde z. B. von Kartoffeläckern geholt oder wo er sonst vereinzelt wuchs. Vom Haferfeld durfte keiner genommen werden. Andere Würzbüschelpflanzen meiner Heimat waren: Rote Doste (Origin. Vula.), Rainblümchen (Gnaph. aren.), Donnerdistel und Odermännchen (Agrim. Eup.). Als Hauptschmuck des Kräuterbündels galt der „Winnestengel“, d. h. die Königskerze, Himmelbrand oder Wollkraut (Verb. thaps.). Da sprangen wir Buben hinauf zum Hesselsberg [\*Sommerau] an den Buchenschlag. Dort reckte sich hinter großen Steinen das gelb prangende, hochstielige Kraut pyramidenförmig empor. Vorsichtig ward eine recht lange Kerze am Boden abgebrochen. In Eichelsbach kam „Schwertel“ außen um den Würzbüschel herum: in Wintersbach pflückte man die gleißende Donnerdistel und ein Maisblatt, während zu Reistenhausen, Dorfprozelten und Faulbach das Mutter-Gottes-Bettkissen im Würzbündel nicht fehlte. 81) Das „Bettkissen“ ist ein galläpfelartiger Auswuchs am Hagebuttenstrauch. Einen wichtigen Bestandteil der Altenbacher Würzbürde bildete das Blutströpflein (Blutsknöpflein, Sanqu. offic.). In Bischbrunn (Amt Marktheidenfeld) soll der Kräuterwisch je drei Ähren Roggen und Gerste, ferner drei Haferrispen enthalten und noch den goldenen Rainfarn. Einst sammelte man in Altenbuch 77 verschiedene Kräuter für Maria Würzweihe und in Eichenbühl (bei Miltenberg) etwa dreißigerlei Pflanzen.

Am Himmelfahrtstage Unserer lieben Frau deckt den Seitenaltar der Dorfkirche eine bunte Feldblumenpracht. Stolz ragen über Blüten- und Kräuterfülle die mächtigen Königskerzen und deren zahlreiche Blütenflämmlein wetteifern mit dem Geleucht der Altarkerzen, den Glanz des feierlichen Gottesdienstes zu mehren. Würziger Duft von Flur und Hain – der Atem gottesherrlicher Natur schwebt über den andächtigen Betern hin. Maria Würzweihe! Zu Faulbach findet die Segnung der Kräuterbündel im Freien statt. Am Gartenzaune neben der Kirche reihen sich Büschel an Büschel und auf der Treppe des Nachbarhauses häufen sich die Würzbündel. Der Kirchenaltar könnte die Menge der Kräuterbürden nicht fassen. Forschen wir nach dem Ursprung der allsommerlichen Kräuterweihe! Gewisse Pflanzen schätzte man zu allen Zeiten als Heilmittel. Äußere Ähnlichkeiten mit Körperorganen (z. B. die Form der Blätter) genügte einst dem Volke, die Kräuter zu Heilmitteln zu erheben. So Leberblümchen gegen Erkrankungen der Leber; Spitzwegerich und „Guter Heinrich“ wurden gegen Wunden angewandt. Die Blätterform der zwei letztgenannten Pflanzen ähnelt den die Wunde verursachenden Lanzen und Pfeilen. Bestimmte Kräuter sollten nach der Volksmeinung die Dämonen abwehren, welche die Krankheiten erzeugten. War es die Farbe, war es der „laute“ Geruch, der dem Krankheitsdämon unangenehm wurde,

---

81) Ein 84jähriger Mann zu Hundheim (b. Wertheim) sagte mir, dass dort in erster Linie Heilkräuter für den Würzbüschel in Betracht kämen.

dass dieser fernblieb oder entwich? Es gab also gewisse Schutzkräuter gegen übelwollende Wesen, gewisse Kräuter, welche man schon in heidnischer Urzeit sammelte und aufbewahrte. Solches aus heil- bzw. schätzkräftigen Kräutern bestehende Bündel wurde auch von den Neuchristen und Christgläubigen späterer Zeit geschätzt und gehegt. Der Kräuterbusch erhielt fortan die Weihe der Kirche, welche hierdurch gleichsam Feld, Wald und Wiese segnen wollte, denn die Würzbürde bildete ja ein Klein-Abbild der blühenden, würzigen Flur. Das gewöhnliche Volk freilich beharrte Jahrtausend und Jahrhunderte auf seiner vererbten Meinung, dass die ausgewählten Würzbüschelpflanzen wirksame Schutzwehr gegen Kränkung seien und nahm diese gewissen, „erprobten“ Pflanzen weiterhin in den Würzbüschel auf. Also, ganz bestimmte Pflanzen müssen es sein. Nur mit diesen gewissen Kräutern konnte man die tückischen Dämonen, bzw. die Hexen und was im Grunde genommen dasselbe bedeutet, die Krankheiten bekämpfen. Freilich, das christliche Denken legte der Heilkraft des Kräuterwischs eine andere Ursache unter als ehemals der heidnische Vorfahre. Der Würzbüschel ist geweiht und deshalb wirksam. 82)

Wie wurde und wird zum Teil jetzt noch die Würzbürde verwendet? Sie sollte, wie schon erwähnt, Schutz gewähren gegen Verhexung bzw. Krankheiten. Im Wickelkissen des Täuflings barg man einige Stängel des Würzbündels, damit dem noch ungetauften Kind auf dem Weg zur Kirche keine Krankheit angehext werden könnte. (Hobbach, Wintersbach, Sommerau, Eichelsbach.) Zu Birkenfeld (Amt Marktheidenfeld) wurden abends nach dem Nachtläuten und morgens Teile des Würzbüschels auf glühende Kohlen getan und damit das Zimmer der Wöchnerin geräuchert. 83) Früher befand sich in einer jeden Schlafkammer, gewöhnlich am Heiligenbild, eine Würzbürde; dann konnte dem Schläfer nichts Schlimmes geschehen. Bei Gewittern warf meine Mutter eine geweihte Donnerdistel ins Herdfeuer. Warum wurde gerade diese Pflanze als Gewitterkraut betrachtet? „In der glitzernden Blume sahen die Alten sowohl das Ebenbild vom Auge des Donnergottes als die Ähnlichkeit mit feinen Blitzen. Mit der Ehrung dieser Blume wurde der Gott selbst geehrt; denn diese Blume musste er lieb haben; sie zu ehren und ihm zu opfern, musste ihm wohlgefällig sein und Milde und Schonung erhoffen lassen“. 84)

Mit geweihten Würz- oder Palmbüscheln suchte man ehemals den Bienenstand zu schützen (z. B. im Schnorrhof bei Wintersbach) und auch den Viehstall. An Walpurgis, an Neujahr und nach dem Kalben einer Kuh machte der Bauersmann im Stalle Rauch von Würzbürdekräutern und das kranke geschwollene Kuheuter räucherte er ebenfalls mit Würzbüschel, der auf Glühkohlen verbrannte. (Hobbach.)

Starb ein Kind, bevor es sechs Wochen erreicht hatte, und ehe die Mutter ausgesegnet war, so musste man zu Wintersbach zwei Stengel der Würzbürde kreuzweise auf den Sarg legen und dann auf den Totenhügel; jetzt noch gibt in solchem Falle zu Schollbrunn die Hebamme drei Kreuze vom Würzbüschelkraut aufs Grab.

Zwei Sprüche, welche alter Glaube an die Kräfte der Würzbüschelpflanzen – reimte, lauten: „Harthad (Hartheu!) ist der Mutter Gottes ihr Frad (Freude!) und dem Teufel sein größtes Lad“ (Leid!) (Eichelsbach, Sommerau. Buch bei Amorbach.) „Lorenzedaschte (Doste) tut den Teufel verbaschte“ (verhauen, überwinden). (Sommerau.)

Maria Würzweihe! Wie bereits erwähnt, suchte schon das Heidenvolk zur Sommerzeit nach Kräutern, die es zum Schutze gegen die allüberall lauernenden Dämonen gebrauchte. Die christliche Kirche wollte den alten Brauch der heidnischen Sphäre entrücken, indem sie ihn in den Kreis eines christlichen Feiertags stellte. Frommer Sinn und kluger Bedacht ließen die Würzbüschelsitte an ein Marienfest anlehnen, denn Maria wird als die „christliche Rose“, als die „Rose von Jericho“ gepriesen, aber auch als das „Heil der Kranken“. So verstehen wir, wenn heute noch christgläubiges Volk durch die an Maria Himmelfahrt geweihten Kräuter Abwendung von Unglück und Heilung von Krankheiten erhofft.

---

82) Höfle führt die Auswahl der Würzkräuter auf den Einfluss der christlichen Geistlichkeit des Mittelalters zurück; siehe H. Marzell „Die Pflanzenwelt im Volksglauben“ Seite 33.

83) Spiegel, Mitteilungen und Umfragen zur bayer. Volkskunde, Folge 26, 27, S. 21.

84) Spiegel, Mitteilung zur bayer. Volkskunde, S. 205.



Aufn. von Ferd. Löber, Faulbach.

Nach altem frommen Brauche weiht der Priester an Maria Himmelfahrt die Würzbüschel. Es sind z. B. hier so viele Kräuterbündel, dass der Altartisch für sie nicht ausreicht. Darum wird ein Teil der zu weihenden „Bürden“ auf eine Haustreppe gleich neben der Kirche gelegt. Die übrigen stecken in langer Reihe am Gartenzaune, der einige Schritte von der Treppe beginnt. (Siehe Aufsatz!)

## Dickfest (Kirchenpatronsfest)

Der Name sagt es schon. Es geht „dick“ her – wie zur Kirchweih. Die Zahl der Gäste übersteigt bedeutend die am Kirmesfeste. Den Morgen beherrscht die religiöse Feier, welche heute außerordentlichen Prunk entfaltet. Das Innere der Kirche schwelgt in Festesschmuck: Geistliche der Umgebung wirken mit, die Feierlichkeit des göttlichen Dienstes zu erhöhen. Festpredigt und Zeremonien des Levitenamtes halten Auge und Herz der Gläubigen in Atem und eine Prozession mit Musik und Standarten trägt die gottesdienstliche Pracht auf die Straße.

Der Nachmittag dient dem leiblichen Wohl. Gespräch und Essen wechseln bis zum Abend. Schweinebraten und Rindfleisch werden zur mittäglichen Mahlzeit, Kuchen und „Plaaz“ zum Kaffee fast verschwenderisch aufgetragen. Zu dreizehn am Tische zu sitzen will man möglichst vermeiden – schon mit Rücksicht auf die Gäste. Vielleicht fände sich doch einer darunter, den die mit bösem Zauber gespickte Zahl gruseln machte. Und das Dickfest soll jeder mit ungeschwächtem Appetit genießen, zur Ehre des Gastgebers.

Wenn's zu dämmern beginnt, rüsten die Gäste zum Aufbruch. Die Mutter packt ihnen das Festbündel (Kuchen und Plaaz im weißleinenen Tuch) und geleitet sie ein Stück Weg vors Dorf hinaus.

Zu Michelbach, Sommerau und Roßbach begeht man das Laurentiusfest (10. August). An diesem Tage steht die Statue des heldenmütigen Diakons nicht auf dem gewohnten Platz des Seitenaltars, sondern außerhalb des Gotteshauses auf einem mächtigen viereckigen Stein. Die Strahlen der Südsonne legen sich dringlich über das Antlitz des Märtyrers und spielen darüber verklärenden Schimmer. Zu den Füßen der Statue glänzen zwei Teller. In einem sind Brotringel aufgeschichtet; der andere enthält Nickel- und Kupfermünzen, die für Lorenzibrot gespendet wurden und in die Armenkasse wandern. Das Laurentiusbrot<sup>85)</sup> soll gut für Zahnweh sein und niemals schimmelig werden. Wer ferner an diesem Festtag während des Eلفuhrläutens „unbeschrien“ in die Erde gräbt, fördert heiße Kohlen zutage. Dieser Glaube entspringt jedenfalls dem Legendenbericht, der Diakon Laurentius sei auf glühendem Roste gebraten worden.

In Michelbach, dem ehemaligen Weinorte, wird die Laurentiusstatue mit Reben bekränzt, welche die ersten reifen Trauben tragen. Das Städtchen Obernburg erweist der hl. Anna besondere Verehrung und begeht ihren Tag (26. Juli) im hellsten Festesglanze.

Die Sage preist Sankt Anna als Helferin in schwerer Kriegsnot. Es war im 30jährigen Kriege, da fremdes Volk die deutschen Fluren zertrat und die Städte und Dörfer brandschatzte. Auch die

---

85) Der hl. Laurentius hatte als Diakon das Brot, bzw. Almosen an die Armen auszuteilen.

Schweden waren ins Land gekommen. Am 30. November 1631 näherte sich ein schwedischer Haufe der Stadt Obernburg. Sollte sie die Tore öffnen? Dann waren die Bewohner dem Feinde auf Gnade oder Ungnade preisgegeben. Sollten sich die Bürger verteidigen gegen wohlgerüstete Übermacht? Der bleiche Schrecken lief durchs Städtchen und überfiel selbst die beherztesten Männer. Wirres Entsetzen sprang in alle Gemüter und steigerte sich bis zur Verzweiflung. Was jammerten die Frauen, was weinten die Kinder! In stummer Hoffnungslosigkeit verharrten die Männer. Verloren! Erhoffet keinen Gnadenschimmer von greuelgewohnten Kriegshorden! Hilfe? Nein, niemand weiß Rat. Und doch. Während allgemein die Furcht das Städtchen bannte, wankte ein altersschwaches Mütterchen einer Kapelle zu, welche das Bild der heiligen Mutter Anna barg. Vor dem Bilde der Heiligen sank die Greisin nieder und betete: O, Sankt Mutter Anna! Wir sind in schwerer Kummernis. Der Feind steht vor den Mauern. Rette uns, hl. Mutter Anna, hilf uns! Das alte Weiblein kauerte ganz auf dem kalten Steinboden nieder. Es sank in sich zusammen: ein lebendes Bild der Schwachheit „O, Sankt Mutter Anna!“ Dieser Hilferuf rang sich aus dem gebrechlichen Körper mit mächtiger Innigkeit und voll des felsenfesten Vertrauens. Dann erhob das Mütterlein die Augen zum Bildnis der Heiligen. Diese schien gütig und huldreich zu lächeln, sodass das alte Weiblein zuversichtlich noch eine Zeitlang in ruhiger Andacht verharrte. Dann ging es auf Krücken gestützt die Gasse entlang. Was ist geschehen? Da und dort stehen Leute in Gruppen zusammen und die helle Freude strahlt aus den Gesichtern. Rufe werden laut: „Habt ihr das Wunder gesehn? Ein Gotteswunder!“ Die gebückte Alte wankte herzu. „Erzählt, was sich begab!“ Und einige Männer berichteten: „Wir standen am Wall auf den Plätzen, die uns der Wehrkommandant angewiesen hatte. Wir hegten keinen Hoffnungsfunken mehr beim Anblick des übermächtigen Feindes. Auf einmal! Wars ein Trugbild, das wir dort sahen über der Stadt! Nein! Unsre Augen starrten auf die wundersame Erscheinung. Eine herrliche Gestalt von überirdischer Schönheit breitete wie schützend und segnend die Arme über unser Obernburg. Und als wir länger hinblickten, erkannten wir, dass es die hl. Mutter Anna war, genau in derselben Gewandung wie das Bild in der Kapelle sie darstellt. Ins Lager der Schweden kam hastende Unruhe. Hatte sie die Himmelscheinung geschreckt? Sie trafen Anstalten zum Abzuge. In sichtlicher Bestürzung brach der Tross die Zelte nieder und zieht jetzt von dannen.“ Das alte Mütterlein hatte zugehört. Tiefst in seinem Herzen flammte heißes Dankgefühl aus. „Sankt Anna hat geholfen!“ Sonst sprach die Greisin nichts und ging weiter. Und die Obernburger wallten samt und sonders zur Annakapelle und lobten die himmlische Retterin. Seitdem wandern sie alle Jahre zur Kapelle und in den Friedhof und sagen Sankt Anna in Gebeten und Liedern, was die Seele erfüllt.

Uralte Lieder sind es, die über die stummen Gräber ziehen und die schlichten Weisen singen sich einem ins Herz. Mit der Andacht zur hl. Anna verbinden die Obernburger am Abend eine ergreifende Totenfeier. Viele, viele Lichtlein funkeln an den Hügeln der ins Totenreich hinabgestiegenen Anverwandten. Die Friedhofsstätte hat sich in einen Blumengarten verwandelt. Obernburg gedenkt seiner Toten! Bittgebete, Lobgesänge, Musikharmonien zittern über den Ort des Friedens hin und schweben in den dämmernden Abend.

Solche Feier rüttelt an den Herztiefen und macht das Auge des kernigsten Mannes glänzen.

Derweil ich das Städtlein verlasse und die Brücke des Flusses beschreite, schaue ich noch einmal zurück. Da ist der samtene Schleier einer linden Sommernacht über die Stadt gebreitet. Ein leises Lüftchen, wie ruhiger Atem des Friedens, weht herüber. Bloß die Mömling möchte gleich einem ungeberdigen Kindlein ein bisschen tollern und lärmern. Etliche Lichter tauchen auf, aber das Auge nicht verletzend, nicht grell und aufdringlich. Sie fügen sich in den Abendfrieden, in die gemütausstrahlende Stimmung einer heraufgleitenden Sommernacht. Obernburg und Sankt Anna! Ich könnte mir keinen passenderen Festheiligen zum Städtlein meines Heimatbezirkes denken. Anna, d. i. die Gnade, die Güte. Mutter Anna; Mutter! Das Symbol urechter Liebe. Oder einfach: das tieftiefe Herz, das reiche Gemüt. Und so lebt mir das Städtlein der Heimatprovinz in der Erinnerung: Bei allem gesunden Streben frei von verflachender Hast, trotz allem Schaffen und gewiss unausbleiblichen Kämpfen auf der Alltagsbühne des Lebens ein zeitweiliges Besinnen, ein neukräftigendes Ausruhen, ein Annatag!

## Schlachtfest

Schlachttag! Dies Wort hat auf dem Lande besonders fröhlich-festlichen Klang. Und jener Spessartjunge, der einmal nach den Jahresfesten gefragt wurde, sagte schlangweg: Fasenacht, Kerb und Schlachten. Freilich, Wellfleisch, frisch vom Kessel; Würste, schnurstracks aus der strullenden Brühe gewandert, und Sauerkraut mit einem „Lappen Grüns“: das sind der Zunge eines Spessartbuben leckere, begehrenswerte Dinge.

Die Bäuerin hat's heute nicht leicht; sie muss das Essen richten und beim Schlachten helfen, bald zum singenden Kessel, bald zu den brodelnden Töpfen laufen und bis Abend „spürt sie die Glieder“. Der Bauer schafft da und dort mit, beim Reinigen der Därme und beim Bereiten der Wurstfüllsel; er sorgt ferner, dass dem Metzger der Apfelwein nicht ausgeht, und trinkt selber wacker zu.

Die Kinder vermögen kaum den Schulschluss zu erwarten und kommen sie noch recht zum Längen der Wurstbendel, so ist ihre Freude voll.

Nach getanem Tagwerk sitzen Metzger, Bauer und Nachbarn um den Tisch und bei saftigen Würsten, kräftigem Schwarzbrot und echtem Apfelwein lässt sich's gemütlich plaudern. Den Gevatters- und Nachbarsleuten schickt man einen „Hafen“ mit Schlachtsuppe und Würsten, und die Ortsarmen pirschen sich im Schutze der Dämmerung mit dem Gefäß unter der Schürze ins Haus; heute gehen sie reichbeschenkt, wenn der Bauer kein „Knicker“ ist.

In verschiedenen Orten, namentlich des Mainspessarts, suchen die Burschen durch „Spießschreiben“ dem Bauern ein paar Würste abzukriegen. An eine Bohnenstange hängen sie einen Zettel, auf dem ein Bettelspruch steht. Sie pochen an die Scheiben und der Bauer nimmt das Papier entgegen. Ein solcher Schlachtfestspruch trug z. B. folgenden Wortlaut:

„Guten Abend, Herr Vetter und Frau Bas! Als ich heute die Gasse hinaufging, da sah ich ein fettes Schwein hängen. Ich dachte nun in meinem Sinn, ich schleiche mich zum Fenster hin. Der Vetter hinterm Ofen sitzt und wie ein alter Kater spitzt. Die Bas mit ihrem guten Herzen – wird wohl ein paar Würst verschmerzen. Der „Hannes“ mit seinen dicken Backen – kann sie doch nicht alle packen. Gebt dem Kerl nicht soviel Speck – er wird euch sonst ja gar so meck. Gebt mir von dem Schwartenmagen – den kann ich auch ganz gut vertragen. Gebt mir Würste von den langen, die kurzen lasst ihr hängen. Lasst uns nicht so lange stehn – es friert uns sakrisch an den Zehn.“

Andere 86) ähnliche Schlachtfestsprüche sind:

„Ich hab gehört, ihr hätt' geschlacht, hätt' so große Würscht gemacht; gebt mir eine von de(n) lange(n), die kurze lasst ihr hange(n). Einen Schwartenmage(n) kann mei Mage(n) auch vertrage(n). A Stück Speck, das schneid't mir glei a weg.“ (Dorfprozelten, Bez.-Amt Marktheidenfeld.)

„I hab gehört, ihr hätt' geschlacht, hätt' große und kleine Würscht gemacht; habt ihr den Schwartenmagen noch, so seid so gut un(d) gebt mir'n doch.“ (Schippach i. Odenwald, Bez.-Amt Miltenberg.)

\*)[In Sommerau wurde bei den größeren Bauern zweimal im Jahr geschlacht, im Spätherbst und im Februar. Mit Wurstsuppe, Blut- und Leberwürsten wurden auch der Pfarrer und die Lehrer versorgt. Ebenso auch die Ordensschwester, die im Dorf die Kranken betreuten, den Kindergarten führten, sowie die Mädchen in Handarbeit unterrichteten, wurden reichlich bedacht.]

---

86) Phil. Janson in „Deutsche Gaue“.

\*) Ergänzung: Otto Pfeifer

## Kirchweih

Die Haupttermine, um welche sich die Kirchweihen des Spessartes gruppieren, sind: Jakobi und Laurentius (Anfangstermin), Michaeli (etwa Mittetermin) und Martini (Schlusstermin). Den Ring der Kerbtage schließt: meines Wissens das Pfarrdorf Schweinheim (bei Aschaffenburg) mit dem Sonntag und Montag nach Mariä Opferung. Durch bischöfliche Verordnung vom 14. März 1856 wurde die Feier des Kirchweihfestes auch in dem ehemals kurmainzer Teil unserer Diözese für alle Kirchen auf Sonntag nach Martini verlegt, wie es im fränkischen Teil des Bistums Würzburg schon hundert Jahre zu Recht bestand. Im bayerischen Odenwald siegte fast durchweg der vom Westen importierte Martinetermin – anders im Spessart. Hier hielt man vielfach am herkömmlichen Kerbtage fest, sodass also weltliche und religiöse Feier zu verschiedener Frist begangen werden. Dies trifft für die meisten Dörfer des Kahlgrundes zu, für die Mainortschaften Klingenberg, Trennfurt, Erlenbach, für das Elsavadorf Hobbach u. a.

Ein echtes Volks- und Familienfest ist die Kerwe. Sagen wir es offen heraus: ihre religiöse Bedeutung wird meist wenig gewürdigt. Tanz und Schmaus charakterisieren die Feier. Müsste der Spessarter auch sonst manchmal den Hunger fühlen, die Kirchweih steht im Zeichen des Überflusses; und zwänge ihn die Suche nach Verdienst jahrüber in die Ferne, zum Kirchweihfest eilt er in den trauten Heimatgrund und feiert im Familienkreise. Manches Rind und manches Borstentier muss zur Kerbe das Leben lassen, damit lieben Gästen – Freunden und Verwandten – reicher Festbraten winkt. Und am Vorf Freitag fängt in den Backöfen das Knistern und Flammen an. Die Bäuerin, angetan mit dem roten Leibchen (Untertaille aus Barchent) holt mit dem langen Schießer den gebräunten Kuchen heraus und entledigt ihn der Blech- oder Erdenform. Ist er weniger gut gebacken, behagt's der Bäckerin nicht, wenn Mannsvolk nach dem Backwerk spionieren geht und sie kann mitunter recht derb werden, was wohl dem Spruch zugrunde liegt: „Wenn die Weibslaut waschen und backen, muss sich's Mannsvolk aus dem Hause packen.“

Die letzten Tage rumort der Scheuerkobold in Haus und Hof und fegt Fußboden und Geräte blitzblank.

Am Samstagabend – mancherorts erst Sonntagnachmittag – muss die Kirchweih von ihrem jährigen Schlummer erstehen. Da glimmt dann Leben auf in jedem sonst toten Dorfwinkel. Kinder springen wichtigtuend herum, neugierige Köpfe erscheinen an den Fenstern und von Mund zu Mund pflanzt sich die Kunde: „Die Kerb wird abgeholt.“ 87)

Ein Vorreiter sprengt die Gasse herauf. Sein gerötetes Gesicht strahlt vor Stolz und Freude, die langen Röhrenstiefel leuchten in tiefschwarzem Glanze. Um den Leib sitzt keck der dunkle Frack und das Haupt deckt ein holzsteifer Zylinder. Schräg über die Brust streicht die weißblaue Schärpe. Die rechte Hand fasst straff den Zügel, dass das Ross feurig den Kopf emporwirft und die gekämmten Mähnenhaare zu zittern anfangen. Vor und wieder zurück galoppiert der Reitersmann, um zu zeigen, dass er bei der Kavallerie diente. Hinter ihm marschiert die Fußkolonne, zunächst aus einigen Musikanten bestehend, die einen schneidigen Marsch erklingen lassen. Der Fahnenträger schwenkt lustig die bayerische Flagge. Ihm folgen zwei schäkernde Mädchen, eines mit dem „Bund“, das andere mit der Flasche Wein auf verzierter Platte. Ein Bursche mit blauer Brille und Buch vergegenwärtigt den Aktuar. Zu seiner Rechten schreitet der Geometer, ausgestattet mit der Meßlatte, links marschiert der Messungsgehilfe mit Laterne und Hacke. Gaffende Nachläufer beschließen den Zug. Außerhalb des Dorfes wird an einer verabredeten Stelle Halt gemacht. Der Aktuar stottert eine Rede hervor, die etwa schließt: „In meinem Buche steht geschrieben, dass hundert Meter von hier auf jener Anhöhe die Kerb begraben liegt. Wir wollen sie suchen und aus ihrem Schlaf erwecken. Ich bitte den Geometer, die Vermessung vorzunehmen.“ Der Messungsbeamte hantiert eifrig mit seiner Latte und sein Gehilfe leuchtet gewissenhaft mit der rußigen Ampel 88), damit der wichtigen Tätigkeit ja kein Fehler unterlaufe. Trotzdem gelingt es

---

87). Dieser Schilderung liegt die Sitte des Kerbausgrabens in Roßbach (Amt Obernburg) zugrunde. Ähnlich ist der Brauch in den übrigen Ortschaften.

88) Eine Zwiebel markiert das Licht.

erst nach mehreren Versuchen, die Kerb in Gestalt eines Bierfasses zu entdecken. Die Musik spielt einen Tusch und alle Anwesenden weihen der gesichteten Kirchweih ein begeistertes Hoch. Gleich klopft man an dem vollen Fasse den Kranen in den Leib und labt sich am schäumenden Inhalt 89), Vor dem Hause des Bürgermeisters rastet die heimkehrende Schar und reicht ihm die erwähnte Flasche Rebensaft.



Photo  
Christ.  
Günther,  
Eschau.

### Abholen der Kirchweih in Eschau

Der stolze Aktuarium mit dem großen Buch. Ein Bursche hebt die Meßlatte hoch. Flotte Mädels tragen den blumengezierten Kuchen und das Weinservice. Weinflaschen versinnbildlichen die „Kerb“. Ein Kehrbesen deutet an, dass der Saal – sauber gefegt – der Tanzpaare hart.

Früher grub man statt des Fasses eine Weinflasche aus und trug diese mit Bändern geschmückt durchs Dorf. In mehreren Orten unweit der Stadt Hanau versteckten einige gemeinsam erwählte Burschen vier Wochen vor der Kerb eine Flasche Wein, die unter Scherz und Sang am Kirchweihsamstag gesucht wurde. Jene Burschen aber mussten Ehre und Vergnügen mit einem Hektoliter Bier entgelten. In Bieber (Kreis Gelnhausen) holten am Kerbsamstag die bei der Musterung „gezogenen“ Burschen einen 20 – 25 Meter langen Fichtenstamm und schafften ihn in die Mitte des Dorfes. Jedes Tanzmädchen knüpft nun ein farbenes Taschentuch an den grünen Wipfel; unterlässt aber eines diese alte Sitte, kann es Sonntags als „Mauerblümchen“ trauern, kein Bursche dürfte ihm eine Tour gönnen, da altes Herkommen verachtet ward. Ist der Baum geschmückt, eifern jung und alt, ihn aufzurichten. Wie alle Gesichter voll tausend Freudenfunkeln blitzen, welcher Jubel unwillkürlich aus dem Herzen bricht, wenn das Wahrzeichen des Festes sich erhebt und sein geschmücktes Haupt stolz in die Lüfte reckt! Burschen und Mädchen tanzen dreimal um den Kerbbaum und begeben sich hernach in geschlossenem Zuge zum Gasthaus 90).

89) Zu Michelrieth, Altfeld, Steinmark (Amt Marktheidenfeld) wird unterwegs ein großer Krug Wein getrunken.

90) S. des Verfassers Schrift von 1915. „Zum Volksleben im Spessart und bayerischen Odenwald“; ferner: A. Will „Die Bieberer Kerb“, „Spessart“ 1926, Heft 5.

Zu Hasloch bei Wertheim „tanzen“ einst Schulkinder die drei ersten Touren im Hofe.

In Flörsbach (Nordspessart) eröffnet ein Reigen um die Kirchenlinde den offiziellen Tanz.

Pocht in diesen Rudimenten nicht urzeitlicher Schlag an uns – aus jener Vergangenheit, da Deutsche noch im Freien unter der Linde Gelage und Tanz abhielten, unter der Linde, welche wahrscheinlich die Gräber lieber Toten beschattete! Und diese verließen nach heidnischem Glauben ihre unterirdische Ruhestatt, feierten mit den Lebenden, freuten und labten sich mit ihnen. Wahrlich, ein ärmlicher Sittenrest kann im Hohlspiegel geschichtlich bauender Phantasie zum Vollbilde einer altgermanischen Ding- und Malstätte werden.

Der deutsche Festbaum darf überhaupt nicht fehlen am Kirmesfeste; zu Lützelhausen wird er mit Musikklängen vom Walde geholt, im Kahlgrund wetteifert man um den schönsten „Kerbstrauß“, zu Rück (Elsavagrund) ragte eine Tanne hoch über den Wirtshausgiebel, wenigstens aber postieren sich in den meisten Orten zwei schlanke Fichtchen am Eingange der Wirtschaft und wehen ihre bunten Bänder dem Besucher entgegen. In Rothenbuch und Heimbuchenthal wird der am Wirtshauschild prangende „Strauß“ feierlich begossen: Die Burschen mit den Musikanten sind versammelt. Einer nimmt einen Maßkrug Bier, steigt hinauf und schüttet das Bräu über den geschmückten Fichtengipfel. Die Musik spielt, die Burschen jauchzen und der Tanz beginnt. In Dörnsteinbach wird beim Abholen der Kirchweih ein geschmücktes Tannenbäumchen mitgetragen. Ein Bursche nimmt einen Kranz um den Hals und vor die Augen eine Binde. Nun muss er mit einer Hacke die „Kerb“ suchen. Und wenn er sie ausgegraben hat, wird das Fässchen (die „Kerb“) ausgetrunken. Alsdann bewegt sich der Zug jubelnd zum Wirtshaus zurück. Hier lässt ein Bursche die Kirchweih hochleben. Der Kranz wird am Wirtshauschild befestigt und nun folgt Tanz bis zum nächsten Morgen 91).

Noch verschiedene Kirchweihbräuche haben sich mit erstaunlicher Zähigkeit in die Gegenwart gerettet.

Wer durch die schon genannte Marktgemeinde Bieber wandert, gewahrt nächst dem Kriegerdenkmal hoch an einer Scheunenwand das „Kerbleible“. Dies ist ein breiter Tuchlappen, der wieder aus vielen zusammengenähten Einzelfleckchen besteht. Es zeigt in dicken Lettern den Spruch: „Hoch lebe die Kerb!“ Unten baumeln zwei, drei lange Bänder – und Tannenzweige, von Gold- und Silberflitter umzittert, rahmen das Leible ein. Es wird unter allgemeiner Beteiligung der Ortsbewohner am Kerwesonntag angeschlagen und bleibt bis zur nächstjährigen Kirchweih hängen. Alle tanzlustigen Mädchen geben einen „Fleck zum Leible“ und nähen ihn selber an, weil es eine Ehre bedeutet, das Kerbleible mitgefertigt zu haben.

Im gleichen Ort bewegt sich Sonntags ein flotter Zug von Burschen und Mädchen zur Wohnung des Amtrichters. Derselbe erhält eine Flasche Wein und die Frau Amtrichter spendet als Gegengeschenk einen mächtigen Kuchen. Hauptperson aber ist heute die Richtersmagd. Im weißen Kleide und mit dem Riesenkuchen erwartet sie vor der Schwelle den Zug und wird von zwei Kerbburschen – die in Frack, weißer Weste und Zylinder glänzen – abgeholt und begleitet. Man marschiert zum Kerbbaum, tanzt einigemal darum und eilt von hier zum Tanzboden, um eifrigst Terpsichoren zu huldigen. Jeder Jüngling ist verpflichtet, während der drei ersten Touren einige Takte der „Ehrendame“ zu widmen. Auch das „Spießstechen“ wird im Marktdorfe Bieber noch gepflegt. An einer Stange hängt – von einem bunten Sacktuch verhüllt – die leere Bowle; der Bursche klopft damit ans Wirtsfenster und lässt sie mit Branntwein füllen. Ähnliche Sitte herrschte bis jüngst zu Geißlitz [Geislitz], Hier brachten die Musikanten am Kerwemontag jedem Bauern ein Ständchen; drei Burschen heimsten den Lohn ein. Einer trug den Spieß, in welchen der Bauer Speck und Dörrfleisch steckte; der zweite hatte eine Kötze, darein kam der geschenkte Kuchen und der dritte Bursche langte den Henkelkorb hin, welcher mit Eiern gefüllt wurde. Diese wurden im Wirtshaus mit Speck gebacken und von Burschen und Musikanten gegessen. In der Vergangenheit waren die Kerbburschen – der erfahrene Montanus nennt sie Gelagsjünglinge – weit mehr als jetzt

---

91) Mitteilung von Johann Martin, Dörnsteinbach.

darauf bedacht, dass das Fest den gewohnten fröhlichen Verlauf nahm. Sie erhielten die herkömmlichen Bräuche lebendig, luden die Beamten des Dorfes besonders ein und versahen die Rolle des Ballettmeisters, indem sie Beginn und Schluss des Tanzes sowie die Solotouren bekannt gaben. Will Lorenz 92) erzählt in der kurzen Abhandlung: Eine Spessarter Kirchweih, folgendes: „Nach dem sonntäglichen Gottesdienste teilen sich die schlanken Burschen des Dorfes mit ihren schmucken Mädchen in zwei Gruppen. Die eine, mit der Musik voran, zieht ins Pfarrhaus, um den geistlichen Herrn zur „Kirta“ einzuladen, die andere begibt sich zum Forsthaus. Voran tritt ein hübscher Bursche im Bratenrocke und mit gravitätischer Miene trägt er den hochaufgegangenen braunen Kerbkuchen, der mit Rosmarin und bunten, seidenen Bändern geschmückt ist. Der Bursche macht auch hier seine Einladung zur Kirchweih. Dann wird die muntere Schar mit Wein, Bier und Kuchen bedacht und ein Tänzchen im Wohnzimmer des alten Oberförsters schließt die Einladung.“

Zu Laudenbach (Kahlgrund) war's bis in die neuesten Jahre üblich, dass am Festsonntag abend um sieben Uhr ein Bursche mit schallender Stimme Tanzpause ankündigte. Die Mädchen stellten sich in Reihen auf, die Burschen schlossen sich an und diesen die Musikanten. Dann gings im Taktschritt bei Trompetenklang durchs Dorf und bald hier, bald da verließ ein Mädchen die Reihe, um ins Elternhaus zu schlüpfen und geschwind das Abendessen zu richten. So wurde jedes Mädchen von Kerbburschen und Musikanten heimgeleitet, wohnte es auch im allerletzten Hause. Nach dem Essen zogen die Burschen neuerdings aus, die Mädels zum weiteren Tanze zu holen. Eine Jungfer nach der andern reihte sich ein, bis der Zug wieder vollzählig am Wirtshaus anlangte.

Die beliebtesten Tänze sind zurzeit Walzer, Rheinländer und Polkamazurka (vom Volk „Schnicker“ geheißen). Im Hintergrunde trauern nunmehr der Kreuzpolka (mit dem Text: Siehste net, da kommt er, usw.) und die „Gemütlichkeit“, welche Tanzarten früher den Saal beherrschten. Die Mode hat dafür Fremdlingen den ländlichen Tanzböden geöffnet, so z. B. der Francaise; sie muss sich aber mannigfachen Änderungen unterwerfen und die vornehme Gehweise wird durch Hüpfen und Drehen bunter und mannigfaltiger gestaltet. Errungenschaften der neuesten Zeit, wie Charleston und Foxtrott bleiben den Spessartdörfern zumeist fern. Nicht selten treten altfränkische Tänze auf den Plan, wie z. B. der Kissentanz. Burschen und Mädchen bilden einen Kreis. Darinnen dreht sich eine Jungfer – mit einem Kissen in den Händen – nach den Weisen des Fiedelbogens. Sie wirft das Kissen einem Burschen zu, der nun auch in den Kreis tritt. Beide knien aufs Polster, erheben sich und tanzen einige Takte miteinander. Jetzt verlässt das Mädchen den Spielraum, während der Bursche allein weitertanzt und das Kissen in die Hand eines andern Mädels schickt. Dies begibt sich in die Kreiskette und wirft das Kissen wiederum einem Burschen zu. So verläuft der Kissentanz, bis der Kreis zu klein geworden, d. h. ein Kreis bilden nicht mehr möglich ist. Dann erscheint jemand mit dem Besen, die Übriggebliebenen hinauszukehren. Wer sich keinem schallenden Gelächter aussetzen will, stiebt eiligst davon, wenn er das Besenreisig erspäht.

Auch der Spiegeltanz wird manchesmal noch aufgeführt. Ein Mädchen sitzt auf dem Stuhl und hält einen großen Wandspiegel vor sich. Um die Sitzende bewegen sich ringelreihenartig Tänzer und Tänzerinnen. Der eine und der andere Bursche nähert sich der Jungfer und blickt hinter ihrem Rücken in den Spiegel. Entweder nickt nun die Jungfrau zum Zeichen, dass ihr der Bursche als Tänzer willkommen ist, oder sie schüttelt den Kopf und die „Abfuhr“ wird natürlich mit Lachen quittiert. Eine verblasste Erinnerung an die ehemalige feierliche Aufführung des Opfertieres mag wohl der Hammeltanz sein. Die Ortsjungesellen steuern zusammen und kaufen einen Hammel, während die Mädchen den Schal stiften. Mit diesem gedeckt und mit farbigen Bändern (Schlippchen) an Hals und Kopf geziert, wird der Schafbock wie im Triumph durchs Dorf und in den Tanzsaal geführt. Ein Paar nach dem andern tanzt um das Tier und ein Bursche hält die brennende Wachskerze, in welche ein Geldstück gedrückt ist. Die Flamme zehrt allmählich das Wachs bis zur Stelle, wo die Münze eingeklemmt ist, dann klingt diese zu Boden. Das Paar, welches sich gerade um den Hammel dreht, hat denselben gewonnen. Oft war man dem Zufall etwas „behilflich“, damit nur einer Gewinner wurde, der viel Freibier spenden konnte. Als einmal

---

92) Sagen, Märchen und Erinnerungen aus dem Spessart.

ein zu Besuch weilender, reicher Deutsch-Amerikaner sich am Hammeltanz beteiligte, feuerte man im „rechten“ Augenblick einen Schuss ab, damit ja das Tier keinem anderen zukommen konnte; denn der Geehrte gab sofort den Hammel und noch manche Flasche Wein zum besten. In Dörlesberg (bei Wertheim) gibt der Bursche, der aber das Gesicht abwenden muss, auch einen Flintenschuss ab. Und wer in diesem Augenblick den herumgereichten Strauß besitzt, hat auch dann den Schafbock gewonnen. (In letztgenanntem Dorf und in Nassig führte man den Hammeltanz im Freien, auf der Wiese auf.) Der Bursche ist glücklicher Besitzer des Preistieres und sein Tanzmädchen bekommt den bunten Schal. Vor etwa drei Jahrzehnten noch verfiel der Hammel sogleich dem Schlachtmesser, um als Festbraten zu dienen. Heute behält ihn der Gewinner gewöhnlich für sich zu freier Verfügung. In Reicholzheim (bei Wertheim) ward ein Wecker „gestellt“. Man reichte, wie in Dörlesberg, einen Blumenstrauß von Paar zu Paar. Wer das Blumengebinde hielt, als just der Wecker rasselte, durfte den Hammel besitzen.

In Gegenden ohne Schafzucht können die Burschen oft keinen Hammel auftreiben. Da tanzen sie um ein Kalb (Faulbach a. M.) oder um einen Kuchen, welcher alsdann ins Wirtshaus „hineingespielt“ wird (Rück bei Obernburg). Bei Gemünden sah ich vor Jahrzehnten den Hahnentanz. An der Decke des Tanzsaales war die Kirmeskrone befestigt. Die Musik blies zum Tanze, das junge Volk schwang lustig die Beine und suchte dabei recht oft unter der Kirmeskrone vorüberzukommen. Die ließ man nämlich im größten Tumulte herunterfallen und wen sie traf, der ward mit einem lebenden Hahne beschenkt 93). Manchmal werden auch gebratene Hähne ertanzt oder verlost. Jeden Gewinn pflegt man eigens zu begießen. Ja, „trinken“ steht überhaupt mit gewaltiger Schrift auf dem Kirchweihprogramm des Spessarters und Odenwälders. Gar mancher scharrt monatelang zusammen, um das Ersparnis an der Kerb „flüssig“ zu machen. Und doch ist das heutige Kerbgelage ein Schatten dessen in früherer Zeit. Da schlürfte man literweise das Rebenblut. Die Obrigkeit wettete genug gegen Kirmeslust und -trubel, wie z. B. dieser Mainzische Erlaß vom Jahre 1526 an die Stadt Miltenberg bekundet: Item, nachdem die Kircheinweihung einer jeden Stadt und Flecken darum gestiftet und aufgesetzt, damit Gott in denselbigen gelobt und die Heiligen, in derer Ehre die Weihung geschehen, durch die Christgläubigen mit Andacht ersucht und geehrt werden mögen, und aber solche Besuchung derselben mit wahrhaftiger Rüstung, Trommeln, Pfeifen, Tanzen, Spiel und andere Kurzweil, als Kaufen und Verkäufe mit großen überschwenglichen Kosten, so setzen, ordnen und wollen wir, dass solch itz angezeigte Missbrauche der Kirchenweihung mit allein in unserer Stadt Miltenberg und derselben Amt, sondern im ganzen unserm Fürstentum gänzlich abgestellt seyn, und dermaßen nit mehr gebraucht werden sollen, befehlen darauf unserm Schultheißen und Keller je zu Zeiten hiemit ernstlich und wollen, dass sie allenthalben in ihrem Amt über diesen unsern Befehl und Gebot bey Pön und Straf strenglich festiglich halten wollen, unser Ungnad zu vermeiden.“

Zu Sommerau wurde vor einem halben Jahrhundert noch die Kirchweih acht Tage zuvor „angetrunken“ und acht Tage nach der Nachkerb wieder „abgetrunken“, ein Zeugnis, dass ehemals die Kerb geradezu eine Festzeit gewesen. Gegenwärtig noch jubelt der Bursche in bier- und weinseliger Stimmung: „Heut is Kerb, un morge is Kerb und die ganze Woche“ und fügt ehrlich hinzu: „Und wenn der liebe Sonntag kommt, hawe mer nix zu koche wie Sauerkraut un Knoche.“ Nach dem Berichte mehrerer Forscher kamen früher am Kirmesmittwoch die Ehemänner an die Reihe als Festordner und trieben es zuweilen noch toller als die Jünglinge. Nunmehr aber genießen sie stillvergnügt ihren Trunk, ohne sich viel am Kirmestrubel zu beteiligen. Zumeist gewährt man ihnen beim Tanze einige Extratouren, die gut bezahlt werden müssen.

Einst tanzten die Spessarter Mädchen und Burschen hemdärmelig – jene mit weißleinenem Leibchen und kreuzweise gebundenem, dreizipfeligem Brusttuch, diese mit feinleinenen Hemden und reichbestickten Straminhosenträgern, – heute freilich haben sich längst die helle Batistbluse und die weiße Weste unter die ländliche Tanzkleidung gedrängt.

---

93) In Nassig (bei Wertheim) tanzte man auf der Wiese um einen lebenden Hahn.

Die Nachkirchweih ist nur ein recht schwaches Abbild der Hauptkerwe. Man ist festmüde, schon weil der Geldbeutel runzelig geworden. Um Mitternacht wird die Kerb als Weinflasche verkleidet zu einjährigem Schläfe in die Erde bestattet. Es sind nur vier bis fünf Burschen dabei. Sie graben ein etwa halb Meter tiefes Loch; in dieses legen sie die Flasche.

Nun messen sie wie weit diese Stelle von einem bestimmten Punkt entfernt ist. Das schreiben sie in ihre Akten, die der jüngste von ihnen bis zum nächsten Jahre aufbewahrt. Ein mißstimmiges Heulkonzert, zu dem nun auf alten Gießkannen oder mit Blechdeckeln den Takt schlägt, durchbricht die nächtliche Stille. 94)

Nüchterner Werkeltag mit schwerer Arbeit füllt nun wieder größtenteils das Leben des Spessarters, aber fröhliche Kirmeserinnerungen leuchten ermunternd in des Alltags Grau.



Photo Ferd. Löber, Faulbach

**Faulbacher Burschen.** Einer sitzt auf dem Gemeindebrunnen. Die jungen Leute vollführen eine richtige „Katzenmusik“. Der eine bläst in die Gießkanne. Der andere trommelt auf einer Blechschachtel. Ein Dritter markiert Baßgeigenspiel auf einem Holzscheit. Und noch einer bläst mit einem Kamm. Zum Teil sind die Burschen etwas „maskiert“. Hat sich dieser Lärmbrauch von der Fastnacht zur Kirchweih verirrt? Nun, Lärmen ist ja althergebrachter Festtyp. Das Wirtshaus im Hintergrund zeigt keinen Schmuck, weil es in dem betreffenden Jahr keine Tanzveranstaltung bot.

---

94) Mitteilung von Adam Amrhein, Eichelsbach und Georg Keimel, Wintersbach.

## Aberglaube in der Volksmedizin

Die Erinnerung führt einen immer wieder heim ins Elternhaus und in die Tage der Kindheit zurück. Klagten wir Kinder über schlechtes Befinden, so hieß die erste Elternfrage: Magst du Kaiserpillen? Und wenn wir bejahten dann lächelte die Mutter zufrieden und bereitete das „Medikament“ zu. Mit den Kaiserpillen hatte es eigene Bewandnis. Wir hießen nämlich unsere Lieblingsspeise so. Meine Kaiserpille bestand z. B. in gebackenen Eiern mit reichlich eingebrocktem Schinken. Des Bruders Kaiserpille war eine feiste Dampfnudel. Und solche Medizin zeigte gewöhnlich rascheste Heilwirkung.

Verneinte man jedoch den Wunsch nach Kaiserpillen, so blickten die Eltern besorgter drein und die Mutter sprach: Da muss „geschwärmt“ werden, flugs ins Bett! Sie kochte „Hollerblüt“ und brachte den kochheißen Sud. Sie deckte den Patienten mit einem Tuch ganz zu und schwärmte unter dem Tuch, indem sie den Löffel in der dampfenden Holunderbrühe umrührte. Der Dampf „umschwärmte“ einen darauf, dass gar bald der Schweiß aus allen Poren brach. Damit wich auch meist die Erkältung.

Unter den Hausmitteln gegen Magenstörungen waren Kamille und Pfefferminze. Auch Wachholderbeeren gehörten zur Hausapotheke, ebenso das besonders hochgeschätzte Tausendguldenkraut. Gegen Brustbeschwerden (Verschleimung u. dgl.) brachte die Mutter immer gleich das „Zwiebelsäftche“. (Zwiebelbrühe mit viel Kandiszucker.)

Bei gewissen Erkrankungen ließ man sich noch „brauchen“. In Kirchzell sagte man „sechene“, in Keilberg (bei Aschaffenburg) wurde „geseent“. Meine Mutter selbst „brauchte“ gegen Augenentzündungen. Sie „brauchte“ auch mir, da ich als Büblein einmal eine „Schußblase“ im Auge hatte. Der Segen lautete:

„Schußblase, ich gebiete dir,  
Geh' aus dem Auge.  
Vom Auge in die Ader,  
Von dem Fleisch in den Wald,  
Dass du keinem Menschen noch  
Vieh mehr schaden kannst.“

Aus diesem „Brauch“-Spruch lässt sich erkennen, dass die Krankheit als personhaftes Wesen, als ein böser Dämon (Geist) gedacht wurde, der als unwillkommener Gast im Menschen wohnte und nun ausgetrieben werden musste. Und zwar möglichst weit fort, in die Wälder, wo er kein Unheil mehr anrichten könnte.

Meine Mutter „brauchte“ mir also. Wie sie jedoch die Hand über mein Auge hielt und dazu ganz feierlich den „Segen“ wisperte, da musste ich lachen und sprang davon. „Dann gehst du aber zur Ammebas“, sagte sie. „Die weiß übrigens einen besseren Segen, der eher hilft als der meinige. Meiner will nicht viel nützen.“ „Alles Quatsch, Mutter“, erwiderte ich in bubenhaftem Weisheitsgefühl und da lachte die Mutter. Sie glaubte wohl selbst nicht mehr fest an die Heilwirkung der Brauchformel. Aber zur „Ammebas“ musste ich doch. Diese blies (hauchte) das entzündete Auge dreimal an. Ich hatte das Glaubensbekenntnis zu beten. Den „Segen“ der alten Frau konnte ich nicht erfahren.

Ja, die Krankheit galt als böser Dämon, z. B. auch die Pest, die namentlich in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts menschenverheerend durch die Spessartgründe zog. Mein Heimatdorf war fast völlig ausgestorben. Es sollen nur noch 4 Schlote geraucht haben. Dem letzten Pestkranken entfuhr eine blaue Flamme, der Pestgeist. Der Dämon, in Gestalt des blauen Flämmchens, schwebte die Dorfstraße hinab und verschwand in einem Mauerloch. Die noch lebenden Leute verstopften das Loch mit Lehm und jubelten: „Wir haben die Pest begraben“. Diese Pestsage lebt in verschiedenen Variationen in allen deutschen Gauen fort. Ebenso, dass sich, als die Pestseuche den Höhepunkt

erklimmen, ein Vogel zeigte (der gute Geist!) und die Worte sang: „Ihr Leut, trinkt Bibernell, dann sterbt ihr nicht so schnell!“

Die Menschen tranken den Bibernelltee und sie gesundeten.

Das Übel (der Krankheitsdämon) wurde durch möglichst reichen Wortschwall beschworen. Dadurch erhielt der Segensspruch ein geheimnisvolles Gepräge, was beim naiven Volke den Glauben erhöhte. Auch Begebenheiten aus dem Leben Christi und der Heiligen mengte man ein, um den unsinnigsten Brauchformeln einen religiösen Rahmen zu verleihen.

### **Gegen Geschwulst**

Geschwulst, Geschwulst, o du Geschwulst  
O du schadhafte Schad!

Dass Gott vom hohen Kreuze Christi so willig und geduldig leiden tut.

Bei unserem Herrn Jesu Christ in seine hl. schmerzhaften  
fünf Wunden, die auch nicht geschwellen, nicht geschwären  
und keinen Brand und keine „Matere“ (Eiter) geben.

(3x sagen.)

Dem Krankheitsdämon wünscht man Vernichtung, bzw. den Tod.

Besprechung des „Wurmes“ am Finger:

Ihr Würmlein alle insgemein  
Ihr möget sein groß oder klein  
Gelb, weiß, schwarz oder rot  
Sollt alle sterben den „gähen“ (jähren) Tod.

Ähnliche Beschwörung (in Wintersbach, Mitteilg. v. Adam Amrhein):

Wurm, ich halte dich und drücke dich tot!  
(Im Namen der hl. Dreifaltigkeit.)

### **Gegen Brandwunden**

Brand brenne aus nicht mehr ein –  
Du sollst getötet und gesegnet sein.

Immer wieder der Befehl, ein bisschen Reim und religiöse Beigabe, welche in folgender Besprechung geradezu einem religiösen Frevel gleichkommt.

### **Gegen Würmer**

Herzwurm, Fruchtwurm und Darmgicht  
Ich gebiete dir bei Gottes Gericht,  
Dass du dich sollst legen, nimmer regen  
Bis die Mutter Gottes ihren zweiten Sohn  
tut gebären. (!!)

Im Laufe der Zeit wurden die Besprechungsformeln verstümmelt, verzerrt, was aber das Volk nicht am Vertrauen hinderte. Im Gegenteil; je unverständlicher, desto hartnäckiger baute man auf die Heilwirkung. Man achte auf nachstehende Brauchformel:

## **Ein Segen, die Schmerzen zu nehmen, was es auch sei**

Es ist heut ein heiliger Tag, dass Gott will niemand keine Schaden, die du am ganzen Leib hast, aufkommen lassen; es sei gleich – Ross, Vieh und alles, was lebendig ist. – Gott grüße Dich, lieber Sohn Edward, Gott grüße dich, lieber Sohn Etto, Gott grüße dich lb. Sohn hl. Geist. Tetragramm atrum. Ich bitte dich, o hl. Dreifaltigkeit, hilf diesem N. N., dass ihm alle Schmerzen nachlassen, wie sie heißen mögen und was von bösen Sachen herkommt. Jesus + ist dir zum Guten ein Mensch geworden um dich vor allem Übel zu behüten und zu bewahren. Jesus von Nazareth, du gekreuzigter Heiland mit Maria, deiner lb. Mutter, hilf mir doch von meinem Uebel, wie es Namen hat. Amen.

Jes. – Nazarenus-Rex-Judaeorum.

Es ward eine Begebenheit aus dem Leben Jesu und anderer hl. Männer in Beziehung zum gegenwärtigen „Unfall“ gebracht, z. B.:

### **Gegen das Verrenken**

Man hat Gott den Allmächtigen ans Kreuz gehängt,  
Es hat ihm nichts geschadet;  
Dein Verrenken und Verreiben wird dir auch nichts schaden.

### **Gegen Geschwüre und alles Böse**

Gott hat erschaffen Wasser und Wein  
Dass der Schaden soll gesegnet sein  
Von innen und von außen –  
Dass dem Schad gescheh – wie da,

Als Lamus (der römische Soldat!) Jesus durch die Seite stach, dass der Schad nicht geschwelt, nicht Blut und nicht Eiter fang, und nicht weiter geschwäre.

Der „Besprechende“ wie der „Besprochene“ meinten also, ihr „Schad“ sollte ebenso ohne Nachteil vorübergehn wie den hernach auferstandenen Heiland alle vorausgegangenen Martern nicht schädigen konnten.

Die Übertragung der Handlungen heiliger Personen wird manchmal nicht eigens ausgesprochen, sondern nur gedacht, wie bei folgenden Brauchsprüchlein:

### **Gegen Rotlauf**

Maria ging über Land.  
Da sah sie einen schwarzen Stock, der brannt,  
Darauf legte sie die rechte Hand  
Damit stillte sie den Rotlauf, den heißen,  
Den schwarzen und den kalten Brand.

Hier wurden also die Flammen des entzündeten Strauches von Maria wunderbarer Weise gelöscht. So nahm das Volk an, dass die Mutter Gottes auch die entzündeten Finger oder andere entzündeten Körperteile heile. Die rötliche Flamme bringt man mit dem rot angelaufenen Finger in Verbindung. Statt „Maria“ heißt es jetzt in anderen Variationen, der Herr oder Petrus ging über Land.

## **Fürs Blutstillen**

Auf unseres Herrn Jesu Grab  
blühen drei Lilien,  
die eine blüht weiß,  
die andre blüht rot  
die dritte stillt das Blut.

Auch drei Jungfern spielen bei den Beschwörungsszenen eine Rolle.

## **Gegen Geschwulst**

Es gingen drei Jungfern, eine Geschwulst und Krankheit zu beschreiben.  
Die eine sprach: Sie hitzt.  
Die andre sprach: Sie hitzt nicht.  
Die Dritte: Falle! (die Geschwulst nämlich!).

Die ganz oberflächliche Herbeiziehung eines religiösen Ereignisses genügte schon wie in nacherwähnten Fällen.

## **Gegen Schmerzen**

Ich nehme dir die Schmerzen ab,  
wie die hl. Mutter ihren Sohn  
vom Kreuze abgenommen hat.

## **Gegen Herzklopfen**

Herzensmutter, Schmerzensmutter!  
Du sollst weichen, wie das liebe Jesukindlein von der Krippe gewichen ist.

## **Gegen das Anwachsen (der Kinder)**

Du Anwachs und Herzgespann,  
Weiche von Rück und Rippen,  
Wie einst Jesus wich von der Krippen.  
(Dazu an den Rippen abwärts streichen  
Und das Kind dreimal „hinausschnalzen“, d. h. vorwärts schnellen.)

Ferner zieht man altbiblische Handlungen herzu, z. B. die Heilung des mit dem Aussatz behafteten, geduldigen Job.

## **Gegen Mundfäule**

Job zog durch das Land  
Und hatte einen Stab in der Hand.  
Da begegnet ihm Gott der Herr und sprach:  
Job, warum trauerst du so sehr?  
Ach Gott, warum soll ich denn nicht trauern.  
Mir will ja mein Mund und Schlund abfaulen!  
Da sprach Gott zu Job:  
Dort in jenem Tal, dort fließt ein Brunn –  
Geh hin und wasche deinen Mund und deinen Schlund.  
(3 mal ausspülen mit dem Brunnenwasser!)

Klangähnlichkeit zwischen Heiligennamen und der Krankheitsbezeichnung dünkte dem Volke schon heiltätig (äußere Analogie). Das bezeugt dieser Segensspruch:

N. N. hast du das Anwachsen und Herzgespann  
So segne dirs Gott und Sankt Johann.  
Bist du angewachsen an der Lung,  
An der Leber, an der Rippen,  
So segne dich das liebe Jesukind in der Krippen.

Selbst gegen unerwünschten Kindersegen wusste man eine Brauchformel. Das Besprechen „für die Mutterplag“:

Ammutter, Herzmutter, Kindsmutter,  
Bermutter (Gebärmutter!),  
Ich befehle Dir, dass du N. N. verlässt,  
Ansonst bringst du sie ins Grab.

Die Beschwörung durfte noch so unsinnig sein, sie wurde im guten Glauben gesprochen.

Ich erinnere mich, dass der älteste Mann des Heimatortes meinem Vater bei einem Gichtanfall „brauchte“. Der Greis hauchte, während er den Segensspruch flüsterte, das kranke Bein 3 mal an und Vater meinte, die Schmerzen hätten sich sogleich vermindert.

Heilkräftig gegen Gicht gelten folgende Worte:

Im Namen unseres Herrn Jesu Christ  
Bricht Fell und Platten durch –  
Sein heiliger Arm,  
Der aus seiner heiligen Seite ging,  
Der an dem Kreuze hing.

Dunkel ist der Rede Sinn, könnte man da sagen. Aber das war nun gerade das Wichtige: Unverständliche, sinnlose Worte mit religiöser Umrandung zu versehen.

Genug jetzt von den Zauber- und Segenssprüchen. Einige hörte ich von der Mutter, fast alle anderen wurden mir von Maria Frieß aus Sommerau mitgeteilt. Und diese vernahm sie als Kind von ihrer Großmutter, welche noch sehr oft zum „Segnen“ bzw. „Brauchen“ in die Häuser gerufen wurde. Wer krank war, ließ zuerst die alte „Frießin“ rufen statt den Arzt.

Die einstige Volksheilkunde stützte sich größtenteils auf den Grundsatz: Gleiches kann mit Gleichem geheilt werden.

Ein Oberbein (das einem Knöchelchen ähnelt) wurde mit einem Schindknochen gerieben und der Knochen wurde alsdann weggeworfen. Man durfte aber nicht mehr nach dem Knochen sehen. Bis er verfaulte, sollte auch das Oberbein verschwunden sein.

Zur Heilung der Gelbsucht hängte man eine gelbe Rübe in den Schlot. Bis die Rübe verdorrte, musste auch die Gelbsucht weg sein. Oder man sollte ein Ei sieden und den gelben Eidotter (im Namen der hl. Dreifaltigkeit) vergraben.

Bei Zahnweh muss man mit der hohlen Hand Wasser schöpfen und den Mund ausspülen. (Die hohle Hand und der hohle Zahn werden hier in Beziehung gebracht.)

Nach altem Glauben erfolgte Heilung, wenn man die Krankheit auf andere Wesen übertrug, z. B. auf Tiere. Oder man übertrug den Krankheitsdämon auf Bäume oder andere Dinge. Die Tiere bekamen etwas von dem kranken Menschen zu fressen. So ward z. B. dessen Speichel einem Huhn unter das Futter gemischt, das Tier ging zugrunde, während der Mensch alsdann gesund wurde.

## **Gegen Zahnweh**

Stochere am Zahnfleisch, bis es blutet, entrinde eine Stelle am Weidenzweig, schneide ein Stücklein vom weißen Holz ab und streiche das Blut daran. Setze den Holzsplitter wieder in den Zweig oder Stamm ein und binde mit einem Faden die Rinde wieder um, damit das blutbeträufelte Holzstücklein wieder anwachse. All dies geschehe aber in den drei höchsten Namen. (Einmal soll in der Ferne ein Mann solchem Tun zugesehen haben. Er ging flugs zum Weidenbaum, löste die Rinde und das Holzstückchen fiel zu Boden. Bald wurde der Mann von heftigen Zahnschmerzen befallen. Er suchte eiligst jenen Menschen auf, dessen Handlung er am Weidenbaum belauscht hatte und bekam die Schmerzen erst wieder los, als der Beobachtete die Sympathie an der Weide zum zweitenmal ausgeführt hatte.)

## **Ein Mittel gegen Gicht**

(einst in Hobbach, Elsavatal üblich)

Nägel von Fuß und Hand, Haare von der Kopfmittle (Scheitel!) werden in eine „Kaute“ (Vertiefung) aus Wachs getan, das Wachs wird zum Kügelchen geformt. Es wird eine Eiche angebohrt und das Kügelchen ins Loch gesteckt. Der Baum muss aber außerhalb der Ortsmarkung stehen. Das Kügelchen bleibt stecken und der Kranke darf 3 Wochen über kein Wasser gehen.

Die Übertragung des Krankheitsdämons an Bäume geschah auch durch Abstreifen bzw. Durchziehen. Namentlich Kinder zog man zwischen der Verästelung eines Baumes hindurch und glaubte dadurch die Krankheit an den Baum (an die Baumseele!) abgegeben zu haben. 95) Im Spessart befand sich ein solch ehrwürdiger Baum, der „Oalstvatterbaum“, eine uralte Eiche, welche zu Beginn des Weltkrieges vom Sturme gefällt wurde. Sie stand 96) zwischen Partenstein und Frammersbach. Man trug schwächliche Kinder, die das „Abnehmen“ hatten, in hellen Mondnächten unbeschrien hinaus, betete zur hl. Dreifaltigkeit und zog die Kleinen durch die Baumöffnung hindurch. Es wurde ein Strümpfchen, ein Hemdchen, Spielzeug oder wenigstens ein Bild, das dem Kinde gehörte, am Baum zurückgelassen.

Auch Kleidungsstücke nahmen die Krankheit mit.

## **Gegen Gelbsucht**

Der Kranke muss 3 Tage nacheinander ein frisches Hemd anziehen (im Namen der hl. Dreifaltigkeit). Die Hemden werden verbrannt oder in ein fließendes Wasser geworfen.

## **Gegen Warzen**

Wer das Blut von Warzen auf einen in 3 Stück geschnittenen Apfel tropfen lässt, bringt die Warzen weg.

Der Dämon wandert also mit dem Blut, wird gleichsam mitvergraben, unschädlich gemacht bzw. in die Erde gebannt.

Hatte die Kuh eine Warze am Euter, musste man im Nachbarhaus eine „Spüllumpe“ stehlen, damit die blutende Warze bestreichen und den Spüllappen unter einer Dachrinne eingraben. Sobald der Lappen verfault ist, ist auch die Warze fort.

Der einfache Mann achtete beim Kurieren auf die Gestirne; besonders der Mond spielte eine Rolle. (Neumond, ab- und zunehmender Mond.) Der Bauer führte das an Maul- und Klauenseuche leidende Vieh beim Mondenschein auf den Rasen. Er stach die Klauenritze aus dem Rasen und hängte sie in den Rauchfang.

---

95) Fehrle, Deutsche Feste und Volksbräuche (S. 52). Hier ist ein solcher Durchziehbaum abgebildet.

96) Frankenwarte Nr. 49, 1919, Hans Steigner und Aschaffenburgs Geschichtsblätter 1920 (Professor Morshäuser).

Bei zunehmendem Monde nahmen die Leiden ab. Während dieser Mondphase sollte man die Warze mit einer roten Schnecke bestreichen und dazu sprechen: Was ich seh (den Mond!) nimmt zu, was ich streiche (bzw. greife!) nehme ab!

Auch wer einen Kropf (dicken Hals!) hat, muss bei zunehmendem Mond die angeführten Worte sprechen.

P. Riedel schreibt in seinem Buche „Aberglaube und Zauberwahn im heutigen Deutschland: Alles, was wieder Zusammengehen muss, Heilungen, Wunden, Beinbruch, Abmagerung, das gehört in den Machtbereich des zunehmenden Mondes; alles, was zerstört werden muss, Abzesse, schleichende Krankheiten, Räude, das ist wirksam zu behandeln nur bei abnehmendem Monde.“ Also bei Auszehrung bzw. „Abnehmen“ soll durch Analogiezauber erzielt werden, dass der Patient zunimmt (wie der Mond zunimmt). Und der Abzeß, die schleichende Krankheit, sollen weichen, wie die Mondsichel ganz dahinschwindet. Aber so genau nahm es der naive Volks- Mediziner nicht.

Der Kropf, die Geschwulst kann auch abnehmen, während der Mond zunimmt. (Siehe die Heilmeinung: Was ich seh, nimmt zu, was ich greif, nehme ab.)

Es ist eben zu bedenken, dass sich die Leute des Ursprungs, der Wurzel ihres von den Vätern übernommenen Glaubens bzw. Handelns, nicht bewusst waren. Unsere Voreltern zu Tacitus Zeiten verehrten den Mond wie auch die anderen Himmelskörper. 97) Und seine Veränderungen (Phasen) stellte der Mensch in Beziehung mit sich, mit der Erde, mit deren Witterung. Der Mond hatte also Einfluss auf die Erde und deren Bewohner, auf Gedeihen der Pflanzen (Aussaat und dergl.), auf das Leben, auf die Gesundheit der Menschen. Der Volks- Mediziner der Urzeit hatte noch wenigstens einen Gedanken, wenn auch einen naiven, als er den Mond mit sich in Wechselbeziehung brachte. Die Überlieferung wischte gar oft jede Spur der einstigen Denkweise aus. Aber die Handlung, der Brauch blieb. Doch wurde er nicht selten, der früheren Denkart entgegengesetzt, „verkehrt“ geübt. Der Brauch wurde sozusagen auf den Kopf gestellt, es wurden Bruchstücke vermengt, die gar nicht zusammengehörten. Die Forschung hat daher mitunter ein außerordentlich schwieriges Suchfeld und geht mit großer Skepsis zu Werke. Bei den Brauchformeln, den Segenssprüchen und alten Heilpraktiken wird man sich hüten müssen, leichtlich Namen heidnischer Gottheiten herauszulesen bzw. die Wurzeln des Tuns in Urzeiten zurückführen zu wollen. Gedankenlose Überlieferung verschüttete, wie gesagt, jeglichen Zusammenhang und gebar kunterbunten Widersinn. Ich denke da just an den Text des Marienvolksliedes, das ehemals in meiner Heimat so gerne gesungen wurde. Es heißt:

1. Maria ging einst wallen  
Wollt alle Land ausgehn  
Wollt suchen ihren Sohn.
2. Sankt Petrus, hast du ihn nicht gesehen  
Meinen herzallerliebsten Sohn,  
Den ich nun hab verlorn.
3. Ja, ja, ich hab ihn schon gesehen  
Vor eines Juden Haus.  
Ganz blutig sah er aus.
4. Was trug er auf seinem Haupte?  
Eine dornenreiche Kron.  
Das Kreuz trug Jesus schon.
5. Das Kreuz muss Jesus tragen  
Von Jerusalem auf die Statt  
Wo er gelitten hat.

---

97) S. Walter Clemen, Deutscher Volksglaube u. Volksbrauch.

6. Maria sollst nicht weinen  
Sollst auch nicht traurig sein.  
Das Himmelreich ist dein.
7. Das Himmelreich ist über,  
Ist über Gut und Geld,  
Ist über die ganze Welt.

Bei der 5. Strophe sangen wir stets: Das Kreuz muss Jesus tragen von Jerusalem in die Stadt. Und mit denselben Worten ward das Lied in die selbst geschriebenen Singbüchlein eingetragen. In gleichem Wortlaut erhielt ich es März 1928 von einer Bauernfrau aus Eschau zugesandt; ich war neugierig gewesen, ob man auch dort den sinnstörenden Text gebrauchte. Als ich im Jahre 1911 begann, Volkslieder zu sammeln, erkannte ich natürlich den Widerspruch: „Von Jerusalem in die Stadt“ und dass es heißen müsse: „auf die Statt“, auf die Schädelstätte, auf Golgatha. Aber die Landsleute sangen das schöne Lied 98) einst im verstümmelten Wortlaut alle Wintertage und dachten weiter nicht darüber nach. So dachten sie sich in späteren Jahrhunderten auch bei den Bräuchen nichts mehr und bei der Handlungsweise bezüglich der überlieferten Volksmedizin erst recht nichts.

Es ist naheliegend, dass auch der Tod, den die Schauern des Geheimnisvollen umkreisen, ein Teilfeld des Heilaberglaubens eroberte. Man nehme 77 Körnlein Salz, begeben sich bei einem Begräbnis ungerufen an ein fließendes Wasser und werfe im Augenblick des Leichengeläutes das Salz rücklings stromaufwärts ins Wasser unter den Worten:

Hier säe ich diesen Samen  
In den 77erlei Gichtes Namen  
Dass mich das Gicht meide,  
Bis ich diesen Namen schneide 99)  
(im Namen der hl. Dreifaltigkeit).

Bei Geschwulst sagte das Volk: Sie nehme ab wie der Leichnam im Grab. Als besonders zaubermächtig hielt man in vergangenen Zeiten alle Überreste von gewaltsam Getöteten. Wer etwas von diesen erhaschen konnte, schätzte sich glücklich. Besonders das Blut des Hingerichteten ward als Talisman in allen Krankheiten und Gefahren geschätzt. Die Menschenmenge riss dem Getöteten die Kleider vom Leibe, um einen blutbespritzten Fetzen zu erlangen. Der Gedankengang des einfachen Volks war folgender: Blut ist Leben. Wer gutes Blut hat, besitzt Kraft. Blut eines gewaltsam zum Tode Beförderten ist kräftiger und lebenswärmer als das Blut eines Dahingesiechten. Und noch eins: Der Verbrecher hatte Macht, Gewalt, Mut angewendet. Ja, je größer und schrecklicher das Verbrechen war, desto mehr vertraute das Volk auf die Kraft der Reste von einem Hingerichteten. Denn dann war der Talisman ungleich wirksamer, kräftiger.

Noch im Jahre 1861 führten die Apotheker zu Hanau das Armesünderfett. (Wuttke, Deutscher Aberglaube § 190.) Die Neuzeit glaubt sich über den erwähnten Gedankengang erhaben. Und doch ist mancher Moderne nicht davon befreit. Ich erinnere nur an den Schal der berühmten Isadora Duncan. Er verwickelte sich in das Radgetriebe des Autos und Isadora Duncan ward durch den eigenen Schal erdrosselt. Der Schal wurde um 50.000 Franken angekauft, weil sich die Käuferin dachte, der Schal, welcher den Tod einer berühmten Person verschuldete, bringe ihr Glück bzw. auch Berühmtheit. Der Schal war zum Amulett geworden. Und als die Dame am anderen Tage einen hohen Spielgewinn machte, führte sie das auf den Schal der verunglückten Tänzerin zurück.

Der Großvater erzählte, dass sich die Leute bei der Hinrichtung des Mörders „Suffl“ von Großwallstadt geradezu unsinnig benommen hätten, damit sie irgend etwas von dem Getöteten in ihren Besitz brachten.

---

98) Die Melodie überließ ich K. J. Scheuring, der sich durch eine Volksliedersammlung großes Verdienst erwarb.

99) Bavaria, IV. Band.

Für ein bedeutsames Zaubermittel gegen Krankheit und andere Bedrohungen hielt der Spessarter – wie überhaupt das einfache Volk in verschiedenen Ländern –

S A T O R  
A R E P O  
T E N E T  
O P E R A  
R O T A S

die Satorzeichen; ein magisches Quadrat auf fünf Pentagrammen.

Die Buchstaben ergeben immer dasselbe, ob wir sie auf-, ab- und seitwärts zusammensetzen. Der Abergläubische trug die Buchstaben auf Zetteln geschrieben bei sich.

Bei Erwähnung der Satorgeheimzeichen heben in mir heimatliche Erinnerungen das Haupt. Bekam da die Mutter eines Tages einen Brief, einen sogenannten Kettenbrief. Er hatte folgenden Wortlaut:

### **Ein altes Gebet.**

Allmächtiger Gott, ich bitte dich der Menschheit zu sagen: Halte fern von uns alle Krankheit und alles Böse. Lass uns mit dir sein in alle Ewigkeit. Amen. Dieses Gebet wird uns zugesandt und soll in aller Welt verbreitet werden. Schreibt es ab und sendet es an alle Glaubensgenossen. Wer dieses schreibt soll von Allem Bösen befreit sein. Schreibt es ab in 4 Tagen an 9 Freunde, am 9. Tag tritt bei dem Versender große Freude ein. Brechet diese Kette nicht. Schreibt wieder ohne Namen.

Die Mutter schwankte, ob sie dem brieflichen Gebot Folge leisten solle. Es war eine kindlich gläubige, sehr religiöse Frau. Schließlich aber folgte sie dem Gebot der Vernunft und sandte den Kettenbrief nicht weiter. Nach mehreren Tagen langte schon wieder einer an. Dadurch sah sie bestätigt, dass diese Schreibung ein törichtes, portoverschwenderisches Spiel im Kreise war. Kettenbriefe fliegen noch heute durch die Welt und mit der Summe des verausgabten Portos könnte manchem Armen geholfen werden.

Noch eine andere Erinnerung aus dem Elternhaus kommt mir in den Sinn. Durchstöbere ich als Bub eine Schublade. Kommt mir ein Kügelchen aus Mattglas in die Hände, etwa doppelt so groß wie ein Schusser. Die Kugel war durchlocht und durchs Loch war ein weißes Band gezogen. Was geschah denn mit dem Zeug da? fragte ich den Vater. Ach, das gehört unter die alten Dummheiten! hieß die scherzhafte Antwort. Der Vater war nämlich als kleiner Junge augenleidend. Da musste er die Mattglas-Kugel auf der bloßen Brust tragen. Die Kugel sollte die Krankheit aus den Augen „herausziehen“.

### **Gegen Wunden aller Art.**

Arabischer Gummi, ungarisches Vitriol, der Scheitel von einem geköpften Menschen wurden in Pulver zerrieben und vermischt (1000 Gr.) Dieses Pulver streute man auf einen Leinenlappen, der mit Schweiß bzw. Blut der Wunde getränkt war. Dann musste man den bereits erwähnten Segen sprechen: Wunde, du sollst heilen im Namen der hl. 5 Wunden Jesu Christ. Du sollst nicht geschwellen und nicht geschwören, keinen Brand und keine Matere geben.

Der Lappen wird in einen Teller frisches Wasser gelegt. Der Sympathiekundige nannte diese Handlungsweise: Der Lappen wird angesetzt. Um 4 Uhr morgens musste man das Wasser wegschütten und frisches nachfüllen. War etwas Pulver weggeschwemmt worden, so streute der Quacksalber sogleich anderes hin. Denn, es war Fundamentaldingung, dass auf der gesamten, mit Schweiß oder Blut bestrichenen Fläche das Pulver lag. Sonst erfolgte keine Heilung. Täglich

wurde über den Lappen der Brauchsegen gesprochen. Das wäre dann gradeso gut als wenn sich der Kranke leiblich zugegen fände. Der Segensspruch bewirkte auch, dass der Patient keine Schmerzen hatte. Der Flecken bzw. Lappen „heilte“ 9 Tage. „Nässte“ dann die Wunde noch, so wurde ein frischer Lappen angesetzt und den alten gab man ins Feuer. Dieser Sympathiebrauch enthielt wie schon gesagt verschiedene Methoden bzw. Meinungen der abergläubischen Volksmethode: Beschwörung (Segen!) Die Übertragung der Krankheit vom Menschen auf den Lappen durch Blut, Eiter und dergl.; der Analogiegedanke wirkte mit und das Mysterium des Todes (Scheitel eines geköpften Menschen). Auf ganz absonderlichem Wege schritt die Volksheilkunde auch ferner, wenn sie mit Dreck kurierte. Vor nicht so langer Zeit wurde dieses Schriftchen im Buchhandel vertrieben.

Neu-vermehrte, heylsame  
Dreck-Apotheke,  
wie nemlich mit  
vielen verachteten Dingen

fast alle, ja auch die schwerste, giftigste Krankheiten und bezauberte Schäden von Haupt bis zu den Füßen, inn- und äußerlich, glücklich curiert worden.

Mit allerhand raren, sowohl nützlichen als ergötzlichen Historien und Anmerkungen, auch andern seinen Denkwürdigkeiten nochmals bewährt, nun zum viertenmahl um ein merkliches verbessert – –

Es ist unglaublich, was da alles gegen rottriefende Augen, gegen Gicht oder Lähmung, gegen Darm-, Wind- und Nabelbruch und andere Gebrechen empfohlen wird. Der Erfinder der kuriosen Arzneien ging von der wenig idealen Annahme aus, dass der Mensch von oben bis unten ein Schmutzkasten wäre und dass man einen „Dreckfresser“ mit Schmutz heilen müsste. 1928 lief nachstehende Gerichtsnotiz durch die Presse. „Kuhjauchentee“, aber kein Gesundheitstee! Der 26jährige Zapfer A. Hauschild verübte in Berlin eine hundsgemeine Schmutzerei. Er ließ sich kranke Leute kommen, Kenntnisse besaß er keine. Dann verschrieb er jedem einen Tee, und zwar einen selbstfabrizierten. Als dieser eines Tages untersucht wurde, stellte man fest, dass die Kräuter mit Kuhjauche gemischt waren. Für diese Schweinerei – das Gericht ließ die Entschuldigung, auf dem Lande werde noch viel mit Kuhmist kuriert, nicht gelten, – wurde der eigenartige Mediziner zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt.

Eine Kindheitserinnerung bestätigt, dass man auch im Spessart die „Dreckapotheke“ kannte. Als mein Bruder einen Ausschlag im Gesicht hatte („Dörn“ sagten die Landleute) wurde ihm von einer Nachbarsfrau geraten, Stallpuhl daraufzustreichen. Der ergötzliche, wohlgemeinte Rat wurde natürlich nicht beachtet. Die Anführung zweier Rezepte aus der schon benannten Schrift mag dem Leser genügen.

### **Liebestrank.**

Gieße von einer Pinte Brantwein den vierten Teil in ein großes Fayenceglas, lasse darin das Blut von einem Küchlein auströpfeln und rühre den Brantwein sorgfältig um, den Rest des Brantweins gieße man zu, rühre aber ohne Unterbrechung fort. Zu dieser Mischung thue zwei Drachmen gestoßenen Zimmt und ein halb Pfund klaren Kandelzucker, thue das Ganze in einen Krug von Sandstein, der mit Bast, geschmolzenem Kitt und Schweinsblase verstopft wird. Sodann vergrabe den Krug in Pferdedünger, wo du ihn 40 Tage lang stehen lässtest, aber alle drei Tage muss der obere Teil des Düngers, weil er kalt geworden, durch warmen ersetzt werden.

## **Gegen Schlangenbiß.**

Nimm Tauben- und Endtendrecks, jedes eine Untz, Gummi Galbani, Sagapeu, Opopanac, Teuffelsdreck, Myrrhen, Pfeffer, Schwefel, jedes 6. Quintlein, Mumien, 1 Loth, Wallwurtz, 3. Quintlein, Johanneskrautöhl, soviel dessen genug ist, mache daraus ein Pflaster.

Zum Schlusse des Kapitels Volksmedizin noch diese paar Heilanweisungen, welche einst in den Spessartgründen üblich waren.

## **Gegen offenes Bein.**

Die Asche der Mainmuschel wird mit der Asche aus 4 Stengeln vom Kraut der österlichen Zeit vermengt und auf das Bein gestreut. (Schollbrunn.)

## **Gegen Gicht.**

Für 2 Kreuzer repariertes (?) Wachholderöl, 2 Kr. Durchdringöl, 2 Kr. Ameisenspiritus, mit einer Taubenfeder über den Leib streichen und den Daumen fest auf den Nabel drücken.

3 Vaterunser beten.

## **Für die Rotlaufen.**

Nimm ein Stück Fuchslungen, näh es dem Menschen umwilz (Milz?) Sand in ein Stück Kleid, so wird er sein Lebtage von Rotlauf befreit sein. (Unsinnig verstümmelt; der Glaube an den Analogie-Zauber – Rotlauf, roter Fuchs – ist noch erkennbar.)

## **Gegen Fieber.**

„Ich aber nicht allein, Gott der Vater ist auch dabei, Gott der Vater nicht allein, sein liebes Söhnlein auch dabei, sein liebes Söhnlein nicht allein, Gott, der heilige Geist ist auch dabei, der Mann, der mir von 77 Fiebern helfen kann, das muss 3 mal geschehen vor Sonnenaufgang. (Von einer Bauernfrau so aufgeschrieben!)

Zum Blutstillen bindet man in Rück ein großes Geldstück auf die Ader.

Bei Gelbsucht darf man sich 8 Tage nicht waschen (Bischbrunn). Gegen Kopfweh steckt man in Faulbach ein Bündel Kornblumen unter das Kopfkissen, hat man Zahnweh, so geht man an den Dreimorgenstein (zwischen Gußhof und Faulbach), schlägt 3 Steinchen ab und bindet sie an die Backe 100).

## **Gegen Nabelbruch.**

Es wird ein Kerzchen angezündet und auf den Leib gestellt und darüber ein Achtel-Liter-Glas gestülpt. Das Gläschen saugt sich fest und bis das Gläschen von selbst abfällt, ist der Bruch geheilt.

## **Das dicke Euter einer Kuh**

streicht man von oben nach unten und spricht:

Ich nehme meine Kappe  
Und reib' damit die Wacke.

---

100) Mitteilung von Frau Herbert, Faulbach.

## **Nachwort**

Vor mehreren Jahren hatte Studienprofessor Kornel Schmitt, Würzburg, die Schaffung eines Spessartbuches angeregt und treffliche Richtlinien zur Erstellung des Stoffes gegeben, welcher sämtliche Gebiete der Volkskunde umfassen sollte. Leider kam das geplante Werk nicht zustande. Damals erbot ich mich, als Teilgebiet die Bearbeitung von Spessarter Sitten und Gebräuchen zu übernehmen. Mit Veröffentlichung dieser Schrift mag das Versprechen — freilich nicht restlos — in die Tat umgesetzt werden.

Zu Dank verpflichtet bin ich dem „Aschaffener Heimatverlag“, Wailandt'sche Druckerei A.-G., welcher durch wahrhaft großzügiges Entgegenkommen das Erscheinen des auf einen Bezirk begrenzten Buches ermöglichte.

D. V.

[Valentin Pfeifer]

Weitere Bücher von Valentin Pfeifer:

## Spessartmärchen

1., 2. und 3. Bändchen (Ministeriell empfohlen!)

Ein Presseurteil

**Jugendlust:** Nicht wahr, ihr Knaben und Mädchen, ihr lest alle gern Märchen? Die Märchen von Grimm und Andersen kennt ihr schon? Ei, so lasst euch mal die „Spessartmärchen“ von V. Pfeifer kaufen. Die erzählen euch vom „stummen Förstersbuben“ und vom „Tütfranzel“, vom „Tilltapp“, von den „Glückspilzen“ und „Schloss Mespelbrunn“. Und noch vieles andere. Das Buch wird euch sicher gefallen.

## „Aus grünem Heimatgrund“

(Vom bayerischen Ministerium zur Anschaffung für Schülerbüchereien empfohlen.)

Wie urteilt die Presse?

**Fr. deutsche Schule:** Nimm sein liebes Büchlein zur Hand, lies und gib's deinen Kindern, deinen Schülern. Dich „wird der Hauch lieber Erinnerung umwehen“, und deinen Kindern wird's zur hellen, herzigen Freude gedeihen. Und wer das hier geschrieben hat, bürgt für die Vortrefflichkeit des Büchleins und wünscht seinem Verfasser herzlich Glück. Karl Zimmermann.

## „Heldin Liebe“

(Aufgenommen in das Verzeichnis der Vereinigten deutschen Prüfungsausschüsse für Jugendschriften.)

Eine Pressestimme

**Beobachter am Main:** Ich las nicht gleich. Aber da ich anfing, konnte ich nicht mehr aufhören. Erst störten mich einige überpoetische, mir gesucht vorkommende Ausdrücke, Wortstellungen. Aber nach einigen Seiten hatte ich alles vergessen. Vor mir standen, lebten „Ein Vater“, „Die Mutter“, „Der Pfarrer von Sommerau“, „Der Reingeplackte“, „Anna und Maria“, „Hanneline“, vor mir stand die fränkische Heimat, das fränkische Herz mit seinem unaufdringlich tiefen Gemüt, mit seiner leuchtenden, wärmenden Sonne. Das ist Poesie, echte Poesie! Es ist schwer, von diesen feinen Bildern eines herauszugreifen und besonders zu betrachten. Vielleicht das von der Geschwisterliebe: Anna und Maria. Ein entzückendes Bildchen, mit hellen Augen gesehen, mit hingebendem Herzen gemalt. Dr. A. Sch.

Heimatverlag der

Wailandschen Druckerei AG.

Aschaffenburg, Luitpoldstraße 4 b

## Valentin – Pfeifer – Volksschule Eschau



### Grund- und Mittelschule Eschau

Das Richtfest wurde am 14. Oktober 1967 gefeiert, die Einweihung zu Beginn des Schuljahres 1968/69.  
Foto: Markt Eschau

# **Valentin Pfeifer**



**seine Herkunft,**

**SOMMERAU**

**seine Heimat, im**

**SPESSART**

## Prolog

Unsere jährlichen Besuche beim „Aschebäischer Unkel“, meistens zu Neujahr, sind mir noch in guter Erinnerung. Meine beiden jüngeren Brüder Heiner, Karl und ich, gingen mit unserer Mutter Johanna – Vater Emil war bereits im Januar 1954 – 40-jährig verstorben – auf große Fahrt. Beim Gasthaus „Zur Eisenbahn“, bei Emilie Schnall, an der Bahnhaltestelle – Eschau-Sommerau – lösten wir unsere Fahrkarten und fuhren mit dem „Spessart-Express“ zum Bahnhof „Oberburg-Elsensfeld“, dort mussten wir umsteigen in den Zug nach Aschaffenburg. Am Bahnhof – Aschaffenburg-Süd – hatten wir unser Fahrziel erreicht. Nun war es nicht mehr weit zur Wohnung von Großonkel Valentin und Tante Laura in der Dilsheimerstraße 1. Nachdem wir schon einige Male dort waren und uns auskannten, waren wir drei Buben nicht mehr zu halten und rannten zielstrebig voraus. Unsere Mutter konnte uns nicht so schnell folgen. So waren wir schon bei Onkel und Tante angekommen, bis sie es endlich auch geschafft hatte. Nach Kaffee/Tee und selbstgebackenem Kuchen, ging Onkel Valentin mit uns Buben zur nahegelegenen Kirchenruine des ehemaligen Beginenklosters im Landschaftsgarten Schöntal. Auf unserem Weg kamen wir auch am Gefängnis bei der Sandkirche vorbei. Wir spähten immer zu den vergitterten Fenstern, ob wir vielleicht einen der Insassen erblicken konnten. Nachdem wir mit Onkel Valentin noch die Weihnachtskrippe in der Sandkirche angeschaut hatten und wieder zurückgekehrt waren, gab es den sehr guten, von Tante Laura produzierten Saft und Plätzchen. Tante Laura konnte nicht schnell genug nachlegen, so fix hatten wir Buben den Teller abgeräumt.

Zu Neujahr 1959 schenkte uns Onkel Valentin sein Buch „Spessartmärchen“ in den Jahren danach „Das Wirtshaus zu Rohrbrunn“, und die „Spessart-Sagen“, natürlich mit Widmung.



Unsere Besuchszeit war immer knapp bemessen, da zu Hause auf unserem Bauernhof am Abend die Tiere zu versorgen waren. Und so fuhren wir beizeiten wieder mit der Bahn zurück nach Sommerau. Die große Reise in die Stadt war für uns Buben immer ein besonderes Erlebnis.

-----

Zur Grundsteinlegung an der neuen Sommerauer Volksschule, am 3. November 1957, war auch unser Großonkel Valentin eingeladen. Er war im Jahr zuvor zum – Ehrenbürger von Sommerau – ernannt worden.

Otto Pfeifer



Rechts von Pfarrer Peter Seubert ist Valentin Pfeifer, halb verdeckt, zu sehen. Der Ministrant rechts daneben ist Klaus Oberle. Die Ministranten mit dem Kreuz sind von links: Wolfgang Englert, Otto Pfeifer und Anton Weis



Onkel Valentin bei seiner Ansprache. Links im Hintergrund steht der Schulleiter Otto Bürger.

## Lebenslauf von Valentin Pfeifer



Valentin Eugen Pfeifer (\* 24. Juni 1886 in Sommerau; † 20. Juni 1964 in Aschaffenburg) war Lehrer, Volkskundler und Heimatschriftsteller. Er erforschte das Brauchtum und sammelte Märchen und Sagen aus dem Spessart.

Valentin kam als jüngstes von sieben Kindern des Landwirts Theodor Pfeifer (1850–1917) und seiner Ehefrau Eva Pfeifer geborene Pfeifer (1851–1920) in Sommerau im Spessart zur Welt.



Valentins Bruder Heinrich Pfeifer (1885–1950) übernahm das im Dorf Sommerau nach dem Vater benannte elterliche Hofgut, das sog. „Theodors“-Anwesen.



Nach der Volksschule in Sommerau besuchte Valentin die Präparandenschule in Lohr am Main, anschließend das Lehrerseminar in Würzburg. Mit 19 Jahren kam er 1904 als Junglehrer nach Faulbach und Michelbach, danach war er in Rück und Waldaschaff. Den größten Teil seines Lebens verbrachte er in Aschaffenburg, wo er ab 1909 viele Jahre als Lehrer in der im Krieg zerstörten Luitpoldschule und danach als Rektor der Volksschule in Aschaffenburg-Damm wirkte.

Neben seiner Schultätigkeit sammelte Pfeifer überlieferte Märchen und Sagen aus dem Spessart, die er neu formuliert veröffentlichte. Seine bekannteste Sammlung *Spessart-Sagen* erreichte zwischen 1948 und 2007 siebzehn Auflagen. Um 1920 griff er bei den *Spessart-Märchen* vor allem auf die Erinnerung seiner Mutter zurück, die jedoch oft Parallelen zu der Sammlung der Brüder Grimm enthielt und daher nicht veröffentlicht wurden. Weitere Quellen waren die erinnerten Erzählungen seines ebenfalls in Sommerau lebenden Großvaters. Noch in den 1950er Jahren machte Pfeifer im Elsavatal eine Bäuerin ausfindig, die ihm über 150 Märchen, Sagen, Schwänke und andere Volksgeschichten mitteilen konnte.

In seinem Buch *Spessart-Volk* von 1929, berichtet er nicht nur über die Sitten und Bräuche im Spessart, auch der Aberglaube, der in der Volksmedizin sehr verbreitet war, findet hier seinen Platz. Er lieferte viele Beiträge im Rundfunk, in der Tagespresse und in der Kulturzeitschrift *Spessart*.

Valentin war verheiratet (oo 1910) mit Laura geborene Schwarz (1883–1966), der Tochter des Rücker Hauptlehrers Josef Schwarz (1858–1941) und Berta Schwarz geborene Bernard (1858–1915) die aus Streit stammte. Aus der Ehe gingen zwei Kinder hervor: Tochter Helma (1911–1968) und Sohn Bruno (1928–2013).



Nachdem sein Haus in Aschaffenburg, Hanauer Str. 14, bei einem Fliegerangriff im Oktober 1944 zerstört wurde, lebten Valentin und seine Frau Laura vom 25. Oktober 1944 bis 16. Juni 1951 in Sommerau, danach wieder in Aschaffenburg (Cornelienstraße / Dilsheimerstraße 1).

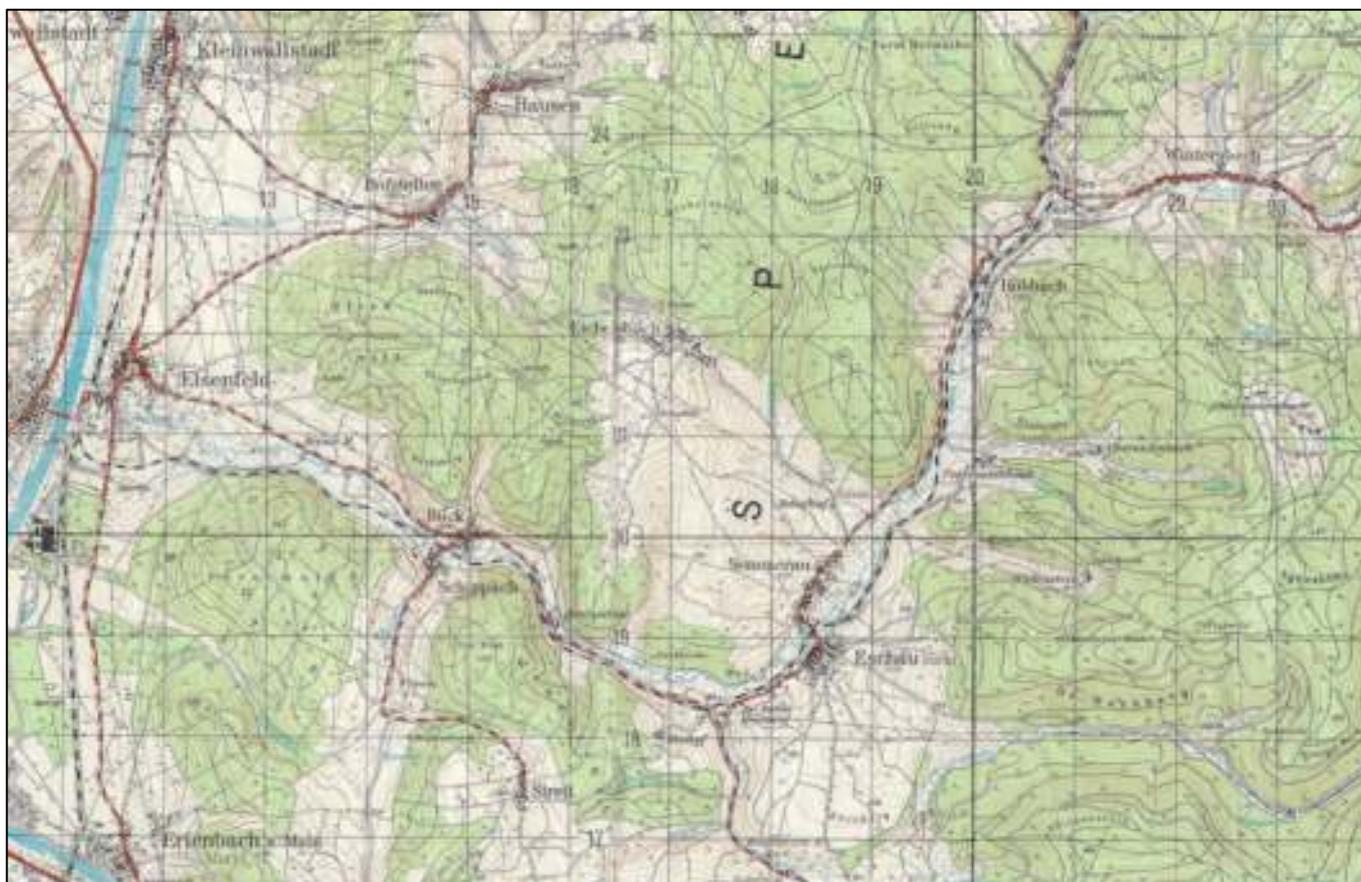
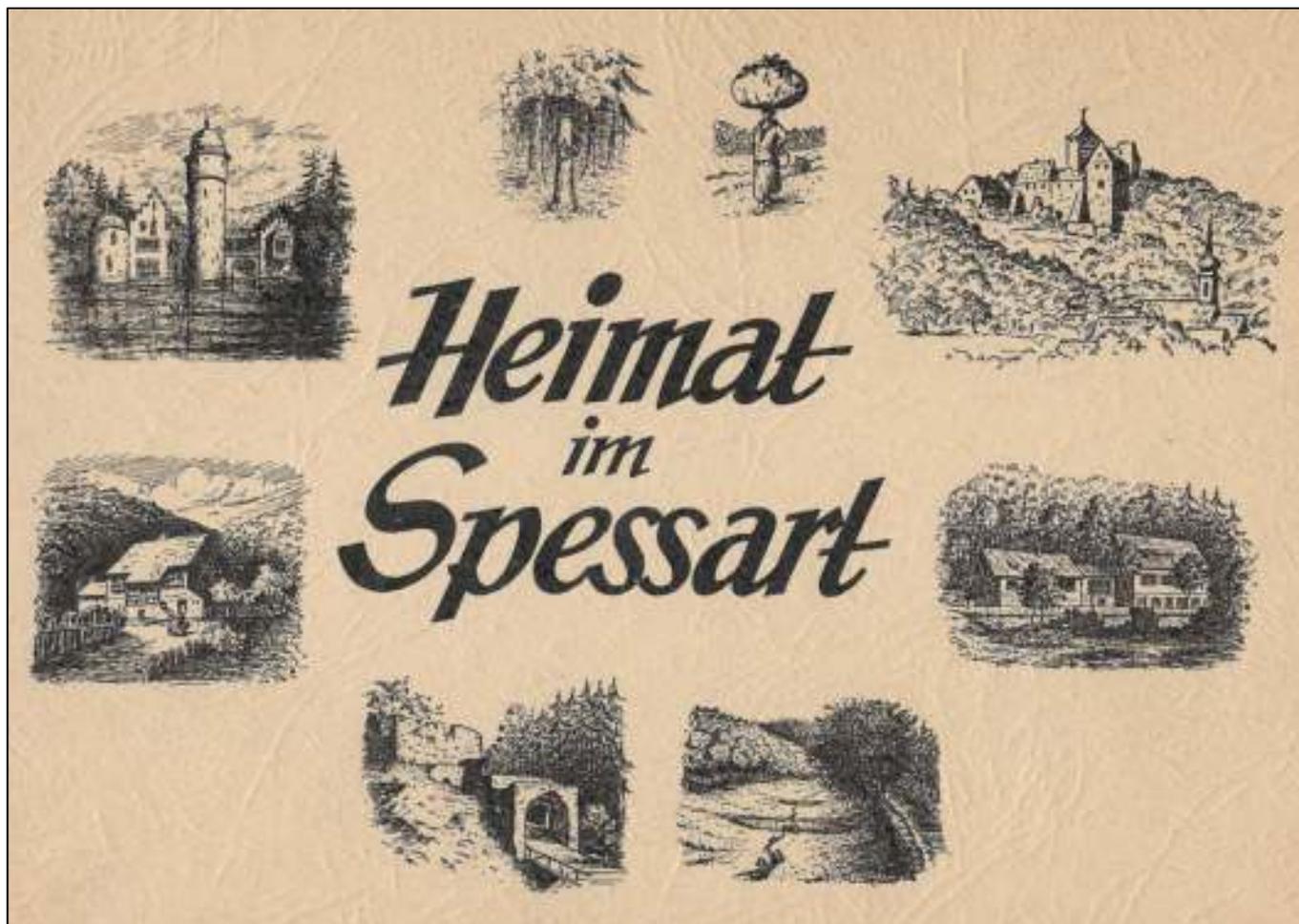
Im Dezember 1919 war Valentin Pfeifer Mitbegründer des *Turnverein Sommerau*.

1956 wurde er Ehrenbürger der damals selbstständigen Heimatgemeinde Sommerau. Eine Straße in Sommerau erinnert an ihn und die Volksschule in Eschau trägt seinen Namen.

Die Stadt Aschaffenburg ehrte ihn durch eine Straßenbenennung im Stadtteil Damm.

Valentin und Laura Pfeifer sind auf dem Waldfriedhof in Aschaffenburg in einem Ehrengrab bestattet (Gräberfeld C-10).

Otto Pfeifer



Topographische Karte – Bearbeitungsstand um 1950

# Der Spessart



Das Elsavatal von Mespelbrunn-Hessenthal bis Elsenveld, gegenüber der alten Kreisstadt Obernburg a. Main, um 1970. Die Elsa – von der Quelle bei Hessenthal, bis zur Mündung in den Main in Elsenveld. Zwischen der Quelle und der Mündung liegen u.a. die Ortschaften Hobbach, Sommerau und Eschau. – Ergänzende Fotos: Otto Pfeifer

## Lebensstationen von Valentin Pfeifer



Sommerau im Spessart um 1960



Blick vom Sommerauer Schlosspark über Pfarrhaus und „Löwen“ zur Alten Pfarrkirche.  
Foto um 1955



**Sommerau** – Neue Kirche St. Laurentius und die alte Volksschule; davor das Anwesen „Staffelfrieß“. Foto um 1960



Sommerau um 1950

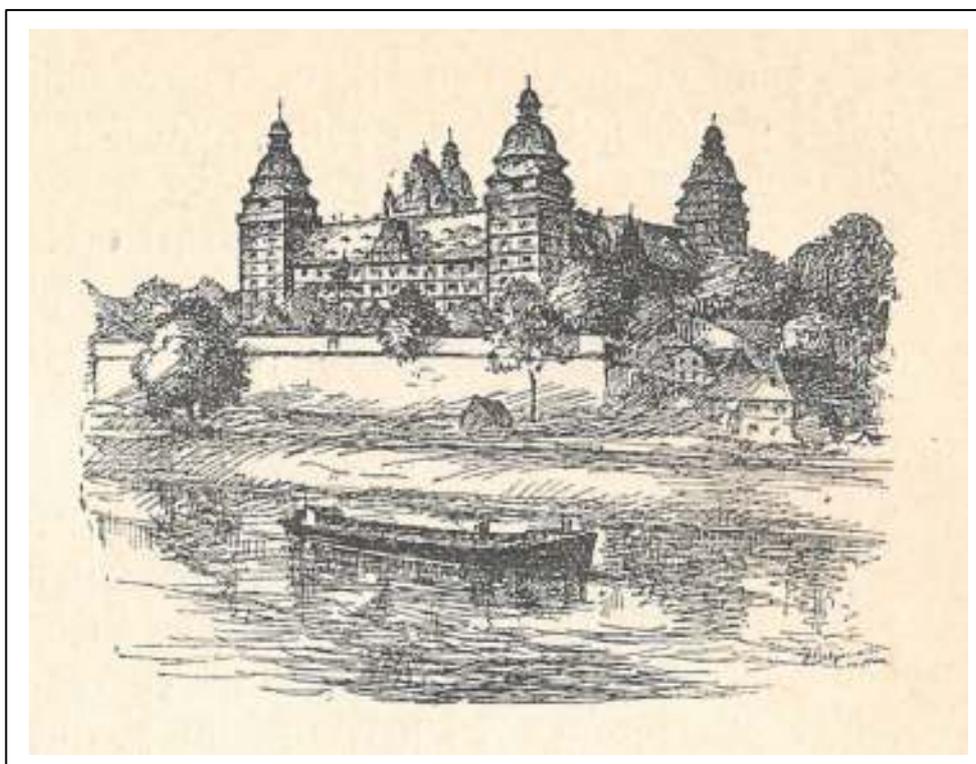


Schloß und Forstamt im Jahr 1825

### **Lohr a. Main**

Aus der Festschrift zur 600-Jahrfeier der Stadt Lohr a. Main von 1936.

**In Lohr besuchte Valentin Pfeifer die Präparandenschule.**



### **Aschaffenburg - Schloss Johannisburg**

Alois Bergmann-Franken

**In Aschaffenburg verbrachte Valentin Pfeifer den größten Teil seines Lebens.**



Valentin Pfeifer, 22 Jahre alt, 1908 als Junglehrer in Rück.  
In Rück lernte er seine Frau Laura kennen, Tochter des Rücker Lehrers Josef Schwarz und seiner Frau Berta.



Familie Valentin und Laura Pfeifer geborene Schwarz, mit den Kindern Helma und Bruno. Foto 1932

**Die folgende Titelgeschichte im Wochenend-Magazin im Main-Echo von Gisela Umenhof; sie stammt aus Aschaffenburg und lebt in Grasse/Südfrankreich. (12/2005)**

### **„Spessartmärchen“**

Weihnachtsabende in der Nachkriegszeit: Unsere Geschenke warteten, wunderschön verpackt, unterm Christbaum. Wir Kinder konnten uns nicht satt sehen an den bunten Kugeln, dem Lichterglanz, dem festlich arrangierten Raum. Aber ein wenig war ich doch enttäuscht: Wieder kein Buch! Einmal bekam ich es dann doch, nicht am Abend, sondern schon am frühen Nachmittag. Wir wohnten damals in der Aschaffener Corneliensstraße in einem Block des Brunowerks. Das Treppenhaus roch im Winter immer nach Kohl. Die Nachbarn waren freundlich. Man half einander. Vor dem Haus stand immer wieder einmal ein Übertragungswagen des Hessischen Rundfunks. Wir waren neugierig. Mutter hatte uns erklärt, dass die Rundfunkleute zu einem Nachbarn kämen, der öfter im Radio Geschichten erzähle.

Er hieß Valentin Pfeifer und war Volksschullehrer. An jedem 24. Dezember kam er herauf und brachte uns eine Tüte mit Äpfeln, Nüssen, Schokolade und Plätzchen. Und er lobte uns, auch wenn Mutter uns zu wenig fleißig fand. Damit fing Weihnachten an. Eines Tages aber brachte er noch etwas mit: Ein Buch, auf dem sein Name stand: „Spessartmärchen, gesammelt von Valentin Pfeifer“. Er war ein kleiner, beweglicher und schmaler Mann mit schon weißen Haaren und freundlichen Augen. In seiner kleinen Zwei-Zimmer-Wohnung hatte ich bei meinen seltenen Besuchen immer die Wände voller Bücher bewundert, während ich den von seiner Frau ausgeschenkten Himbeersaft trank. Seit meinem fünften Lebensjahr, als Schwester Iso von der Herz-Jesu-Pfarrei meiner Schwester und mir erlaubt hatte, kostenlos Bücher in der Pfarrbibliothek zu entleihen, war ich eine Leseratte, die sich, um so ungestörter lesen zu können, auf der Toilette einschloss. Zunächst waren es Bilderbücher, dann solche mit immer mehr Text, den ich zu entziffern suchte. Und nun, schon „groß“, bekam ich ein ganzes Buch für mich allein. Märchen, wie sie Herrn Pfeifers Mutter des Abends oft erzählt hatte, damals, als es im Spessart noch kein elektrisches Licht gab, keine Autos, kein Fernsehgerät. Märchen, in denen die Weisheiten, Lebensweisheiten, Hoffnungen und das harte Leben der Spessarter von alters her aufgehoben waren. Ich verschlang sie. Wenn ich sie heute wieder lese, bringen sie mir den Duft der Spessartäpfel zurück, den ich viel später bei einem Besuch auf dem Aschaffener Markt in die Nase bekam. Ohne zu wissen, woher er stammte, folgte ich ihm und fand mich vor einem Stand mit alten Apfelsorten wieder. Ich kaufte einige Kilo und löste bei meinem Rückflug nach Nizza am Frankfurter Flughafen lautes Gelächter aus, als man sie beim Durchleuchten meiner Koffer entdeckte. Aber zurück zu „meinem“ Buch. Es war das schönste Geschenk, das ich bekommen habe, das erste Buch von Tausenden, die ich heute besitze. Und immer wenn ich es aufschlage, leuchtet das „Licht der Kindheit“ auf, das der Verfasser im Vorwort heraufbeschwört. Es macht mir das moderne Leben heimelig. Mit seiner von vielen Jüngeren vielleicht als „altmodisch“ abgelehnten Ausdrucksweise führt es mich in eine Welt, in welcher die Menschen noch Zeit hatten. Und als meine Tante die „Spessartmärchen“ in einer Buchhandlung der neuen Bundesländer entdeckte und mit leuchtenden Augen davon erzählte, meine Mutter das Buch daraufhin sofort haben wollte, schenkte ich es ihr im vergangenen Jahr zum Weihnachtsfest.

-----

Zur Weihnachtsgeschichte „Spessartmärchen“, von Gisela Umenhof, bekam ich eine Rückmeldung (12/2017) von Valentin Pfeifers Enkelin Isolde aus Wesseling; sie schreibt:

*An die Wohnung in der Corneliensstraße erinnere ich mich noch gut. Die Oberrealschule, die ich besucht habe, war ganz in der Nähe. Einmal in der Woche ging ich nach der Schule dahin. Meine Großmutter war eine ganz liebe Frau, meinen Großvater empfand ich als Autorität. Sie sprach ihn immer mit „Vater“ an. Einmal hat auf mein Klingeln nicht gleich jemand geöffnet. Daraus wollte ich schließen, es sei niemand da, und ich ging weg. Da war dann was los!*

VALENTIN PFEIFER:

## Am Spessarter Sagen- und Märchenborn

Früher, als es in unserer Gegend noch keine Kleiderfabrik gab und erst recht keine Glanzstoff-Fabrik, war die Armut dem Spessarter zeitlebens Weggenosin. In der materiellen Dürftigkeit aber wohnte ein seltener Reichtum an altüberliefertem geistigem Volksgut. Es bleibt ein Verdienst der Heimatforscher Adalbert Herrlein und Johann Schöber, daß sie den üppigen Spessarter Sagenkranz geflochten und der Öffentlichkeit geschenkt haben; und mir war es eine Freude, auch noch eine stattliche Anzahl erkundeter Geschichten hinzufügen und das Sagenbuch neu herausgeben zu können.

Doch auch ein reicher Born wertvoller Volksmärchen sprudelte in unserem Waldgebirge. Davon wußte man bisher nur wenig. Man kennt die unübertreffliche Grimmsche Märchensammlung, das Märchenbuch von Boeckstein und weiß von ober- und niederdeutschen Märchenfunden; der Spessarter Märchenquell aber blieb bis in die neueste Zeit für weitere Kreise gleichsam unentdeckt. Weshalb nun vermochte der Spessart seinen großen Erzählschatz an Sagen, Märchen und anderen Volksstücklein bis in unsere Tage herauf zu bewahren? Darf uns das wundernehmen? Hier die Antwort: Die Bewohner des Spessarts waren vor etwa vier Jahrzehnten noch ziemlich abgeschlossen vom Weltgetriebe. Die Leute in den dämmerigen Gründen, in der Stille der Waldeinsamkeit mußten folgerichtig alte Überlieferungen, alten Volksglauben länger hegen und bergen als Menschen in der Nähe von Fabriksirenen bzw. im Strudel, im Hasten und Jagen städtischen Treibens. Dem einfachen, abseits lebenden Spessarter erschienen in seinem kindlichen Denken zum Beispiel die unerschöpflichen Quellen und Brunnen als etwas Geheimnisvolles, Unfaßbares. Nach seiner Meinung mußte ein höheres Wesen, ein Geist, darinnen wohnen, ob Nixe oder Fee, ob Wasserweib oder Wassermann.

Druck und Verlag: „Main-Echo“, Kirsch & Co. GmbH., Aschaffenburg. — Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Bernd Opel, Aschaffenburg; für Anzeigen: Helmut v. d. Heydt.

Nun ist der Spessart wegen seiner ausgedehnten Wälder, die ja doch die Niederschläge binden, reich an Brunnen und Quellen, und sehr zahlreich sind daher im Spessart die Quellsagen und die Brunnenmärchen. Ursprünglich glaubte der Mensch an die allbelebte Natur. Dieser Glaube ließ jeden Baum und Strauch beseelen, schuf aber auch einen Vegetations-, d. h. einen Wachstumsgeist als Gattungswesen, das im Herbst starb und im Frühjahr wieder erwachte. Wo nun der Mensch am längsten seine Naivität bewahrte, da behauptete sich auch alter Volksglaube am ächtesten. Da liefen die Märchenmotive, diese Kernstücke alten Volksdenkens, die Jahrhunderte mit herauf, bildeten Grund- und Bausteine sowie Umformungsmittel für Sagen und Märchen. Wie bemerkt, besaß nach ehemaliger Volksmeinung jeder Baum seinen Wachstumsgeist, aber auch das Waldrevier und der Spessartwald in seiner Gesamtheit besaß einen Schutzgeist, und dieser befand sich in unserem Heimatgebirge doch ganz selbstverständlich in einer Eiche, nachdem diese Baumart einig den Hauptbestand des Spessarter Waldes bildete. Also finden wir bei den Spessartmärchen ein Wunderwesen in der Eiche wohnend. Es spendet den Menschenkindern wunderkräftige Eicheln, welche — wohlbeachtet — ihre Zaubermacht nur dann zeigen, wenn man sie in einen früher als heilig verehrten Brunnen wirft.

Es gibt Spessartsagen und Spessartmärchen. Die Unterschiede zwischen Märchen und Sage sind weniger in ihrem Ursprung zu finden als in ihrer Entwicklung. Beiden Arten von Volksgeschichten kann derselbe Glaubenszug zugrunde liegen. Allein im allgemeinen ist die Sage einfacher, strenger und kürzer, während das Märchen eine längere und lieblichere Volksdichtung darstellt.

Wie entstand wohl die Spessartsage? Trat da ein biederer Spessartbauer in mittlernächtigen Dunkel den Heimweg an; vielleicht hatte er vom billigen Branntwein, sagen wir es rundweg heraus, vom Kartoffelschnaps, das Viertelchen zu zehn Pfennig, zu viel getrunken! Und in solcher Verfassung nun erblickte der einfache, naive Mann phosphoreszierendes, faulendes

Fortsetzung unten

Holz, das in der Finsternis leuchtete, oder er sah Glühwürmchen in der lauen Sommernacht. Oder auch Leuchtgase entstiegen den sumpfigen Spessartgründen — gleich waren es dann irrlichternde Geister oder gar feurige Drachen. Und wenn die Nebel, an denen es in einem Waldgebirge wie im Spessart nicht mangelt, über Berg und Tal lagerten, und wenn sich Nebelfetzen über die Waldwiese schlichen und schlangelten und der Mond noch seinen Schein dazwischengab, dann zauberte die Phantasie dem naiven Spessartsinn die Gestalten von Elfen, Geistern und Kobolden vor. Unheimlich rauschten Novembersturm und Winterwind über und durch das Gewirr der weiten Wälder, über Höhen und Gründe hin. Ist's da absonderlich, wenn nach einstiger Spessarter Volksmeinung der „Wilde Jäger“ seine Bahn nahm von Großwallstadt am Main über die Hofstettener Gemarkung, über Wildenstein und Wildensee bis nach Prozelten und hier wieder über den Main! Oder aber wenn des Spessarters Einbildungskraft das

„Elfenrössel“ durchs Eisavatal jagen läßt! Die glühenden Augen der Katze, der Schrei des Steinkauzes, ein Baumstumpf: all dies wirkte sagenbildend bei naiven Leuten, wie es doch einst die von den Weltstraßen abgeschnittenen Bewohner des Spessarts waren.

Die Heimatforscher machen bei ihrer Sammeltätigkeit immer wieder die Feststellung, daß gewöhnlich nur einzelne Personen die Träger, Hüter und Weitervermittler der überkommenen Erzählschatzes sind. Ähnliches berichteten ja auch die Gebrüder Grimm, denen eine Bäuerin aus Niederzwehren bei Kassel die meisten Märchen des zweiten Bandes überlieferte. So hat sich auch eine Spessarter Bauersfrau im Eisavatal als Hegerin bedeutsamen alten Volksgutes erwiesen. Sie konnte mir noch mindestens 150 Märchen, Sagen, Schwänke und andere Volksgeschichten mitteilen. Von diesen sind nun die meisten aufgezeichnet und harren des Weges in die Öffentlichkeit.

## Geburtstagskind Valentin Pfeifer:

# Was mir aus 70 Jahren noch so denkt

Am Sonntag hat Rektor i. R. Valentin Pfeifer 70. Geburtstag. In Sommerau auf dem Gut seines Vaters wurde er 1886 als Jüngster von sieben Kindern geboren, kam mit fünf Jahren zur Schule und wollte Lehrer werden. So besuchte er die Präparandenschule in Lohr und das Lehrerseminar in Würzburg, kam als Junglehrer 1904 zuerst in das Steinhauerdorf Faulbach, wo er allein 96 Schulkinder hatte, dann nach Michelbach in den Kahlgrund, nach Rück bei Obernburg, später nach Waldaschaff und endlich 1909 nach Aschaffenburg, wo er in Damm und an der Luitpoldschule lehrte und 1940 Rektor an der Dämmer Schule wurde. Seine Lebensgefährtin hat er sich in Rück geholt. Sein Sohn ist Präfekt am Jesuitenkolleg in St. Blasien. Seine beiden Töchtertöchter studieren bereits. Seine Bücher, worin er den Märchen- und Sagenschatz des Spessarts, dem seine ganze Liebe gehört, aufgespeichert hat, sind weitverbreitet und einzelnes daraus in die Schullesebücher aufgenommen worden.

✱

Mit seiner leisen, lebhaften Stimme plaudert er aus seinen Erinnerungen zuweilen mit halbgeschlossenen Augen in sich hineinschauend und dann plötzlich leicht auflachend: „Ach ja, das denkt mir auch noch . . .“ — . . . daß es in meinem Dorf noch um 1890 eine offene Feuerstelle gab, mit einem Rauchabzug oben darüber in den Kamin. Auch die Spinnstuben hab' ich noch gekannt, wo Frauen und Mädchen alle Abende abwechselnd reihum zusammenkamen. Als Junge hab' ich oft den Frauen auf der Wiese beim Flachsbrechen zugesehen und beim Rosten in einer Grube. Wenn bei uns Spinnstube war, hat meine Mutter in den Rastpausen erzählt. Etwa 200 Märchen und Sagen aus ihrem Schatz, den sie von ihrem Vater übernommen hatte, hab' ich später aufgeschrieben. Denn mein Großvater, der alte Pfeifer, war der Ortserzähler.

Als ich verheiratet war,

hat mir meine Mutter — das hat mich immer so tief gerührt — noch einen ganzen Ballen Leinwand als Gabe gebracht. Mein Vater hat den Flachs gebaut, die Mutter hat ihn gehechelt und gesponnen, und ich hab' auf der Bleiche das Leinen selber mit gegossen. Aus dem letzten Rest davon hab' ich mir in der Notzeit nach dem ersten Weltkrieg eine Joppe machen lassen. Die trag' ich noch. Dem Schneider, der damals zum Trachtenverein gehörte, hab' ich dafür das Bandhäubchen von meiner Mutter vermachte, da hat er mir die Joppe gemacht.“ Das Bandhäubchen ist der Mittelpunkt in einem seiner Märchen. Auch die Flachsheckel spielt eine Rolle, die dem armen Mann von seiner Frau auf den Buckel gewünscht wird. „Da ist die Mutter krummbucklig in der Stube herumgelaufen und hat uns Kindern vorgebracht, wie das aussieht, wenn einer immer mit der Flachsheckel auf dem Rücken laufen muß.“

„Unser Dorf war heidnisch.“

Vielleicht gerade darum hielt sich dort noch Aberglauben aus vorchristlicher Zeit. Meine Mutter hat mich noch ‚gebraucht‘, wenn mein Auge entzündet war. Die Beschwörungsformel hieß da: Schußblase, geh' aus dem Auge, vom Auge in das Fleisch, vom Fleisch in die Adern, von den Adern in die Haut, von der Haut in den wilden Wald, wo du Mensch und Vieh nicht mehr schaden kannst! Das geht auf frühere Beschwörungsformeln der alten Germanen zurück, weil man sich die Krankheit als einen Dämon dachte, den man vertreiben mußte. Aber wenn die Entzündung nicht wegging, gingen wir zur Ammebas. Die hat mir die Hand aufs Auge gehalten, ein Kreuz gemacht und einen Segen gesprochen. Dann hat sie noch in mein Auge hineingehaut. Viele solche Segen habe ich gesammelt. Man sieht darin deutlich, wie das christliche Moment unwissentlich mißbraucht worden ist.“

„Wir haben zu unseren Eltern

noch Ihr gesagt. Manchmal hat mich die Mutter hinunter an den Bach geschickt, fließendes Wasser schöpfen. Aber schöpf' abwärts, sagte sie, und sich zu, daß du unterufen heimkommst! Und ich hab' mich dann außenherumgeschlichen, daß mich niemand anrufen konnte, hab' aber nie gewagt zu fragen, wozu sie das Wasser brauchte. An Neujahr, als ich noch klein war, nahm mich die Mutter abends in ihr Bett: Heut schlafst du herein zu mir, hat sie gesagt, damit du mir morgen früh gleich zuerst Neujahr anwünschst! Denn wenn einem ein weibliches Wesen als erstes Neujahr wünschte, brachte das kein Glück. Drum wünschte sie auch selber dem Vater nicht zuerst Neujahr, sondern um 12 Uhr wurde ich wachgerüttelt mitten in der Nacht und habe beiden Eltern Neujahr gewünscht, und dann erst wünschte es die Mutter auch dem Vater an.“

„Auf Ostern wurden alle Eier,

die von den Hühnern am Gründonnerstag gelegt waren, für den Sonntag aufgehoben. Dann aß jeder eins, und wenn es nicht genug waren, wurden sie geteilt. Denn das Gründonnerstags-Ei galt als Heil-Ei, damit man sich im kommenden Jahr nicht verhebt. Meine Mutter hielt an all diesen Bräuchen noch fest, auch wenn wir lachten und mein Vater dazu lächelte; er hat sie aber gehen lassen, auch wenn sie in den zwölf Nächten mit einem Löffel und Wacholder und Kohl-

chen drin durch Haus und Ställe ging, selber ängstlich und bißchen beschämt vor uns und betulich meinte: Da wird die Luft auch besser.“

✱

Diesem uralten Brauchtum, dessen ursprünglicher Sinn oft längst verloren ist, war Valentin Pfeifer zeitlebens auf der Spur. Auch Schnacken und Schnurren hat er ungezählte gesammelt. Bei jeder Versetzung als Lehrer bat er die Regierung, im Spessart bleiben zu dürfen. Das wurde ihm gewährt. So gewann er überall Einblick und kümmerte sich vor allem um die aussterbenden Berufe: Köhler, Daubholzmaker, Faßbinder, Besenbinder und Holzfuhrlente und alle, die im und vom Wald leben. Mögen ihm noch viele Jahre in Gesundheit beschert sein.



Valentins Eltern  
Eva und Theodor Pfeifer  
in Sommerau



Stadthäuser im Jugendstil

Haus v. Valentin Pfeifer  
in Aschaffenburg,  
Hanauer Straße 14



Valentin und Laura  
Pfeifer mit Tochter Helma  
und Sohn Bruno.  
Foto 9/1949



Nach langjähriger Tätigkeit an der Luitpoldschule in Aschaffenburg war Valentin Pfeifer Lehrer und Rektor in AB/Damm. – Aus dem Buch – „DÄMMER LEBEN – DÄMMER LEUT“ – von Martin Kempf.

Valentins Kollege Julius Maria Becker, illustrierte sein erstes Büchlein von 1913 „Was Mutter erzählte“



Erstkommunion um 1939 in Aschaffenburg-Damm – Pfarrei St. Josef, mit Pfarrer Dr. Karl Pfeifer (1892–1944) – ein Vetter von Valentin Pfeifer, (er stammte ebenfalls aus Sommerau) und Kaplan Bruno Saal.

Foto: Fotoatelier K. Alfen, Aschaffenburg.

Valentin Pfeifer stand mit seinem Vetter Karl Pfeifer in einem regen Austausch. Karl Pfeifer starb bei der Bombardierung von Aschaffenburg im Oktober 1944 an einem Herzschlag.

## Mein erster Schultag

Wenn überall man kann Kinder sehen,  
Zum ersten Mal zur Schule gehen,  
Dann schaue ich mit trübem Blick  
Auf diesen meinen Tag vor 79 Jahren zurück.

Es war der tränenreichste in meinem Leben,  
Man staunt, kann es denn so was geben.  
Als ich auf unsrer Mainbrücke stand  
Und meinen Heimweg nicht mehr fand.

Die Mutter führte mich von der Würzburger Straße zum  
Luitpoldschulhaus.  
Hier kannte ich mich gar nicht aus.  
Ich war zu meinem Nutz' und Frommen  
Nur bis in die Sandkirche mitgenommen.

Mein Gebiet waren Wald und Feld,  
Zu denen der Kasernenhof sich gesellt,  
Als man die große Wiese uns nahm  
Und die Jägerkaserne darauf kam.

Ich ward abgestellt am Schulhaustor.  
Die Mutter sagte: „Nun sieh Dich vor,  
Daß, wenn die Sache hier ist aus,  
Du findest wieder allein nach Haus“.

Im Schulzimmer herrschte reges Leben  
Und als wir später freigegeben,  
Folgte ich, da niemand mit mir sprach,  
einer kleinen Gruppe nach,  
Die eng aneinander hing  
Und de Landing hinunterging.

Hier wäre ich noch zurecht gekommen,  
Hätte ich die Wendung nach links genommen.  
So aber lief ich: Welch ein Graus,  
Schnurstracks allein den Dalberg nauf.

Ängstlich betrat ich dann die Brücke  
Und sah das große Wasser durch die Lücke.  
Da wurde mir natürlich klar,  
Daß ich verkehrt gegangen war.

Was mich jedoch am meisten quälte,  
War, weil mein Vater mir oft erzählte,  
Wie er als junger Mann vor Jahren  
Auf einem solchen Wasser nach Amerika sei gefahren.

Ich fürchtete, ich müßte jetzt auch in dies „gelobte Land“;  
Da ich den Heimweg nicht mehr fand. —  
Nun begann ich bitterlich zu weinen:  
Nie wieder zu sehen all die Meinen,  
Die Spielplätze blieben leer,  
Denn ich käme ja nicht mehr her.  
Wer würde für meine Küken Sorge tragen,  
Die krank in meinen Puppenbetten lagen?

Bei jedem einzelnen Gedanken,  
Brachte mich ein neuer Tränenstrom ins Wanken.

Der Verkehr auf der Mainbrücke war sehr flau.  
Ich erinnere mich noch ganz genau.  
Ein Bierführer sprang von seinem Sitz,  
Kam auf mich zu als wie ein Blitz.  
Fragt mich „Oh, Kind, warum weinst Du denn so sehr,  
Du findest wohl Deinen Weg nicht mehr?“



Am Löhergraben mit Blick zur Alten Mainbrücke.

Mein Vater hatte mir gesagt:  
„Wenn mal ein fremder Mann Dich fragt,  
Sollte ich ihm keine Antwort geben!“  
Und daran dachte ich eben,  
Ich blieb stumm.  
Der Hilfsbereite — er kehrte um.

Gebeugt vor Kummer, Angst und Schmerz  
brach mir fast mein einsam Herz. —  
Es war ein glutheißer Tag,  
Erschöpft ich auf der Mainbrücke lag.  
Die gute Frau vom Akzishäuschen auf der Brück',  
Sah durch ihr Küchenfenster mein Mißgeschick.

In ihrer Schürze eilte sie herbei,  
Machte mich von meinem Ranzen frei,  
Wusch das tränenverschmierte Gesicht mir ab  
Und führte mich dann über den Dalberg hinab.

Als wir durch die Sandgasse gehen,  
Konnte ich die Sandkirche sehen,  
Die Tränen kamen mir vor lauter Glück,  
Vergessen war, was lag zurück. —  
Ich dankte der Frau und wollte weg:  
„Jetzt kenne ich ja wieder meinen Weg!“

Sie aber wich nicht von meiner Seiten,  
Um mich nach Hause zu begleiten.

Mein Vater händeringend auf der Würzburger Straße stand,  
Stürzte, als er mich erkannt  
Im schnellen Laufe auf uns zu:  
„Ach Gott, oh Kind, wo bleibst denn Du?“  
Er wollte doch die Frau belohnen,  
Ihr ein paar Flaschen Wein im Keller holen.  
Beim Weiterhasten fragte er sie nur:  
„Wie kamen Sie auf unsere Spur?“  
Sie lachte: „Ich hab's halt an der Art erkannt“  
Und war schnell davon gerannt.

Elisabeth Pfeifer  
8750 Aschaffenburg, Frohsinnstraße 15 - 17

Elisabeth Pfeifer (1890–1978) war Handelslehrerin in Aschaffenburg. Ihre Eltern Eugen und Katharina Pfeifer hatten in der Würzburger Straße ein landwirtschaftliches Gut. Elisabeths Erinnerungen reichen 79 Jahre zurück.

Im Mai 2011 stellten die Großneffen von Valentin Pfeifer (1886–1964), Otto Pfeifer aus Sommerau und Bruno Geißel aus Aschaffenburg, einen Antrag bei der Stadt Aschaffenburg, anlässlich des 125. Geburtstages von Valentin Pfeifer am 24. Juni 2011, seine Grabstätte zum Ehrengrab zu erheben.

Nachfolgend eine von der Stadt Aschaffenburg erbetene Stellungnahme von Martin Kempf (1928–2013), Heimathistoriker aus Aschaffenburg-Damm, wohnhaft in Glattbach: (Ergänzungen in Klammer, von Otto Pfeifer.)



### **Ehrengrab für Herrn Valentin Pfeifer**

Auf Jahrzehnte mit Herrn Valentin Pfeifer freundschaftlich verbunden unterstütze ich, wie im Folgenden begründet, den Antrag, seine Grabstätte im Waldfriedhof gem. § 22 der Friedhofs- und Bestattungssatzung vom 24.11.2010 als Ehrengrab zu erhalten.

Aus zahlreichen Erzählungen von Valentin Pfeifer erfuhr ich, dass dem 1886 in Sommerau im Elsavatal geborenen sein Entschluss, den Lehrberuf zu ergreifen u. a. auf ein Schlüsselerlebnis im Elternhaus zurückging. Als jüngstes Kind war er jahrelang Zeuge der abendlichen Spinnstuben an Herbst- und Winterabenden. In deren Verlauf erzählte seine Mutter den fleißig arbeitenden jungen Mädchen immer wieder neue Märchen, Possen und Schnurren – im Volksmund überliefert – und von Ort zu Ort im damals vom Verkehr noch nicht berührten Spessart weitergereicht. Ihr Fundus sei erstaunlich umfangreich gewesen.

Dieses Volksgut überregional zu sammeln und in gedruckter Form einer breiten Leserschaft anbieten zu können, glaubte er am ehesten als Volksschullehrer verwirklichen zu können. Nach kurzem Aufenthalt in Fürth kehrte er auf eigenen Wunsch in seine Spessartheimat zurück. Faulbach, Michelbach, Rück und Waldaschaff waren Stationen, von denen er stützpunktartig ausgehend die umliegenden Gemeinden erwanderte, um stets mit neuen Geschichten fündig geworden, heimzukehren.

So erschienen noch vor dem I. Weltkrieg (1913) „*Was Mutter erzählte*“, illustriert von Julius Maria Becker, seinem Dichterkollegen an der Volksschule in Damm; 1920 dann in einer zunächst dreigeteilten Ausgabe die „*Spessart - Märchen*“, überwiegend illustriert vom Aschaffener Zeichner und Maler Wendelin Großmann, im gleichen Jahr „*Darstellungen aus dem Volksleben im Spessart und Odenwald*“.

In kurzer Folge konnte er weitere Publikationen folgen lassen. So „*Ein Abend im Spessardorf*“, „*Aus kühlem Heimatgrund*“ und „*Heldin Liebe*“, fein gezeichnete Personen-Beschreibungen im Volksleben eingebettete und vom ihm selbst erlebte Ereignisse, die uns noch heute ein anschauliches Bild des Lebens im Spessart widerspiegeln, wie es Valentin Pfeifer in jungen Jahren erlebt hat.

Seine mit „*Spessartvolk*“ überschriebenen volkskundlichen Untersuchungen des Jahresablaufs im Spessart im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts zeigen uns anschaulich Sitte und Brauchtum, eingebettet in die Spessartregion, wie es heute nur noch als Geschichte betrachtet werden kann.

1936 stellte er mit stark autobiografischen Zügen in der Art eines Peter Rosegger den Jahresablauf eines Knaben im Schulalter dar, betitelt „*Das Jahr des Bauernbuben*“. Hier schuf der Aschaffener Künstler Karl Vollmer die Illustration.

Teile dieser genannten Schriften wurden in den offiziellen Auflistungen des Bayerischen Kultusministeriums als *besonders geeignet* für die Schülerbüchereien in den verschiedenen Altersstufen empfohlen. Nach dem II. Weltkrieg erschien 1952 in einer erweiterten Auflage die „*Märchen und Geschichten aus dem Erzählschatz der Mutter*“, nun illustriert vom Glattbacher Künstler Alois Bergmann – Franken.

1930 (22.02.) schrieb Valentin Pfeifer in einer Umfrage, die der „*Beobachter am Main*“ an die Aschaffener Künstler mit der Anfrage: „*An was arbeiten Sie gegenwärtig?*“, richtete. „*In all meinen Geschichten will ich aufzeigen, dass in den Menschen . . . noch Güte, und Hilfsbereitschaft*“

*wohnen und im Notfalle aufleuchten. Das suche ich z. B. in den „Spessartmärchen“ darzutun. Machtauftrumpfen birgt den Keim der Schwäche in sich“.*

Bis zu dieser Zeit beschäftigte sich Valentin Pfeifer überhaupt nicht mit den „Sagen des Spessarts“ die 1851 erstmals von Bürgermeister Adalbert von Herrlein gesammelt, herausgegeben wurden und im weiteren Verlauf wesentlich erweitert von Johann Schober und A. H. Häcker. Erst in den späten 1930er Jahren begann er in korrigierender Weise, das überlieferte Spessart-Sagengut aus eigenem Antrieb zu bereinigen. Sein Sohn Bruno, – heute Priester des Jesuitenordens – 1939 in die Oberschule eingetreten, ist seit dieser Zeit mit mir befreundet und in ständigem Kontakt lebend. Er teilte mir kürzlich in einem Gespräch mit, dass er auf der Schreibmaschine seines Vaters 1942/43 erstmals vom Vater korrigierte Sagen niederschrieb. Nach Kriegsende, (1945/46) als eine große Nachfrage auch nach Heimatliteratur zu verzeichnen war, äußerte die Firma Bernd Pattloch die Absicht, die Herrlein'sche Sagensammlung neu herauszubringen. Auf ihren Wunsch ergänzte Valentin Pfeifer, soweit möglich, die vorhandenen Sagen durch historisches Quellenmaterial, konnte aber 1946 noch nicht als Herausgeber genannt werden, da er noch nicht entnazifiziert war und die Herausgabe des Buches unter der *Licence Nr. US – E – 114 der Military Government Information Control* erfolgte.

Vom Sagenbestand, wie er nach den Ergänzungen von Schober und Häcker erschienen war konnte nur eine verringerte Anzahl von Sagen in die Neuauflage aufgenommen werden, da die Militär – Regierung nur eine begrenzte Papiermenge zur Verfügung stellte. Erst mit der 3. Auflage, die nun ohne Einfluss der amerikanischen Militär – Regierung herausgegeben wurde, erscheint Valentin Pfeifer als Herausgeber.

Valentin Pfeifer war nämlich seinem talentierten Sohn zuliebe in die Partei eingetreten, nachdem ein Berufskollege wegen nicht Eintritt in die Partei in eine Volksschule versetzt worden war, wo keine geeignete Höhere Schule in erreichbarer Nähe vorhanden war und dessen Sohn nach vielen Bemühungen nur in einem entfernt liegenden Internat untergebracht werden konnte.

Es muss hier vermerkt werden, dass Herr Dr. Hans-Bernd Spies (Leiter Stadt- und Stiftsarchiv Aschaffenburg) in seiner Stellungnahme zur Grabstätte von Valentin Pfeifer dessen Hauptarbeit auf dem Gebiet der Volkskunde und des Märchenguts im Spessart mit keinem Wort erwähnt. Auch in der Bearbeitung der Spessartsagen durch Valentin Pfeifer ist das Wissen von Herrn Spies als lückenhaft zu bezeichnen.

Die **Spessartmärchen**, die Pfeifer in einem langen und fruchtbringenden Leben sammelte, aufbereitete und für die kommenden Generationen niederschrieb, waren seine „Herzensangelegenheit“ wie er immer wieder versicherte. Das gleiche gilt für seine volkskundlichen Studien. Eine letzte Erweiterung seines Schaffens bildete (1958) die Neubearbeitung des „Wirtshaus im Spessart“.

Unter der Berücksichtigung seines Lebenswerks, das neben den gedruckten Werken auch in zahlreichen Presseorganen und in Schulbüchern seinen Niederschlag fand, sollte Pfeifers Grabstätte als betreutes städtisches Allgemeingut für künftige Generationen erhalten werden.

Glattbach, 22.05.2012

gez. Martin Kempf

**Dem Antrag vom 22. Mai 2011, wurde am 5. November 2012  
vom Aschaffener Stadtparlament zugestimmt!**

# Dem Spessart ein Denkmal gesetzt

Heimtdichter: Vor 50 Jahren starb Valentin Pfeifer – Seine »Spessartsagen« erreichten 17 Auflagen

**ASCHAFFENBURG.** Fantasie und Wissbegierde, gepaart mit einer Begabung fürs Schreiben: Diese glückliche Mischung habe aus Valentin Pfeifer einen Heimtdichter werden lassen, der dem Spessart ein literarisches Denkmal setzte. Mit diesen Worten würdigte Oberbürgermeister Klaus Herzog den vor 50 Jahren Verstorbenen am Freitag auf dem Waldfriedhof.

## Rektor in Damm

Der in Sommeras geborene Valentin Pfeifer wurde Lehrer. Auf eigenen Wunsch, so OB Herzog, sei Pfeifer in den Spessart zurückgekehrt. Sein Plan sei es gewesen, »das Erzählgut der Landschaft zu sammeln, aus der er stammte«. Nach mehreren Stationen wurde Pfeifer 1909 Lehrer der Luitpoldschule in Aschaffenburg, nach dem Ersten Weltkrieg Rektor der Volksschule in Damm.

In jeder freien Minute, so Herzog, sei Pfeifer auf Wanderschaft durch die Spessartwälder zu Bauern und Waldarbeitern gegangen, um sie nach Märchen, Sagen und Schwänken zu fragen. Die gesammelten Geschichten schrieb er auf, wie es gut 100 Jahre vor ihm die Brüder Grimm mit ihren »Kinder- und Hausmärchen« getan hatten.

## Erster Band 1913 erschienen

1913 erschien Pfeifers erster Band »Was die Mutter mir erzählte«. Es folgten Bücher, Vorträge und Zeitungsartikel. Zu den bekanntesten Werken gehören die »Spessart-Märchen« in drei Bänden, die Pfeifer 1920 veröffentlichte. Als Volkskundler kümmerte er



Kranz niedergelegt: OB Klaus Herzog hat auf dem Waldfriedhof an den vor 50 Jahren verstorbenen Regionalforscher und Heimtdichter Valentin Pfeifer erinnert. Foto: Ralf Hentler

sich um aussterbende Berufe, wie Köhler, Fasnbinder und Besenbinder.

1929 erschien Pfeifers reich bebildertes Buch »Spessartvolk - Sitte und Brauch«, mit dem er die Traditionen

seiner Heimat vor dem Vergessen bewahren wollte. In den 50er-Jahren ließ sich Pfeifer im Elsavatal von einer Bäuerin mehr als 150 Märchen und Sagen erzählen. Er kleidete sie in seine

Worte. 17 Auflagen erreichten seine »Spessartsagen« zwischen 1948 und 2007.

Am 20. Juni 1964 starb Pfeifer kurz vor seinem 78. Geburtstag. Ralf Hentler



Valentin und Laura Pfeifer geborene Schwarz. Foto 1949

Feierstunde zu der der Aschaffener Oberbürgermeister Klaus Herzog eingeladen hatte, anlässlich des 50. Todestages von Valentin Pfeifer am 20. Juni 2014 am Ehrengrab – Gräberfeld C - 10 – auf dem Waldfriedhof in Aschaffenburg.

**Sommerau**

**Eschau**



**Hinter dem Hesselsberg, der sich in das Tal vorschiebt, liegt Hobbach**

1976

Luftbild – Genehmigungs-Nr. 91115 / RS 6792/76, „Eschauer Heimatbuch 1985“ von Karl Appel.  
Foto von Schöning & Co, Lübeck, auch im Bildband: „Fränkisches Land am bayerischen Untermain / Der Landkreis  
Miltenberg. – Würzburg: Echter, 1981

## Sommerau im Spessart



Alte und neue Kirche St. Laurentius. Fotos 2008: Alex Heiter



Die noch selbstständige Gemeinde Sommerau – Foto 1976 (Cover-Foto „Eschauer Heimatbuch 1985“).



2009  
Sommerau  
Foto: Main-Echo



Blick, Richtung Süden, über Sommerau und Eschau nach Mönchberg.  
Foto 2021: Otto Pfeifer



Blick aus der Sommerauer  
Flur nach Eichelsbach.  
Foto 2021: Otto Pfeifer



Ein Blick um 1973 vom  
sog. Saubirnbaum an der  
Wildensteiner Straße  
über Sommerau nach  
Eichelsbach.  
Foto aus dem Bildband  
„Naturpark Spessart“, 1973



Bildpostkarte um 1955. Die Aufnahme rechts, das Pfeifer-Haus „Antons“.



Ein schmuckes Bauernanwesen im Sommerauer Oberdorf. Das Pfeifer-Haus „Antons“ neben dem Pfeifer-Stammhof.  
Foto 2015: Alexander Karpf, Aschaffenburg.

Es ist das Elternhaus von Valentin Pfeifers Mutter Eva (1851-1920), der Märchenerzählerin.



*„Im dunklen Spessartgebirg weiß ich ein stilles Tal, durch das zieht ein langes Dörfchen hin und oben, wo's aufhört, wo das schmale Wässerlein in den Wiesengrund hineinkullert, da steht ein grünes Haus, darinnen wohnte eine Mutter, meine Mutter.*

*Die hat in langen Winternächten allerlei Geschichten erzählt, auch viele Märchen. Sie sprach so ergreifend und schlicht, denn sie nahm ihre Worte aus dem Herzen.“*

Vorwort zu den „Spessartmärchen“, 1920, von Valentin Pfeifer

## **Valentins Heimatdorf Sommerau – ein Dorf, von der Landwirtschaft geprägt.**

Die ansässigen Handwerksbetriebe und Geschäfte, wie Bäcker, Schmied, Schlosser, Wagner, Schreiner, Schneider, Gastwirte, Lebensmittel/Kolonialwaren, Forstaufseher, usf. betrieben die Landwirtschaft zur Selbstversorgung. Die größeren Bauern verdienten sich im Winter ein Zubrot als Holzfäller und Holzfuhrwerker, die das Holz von Rohrbrunn nach Elsenfeld zu den Sägewerken, oder an die Bahn brachten. Auch Bauersfrauen konnten sich mit Pflanzarbeiten im Wald zusätzlich etwas verdienen. Selbstverständlich wurden auch die übers Jahr notwendigen Weidenkörbe und Reisigbesen selbst angefertigt. Die Schulkinder mussten die Kartoffeln für die Schweine entkeimen und Rüben abkratzen. Die kleineren Bauern, die zum Teil Beschäftigung in der Industrie fanden, versorgten sich im Nebenerwerb auf ihrer eigenen Scholle. Dies änderte sich nach der Flurbereinigung in den 1960er-Jahren. Die Felder wurden an die größeren Bauern verpachtet. So verschwanden zunächst die Kuhgespanne, dann auch die Pferdegespanne, die dann von den immer größer werdenden Traktoren abgelöst wurden. Zunehmend wurden auch Maschinen in der Landwirtschaft eingesetzt, die die Handarbeit der Bauern und der saisonalen Hilfskräfte übernahmen. Bei der Getreideernte z.B. wurden das Reff (Korbsense)/Sense, die Mähmaschine und der Mähbinder, vom Mähdrescher abgelöst. Bis in die 1970er-Jahre gab es noch einige Bauern die Mägde und Knechte beschäftigten. Der letzte Knecht war Valentin Seubert (1907–1997), der in der Landwirtschaft bei Leo Pfeifer („Antons“) beschäftigt war; er wurde auf dem Friedhof in Sommerau bestattet. Sein Grab wird von der Familie Pfeifer gepflegt. Die letzte Magd in Sommerau war Anna Büttner; sie war auf dem Bauernhof bei Gerhard und Anna Urbansky geb. Amendt („Hofbauer“) beschäftigt.

Otto Pfeifer (Jg. 1948), Sommerau, 2020.

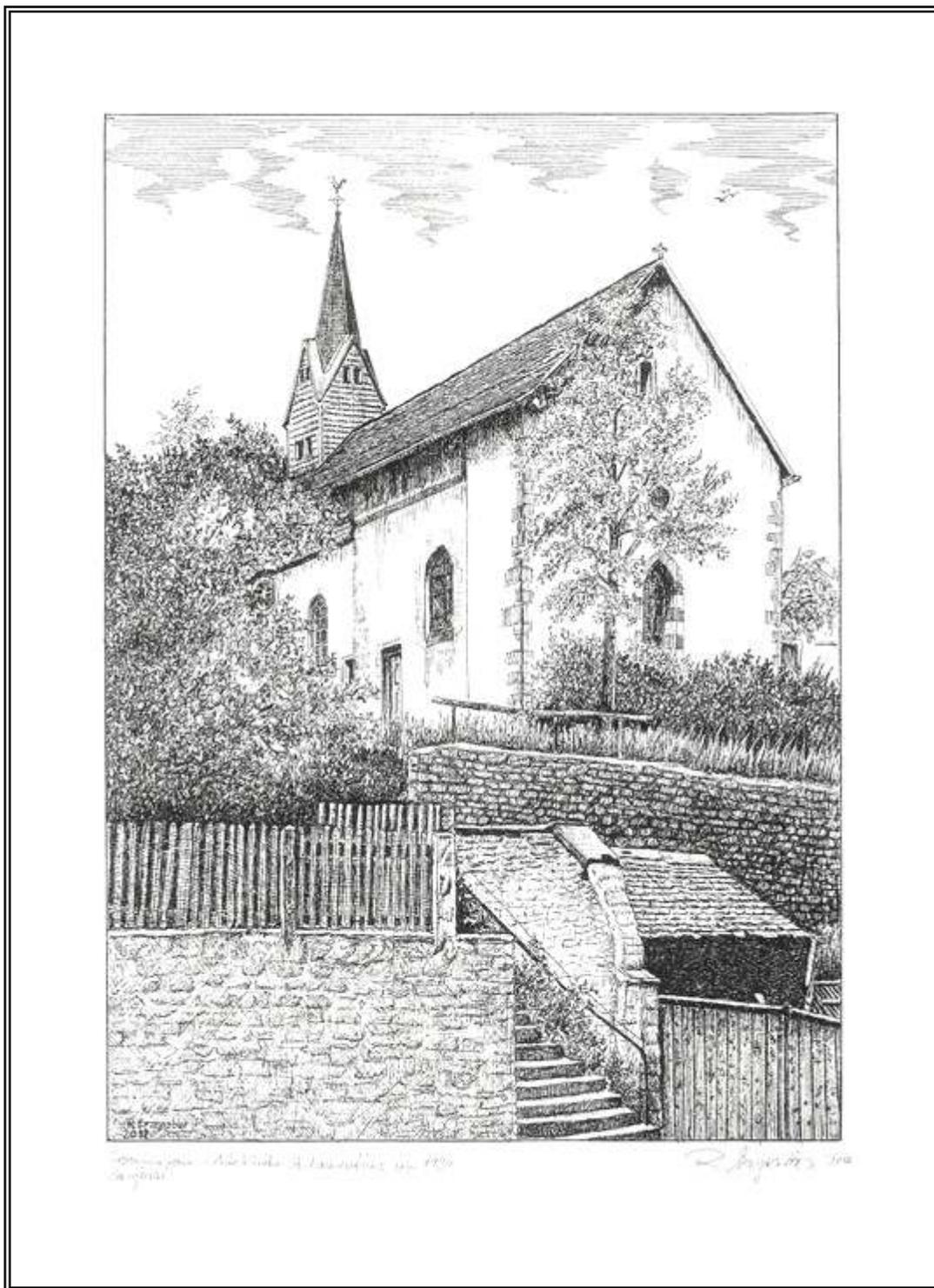
Um 1900 hatte Sommerau rund 400 Einwohner. Nun, 2021, sind es ungefähr 1000 Einwohner.



**Valentins Elternhaus in Sommerau ist auch das Meine.**

Die Hofstatt wurde um 1875 von Valentins Eltern Theodor und Eva Pfeifer erbaut. Foto um 1925

## Alte Pfarrkirche St. Laurentius Sommerau – 14. Jahrhundert.



Zeichnung von Rainer Erzgraber, Aschaffenburg

Das vom Verfall bedrohte Kirchendenkmal war bis 1921 die Pfarrkirche von Sommerau. Der Verband Deutscher Kunsthistoriker e.V. hat unser Denkmal 2020 auf die „Rote Liste“ gesetzt.

<https://kunsthistoriker.org/verband/rote-liste/alte-kirche-st-laurentius-sommerau/>

## Alte Pfarrkirche St. Laurentius in Sommerau - auf der Roten Liste.



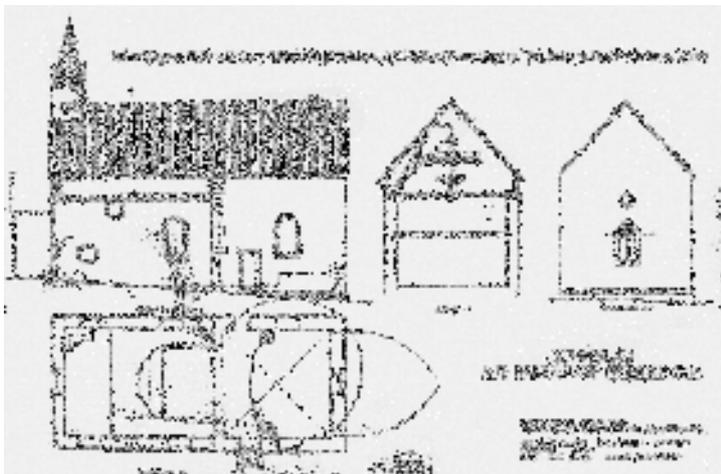
Die im Kern gotische Kirche St. Laurentius in Sommerau (14. Jahrhundert) hat eine herausragende Bedeutung für die Historie des Spessarts und der Mainregion. Sie ist kirchengeschichtlich überaus interessant. Seit 1998 leidet sie jedoch unter Leerstand. Eine Renovierung und künftige Nutzung beispielsweise als Kolumbarium gäben diesem Kleinod eine würdige Zukunft.

Sommerau im Spessart, heute ein Ortsteil der Marktgemeinde Eschau, liegt im Bayerischen Regierungsbezirk Unterfranken, etwa 25 Kilometer südöstlich von Aschaffenburg. Sommerau und Eschau sind durch das Flüsschen Elsava getrennt, das etwa neun Kilometer nach Sommerau in den Main mündet. Bevor das Gebiet 1814 an Bayern kommt, gehört Sommerau zum Kurfürstentum Mainz. Die Herrschaft über das Dorf haben die Freiherrn von Fechenbach. Die Grafen von Erbach beherrschen das auf der anderen Seite der Elsava gelegene Eschau. Bis 1559 waren dort die Grafen von Rieneck die Ortsgrundherren, die sich um 1550 der Reformation anschlossen. Somit wurde die Elsava zum Grenzfluss zwischen der erzkatholischen Mainzer Pfarrei Sommerau und dem protestantischen Eschau.

Seit Anfang des 13. Jahrhunderts ist das ursprünglich aus dem Rheinland kommende, reichsfreie Geschlecht von Fechenbach urkundlich belegt. Die Fechenbacher werden im 13. Jahrhundert von Mainz mit Sommerau belehnt und bauen hier ihr Wasserschloss. Bis zum Reichsdeputationshauptschluss nehmen Mitglieder der Familie aus Sommerau und ihre Verwandten aus Laudenbach am Main, hohe Ämter in der kirchlichen und weltlichen Hierarchie von Kurmainz ein. Sie sind bei den letzten drei Kaiserkrönungen des Alten Reiches in verantwortlicher Position. Der bekannteste Fechenbacher ist der letzte Fürstbischof von Würzburg Georg Carl von Fechenbach.



Die Fechenbach zu Sommerau errichten, etwa um die Zeit der Pfarreigründung im Jahr 1330, die Kirche St. Laurentius. Im Inventar „Kunstdenkmäler von Bayern – Unterfranken – Bezirksamt Obernburg“ heißt es 1925: *„Das Langhaus der Kirche ist im Kern gotisch, 14. Jahrhundert. Der Chor 15. bis 16. Jahrhundert. Die Kirche wurde um 1733 verändert. Der Chor hat ein Kreuzrippengewölbe und einen geraden Schluss und ist durch die Chorbogenmauer vom Langhaus getrennt. Die gekehlten Rippen ruhen auf Runddiensten, die ohne Sockel dem Boden entwachsen. Das Langhaus hat zwei Fensterachsen. Die Flachdecke mit Unterzug ist geometrisch gemustert mit profilierten Leisten. Am Chorbogen ein gotisches Spitzbogenfenster; gerade Leibung, strenges Maßwerk mit Vierpass und Nasen. An der Westseite des Langhauses, neben dem ehemaligen außen liegenden Aufgang zur Empore befindet sich ein gotisches Spitzbogenfenster mit*



*geschrägter Leibung. Die übrigen Fenster sind rundbogig. An Chor und Langhaus gekehltes Dachgesims, bei ersterem höher liegend. An der südlichen Außenseite des Langhauses die Jahreszahl 1733. Dachreiter mit Spitzhelm über vier Giebeln.“*



Anfang des 20. Jahrhunderts plant man eine Erweiterung der Kirche, entscheidet sich dann aber 1910 für einen Neubau. Der wird durch Spenden von Valentin Pfeifer, Zucker- und Motorenindustrieller (Pfeifer & Langen, Deutz-Gasmotoren-AG; Köln) und seine Familie, darunter auch Otto von Brentano di Tremezzo (Hessischer Minister, Vater von Adenauers Außenminister Heinrich von Brentano) ermöglicht. Die Familie Pfeifer tut dies im Andenken an ihren Vorfahren Valentin Pfeifer. Dieser war 1763 in Sommerau geboren und zum erfolgreichen Kaufmann und Reeder in Amsterdam

geworden. Die alte Kirche wurde nach der Errichtung der neuen Kirche als Jugendheim und Veranstaltungsraum genutzt. Seit 1998 ist das Gebäude leerstehend und dem Verfall preisgegeben.

Eine Umnutzung als Kolumbarium würde der Alten Kirche eine würdige neue Funktion geben, dies wäre auch kunsthistorisch-denkmalpflegerisch zu begrüßen. Durch das lokale Bürgerengagement wurden schon viele zuständige Stellen einbezogen, darunter auch das Bistum und die Landesdenkmalpflege. Nun bräuchte es den Willen, einen neuen kräftigen Impuls – und freilich etwas Geld, um die Ideen zum langfristigen Wohl der Alten Kirche umzusetzen. Eine echte Chance!

Veröffentlicht beim - Verband Deutscher Kunsthistoriker e.V. - am 25.05.2020.

<https://kunsthistoriker.org/verband/rote-liste/alte-kirche-st-laurentius-sommerau/>

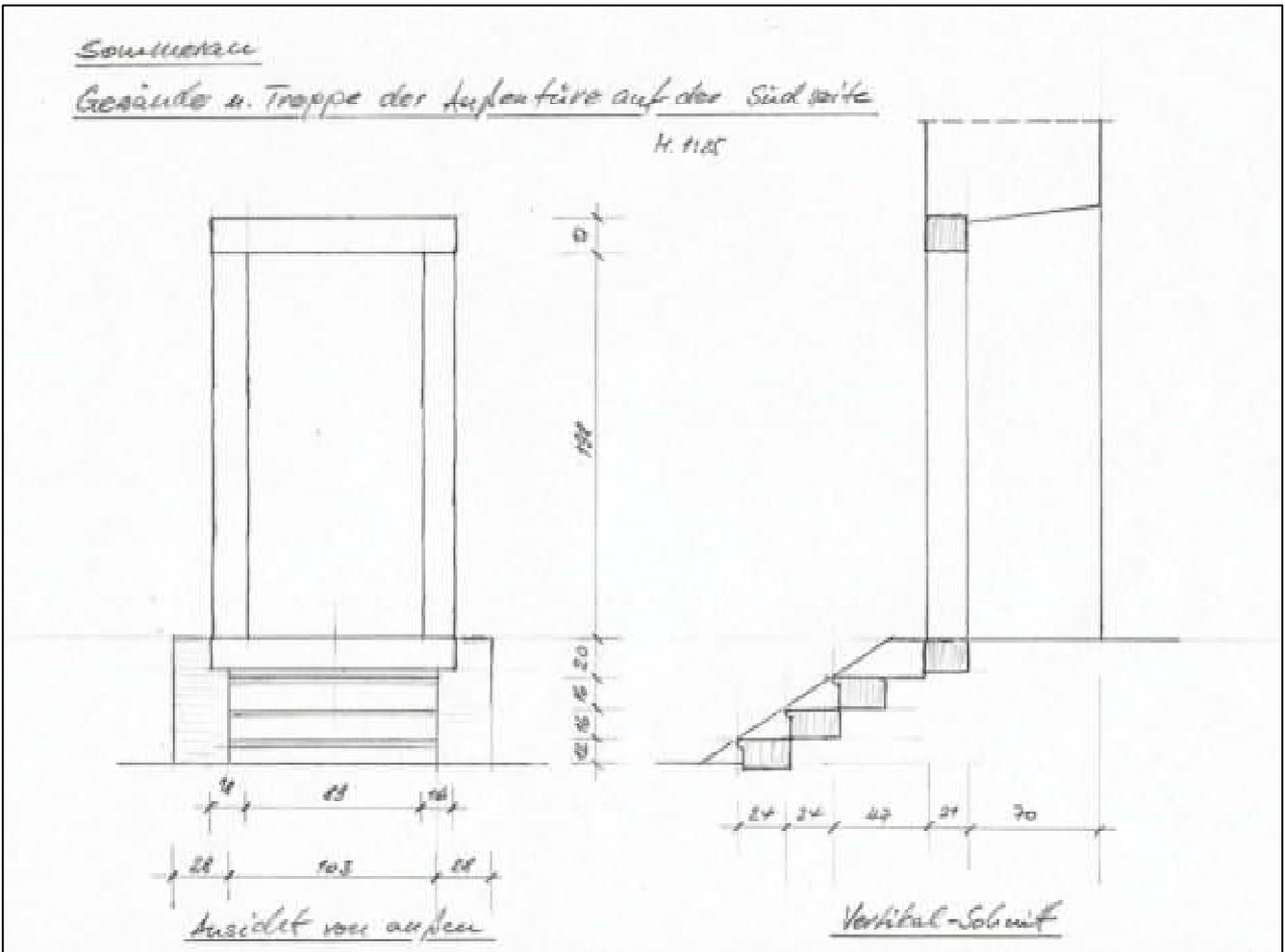
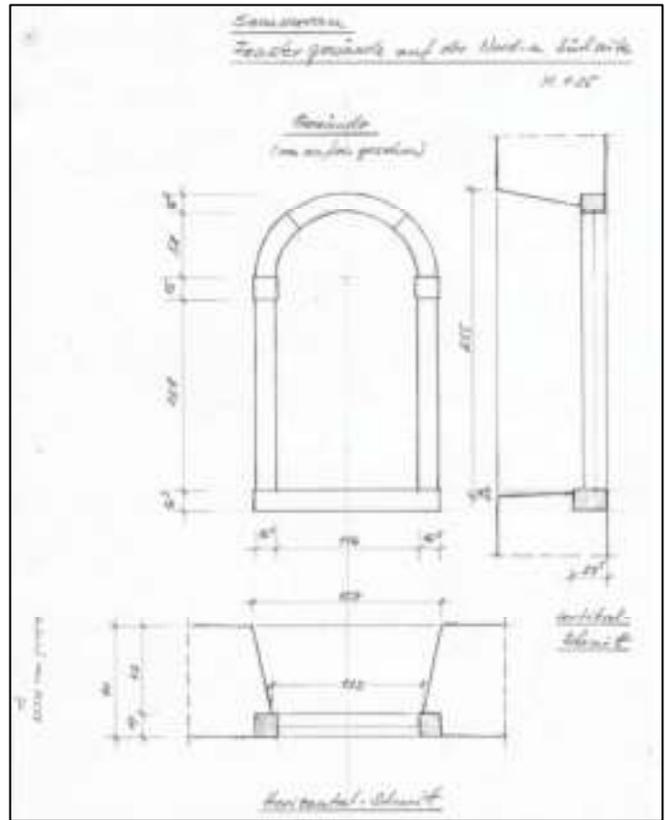
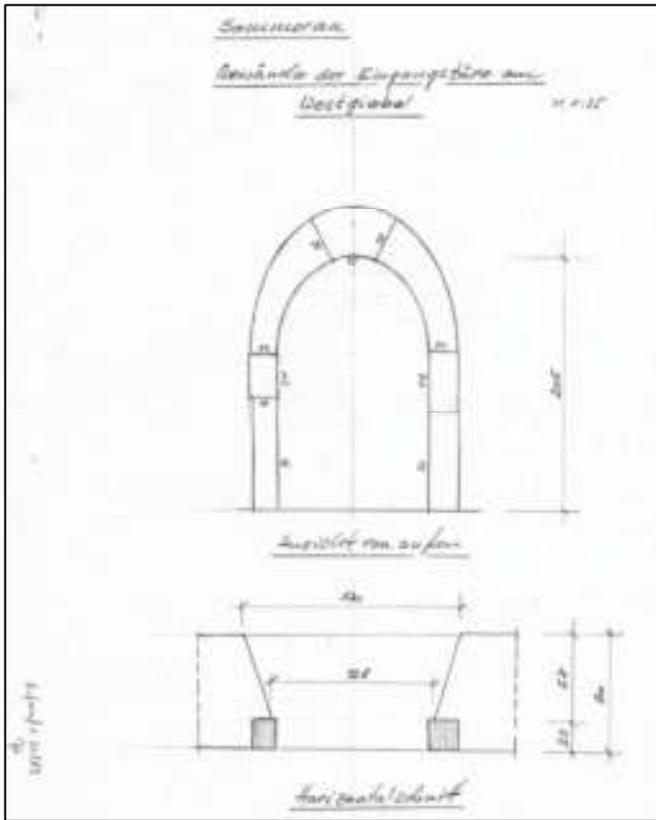
**In der alten Pfarrkirche wurden der Mercatore Valentin Pfeifer und der Heimatdichter Valentin Pfeifer getauft.**



**Die Verfallserscheinungen sind auch für den Hahn auf dem Turm unübersehbar.**

Alte Pfarrkirche „St. Laurentius“ in Sommerau – Westgiebel – Turmreiter –

Fotos 2019: Otto Pfeifer



Alte Kirche Sommerau. Bestandsaufnahme Team Architekt Heinrich Kaupp 1983 - Details: Türen und Fenster

## Modell der alten Pfarrkirche St. Laurentius Sommerau.



Gefertigt (M 1:50) von Sepp Lugauer (li.), Kelheim/Kelsterbach, hier mit Otto Pfeifer.

Foto 6/2021: Jutta Lugauer

*Ein Haus voll Glorie schauet, auch Spessartdom genannt.  
Und hoch daneben stehet, des Örtchens größte Schand'.  
Gott, wir loben dich, Gott, wir preisen dich.  
O lass dein altes Heim, dem Dorf ein Schmuckstück sein!*

Liedstrophe von Otto Pfeifer



**Alte Pfarrkirche „St. Laurentius“ in Sommerau (14. Jahrhundert) – Taufkirche von Valentin Pfeifer.**

Foto links um 1935, rechts um 1955.



**Modell der alten Pfarrkirche St. Laurentius Sommerau**



Pfarrer Peter Seubert. Foto um 1957

***Das alte Haus.***

*Es ist ganz still, um's alte Haus,  
 Mir aber ist's als schritten  
 Die toten Väter all heraus,  
 Um für ihr Haus zu bitten;  
 Und auch in meiner eignen Brust,  
 Wie ruft so manche Kinderlust:  
 Laß stehn das Haus, laß stehen!*

Vers nach Friedrich Hebbel – „Das alte Haus“ – von O. Pfeifer



Die Epitaphe der Freiherren von Fechenbach waren früher an der Alten Kirche, nun an der Neuen Kirche. Foto um 1956  
Südseite: Nebeneingang zum Chor.





Diese Grabsteine befinden sich an der Nord-Ost – Außenwand der Neuen Kirche und an der Sakristei. Vorher waren sie an der Alten Kirche; sie wurden dorthin versetzt.



Neben den fünf Fechenbach'schen Grabsteinen ist der Stein links ein bürgerlicher Grabstein der Familie Laimeister mit Datierungen von: 1666 – 1668 – 1670 – 1672 – 1674 – 1675 – 1682 – 1684. Nach mir vorliegenden Informationen war die Familie Laimeister auf der Hesselsmühle. Möglicherweise waren sie die damaligen Besitzer.

# MACHT DAS LANDVOLK HEIMATSTOLZ!

Monatszeitschrift „Spessart“, Februar 1957

Es war während der Evakuierungsjahre. Da stand ich draußen im Heimatdorf auf dem Kirchplatz und unterhielt mich mit meinen Landsleuten. Die Sommersonne glänzte vom tiefblauen Himmel aufs Dörflein nieder, die Gärten praagten in ihrer bunten Blumenpracht und im üppigen Rasengrün, indes uns die feierliche Morgenstille des Sonntags umwob. Behäbig und behaglich lehnten sich mehrere Bauern an den Zaun eines weiten Vorgartens und genossen im Gefühl erfüllter Werktagspflicht die sonntägliche Rast. „In unserem Dorf ist's doch wirklich schön!“, bemerkte ich in den Kreis der Männer hinein, und war nicht wenig überrascht, als von einem die folgende Antwort zurückkam: „Ei, was! Summers hat ja keine Nummer!“ (Sommer hat ja keine Nummer.) „Meinst du?“ erwiderte ich dem Sprecher. „Blick dir doch einmal die Kirche an! – Wo im ganzen Elsavatal steht noch solch ein Gotteshaus? Ich erinnere an deren günstigen Stand auf einem Hügel, wodurch sie zum ragenden Wahrzeichen des Dorfes wurde; ich wies auf die breiten Treppenaufgänge hin und vor allem auf das imposante Radfenster, das dem im neugotischen Stil errichteten Gebäude zur besonderen Zierde gereicht.“

„Nicht viele Dörfer haben auch so ein Jugendheim wie wir“, meinte nun der Bürgermeister, und zeigte auf das alte Bergkirchlein hinüber. „Jawohl! Die alte Kirche war zu einem Jugendheim umgestaltet worden und diente jetzt als Bildungstätte für junge Menschen und Erwachsene. Die vom Ortspfarrer geschulte Theatergruppe hatte erst kürzlich das künstlerisch wertvolle, jedoch schwierige Singspiel „Gockel, Hinkel und Gackelein“ mit großem Erfolg aufgeführt, und es waren selbst aus der weiten Umgebung zahlreiche Besucher herbeigekommen.“

„Jetzt brauchen wir noch ein neues Schulhaus“, entgegnete ein Unterdörfler, der dem Gemeinderat angehörte. „Die meisten Männer nickten zustimmend. Der Ortsvorsteher wandte allerdings ein, daß sich das alte Schulhaus noch ganz hübsch mache. „Es steht auch noch sauber und stattlich aus“, erwiderte ich, „weil ihr so klug wart, beim Neuperputz der Außenwände das alt-schwünzige Balkenwerk in malerischer Weise hervorzuheben. Dadurch entstand ein ganz schickes Fachwerkhaus. Die Innenräume freilich können den Schulforderungen der Gegenwart nicht mehr genügen.“

Jetzt mahnte das Glöcklein zum Gottesdienstbeginn, und unser lebhaftes Gespräch mußte verstummen. Ich berichtete später dem Pfarrer von der Unterhaltung auf dem Kirchplatz, und auch den Zwischenruf des einen Bauersmannes. Der Pfarrer schlug nun vor, bei den künftigen „Münnerabenden“ im Winter die Ortsgeschichte als Vortrag- und Aussprache-Thema zu wählen.

Als sich die Winterstürme über die Flur, die große Freiwerkatatt des Bauern, gebreitet und zur Arbeitruhe gezwungen hatte, fanden sich die Männer des Dorfes – alt und jung – sozusagen vollzählig in der geräumigen Stube des „Kindergartens“ ein. „Leute“, begann ich meine Darlegungen, „wir sind heute abend auf einem Grund und Boden versammelt, der ehemals einem Adelligen gehörte.“ „Baron von Matrhofen!“ rief da einer aus den Reihen der Zuhörer. „Ganz richtig!“ fuhr ich fort. „Ein gewisser Freiherr Maximilian von Matrhofen, kur-

mainzischer Minister und auch Amtmann zu Klingenberg, hatte Ende des 17. Jahrhunderts das Schloß Oberaulenbach mit allen dazugehörigen Gütern um 30 000 Gulden gekauft. Von diesen Gütern lagen etliche in unserer Ortsgemarkung. Auf einem derselben nun steht dieses Schwesternhaus, von dem großer Segen ins Dorf strömt: für die Kinder (Kindergarten), für die Kranken (Pflege) und für die weibliche Jugend (Nähtube). Das wundervolle Schloß Oberaulenbach erhebt sich, etwa eine Viertelstunde von hier entfernt, schier wie ein steingewordenes Märchen aus einer Waldnische und ist unserer Pfarrgemeinde zugeweiht. Bis vor wenigen Jahrzehnten war es Herkommen, daß der Sommerauer Geistliche in der Schloßkapelle alljährlich einmal die Messe feierte.“

Früher siedelten im Dorf mehrere Adelsfamilien. Die älteren unter uns erinnern sich noch des Barons von Haxthausen, der im Unterdorf, im Guttenbergischen Schloßchen, wohnte. Der pensionierte Hauptmann zählte zu den wenigen Privatpersonen, die sich vor 80 Jahren mit großer Fachkenntnis vorgeschichtlichen Ausgrabungen widmeten. Mir ist noch deutlich im Gedächtnis, wie er mit seinem roten Halstuch und mit dem Spaten auf der Schulter die Feldabteilung „List“ hinausdrift auf den Höhenrücken bei der Flurkapelle, wo er in den fruchtbaren Lösslagen Herdstätten aus der Jungsteinzeit (3000 v. Chr.) und Gräber aus der sogenannten älteren Eisenzeit (100 v. Chr.) nachweisen konnte. Zahlreiche Funde von Steinkeilen und Schmuckstücke in Form von Bronzearmbändern und -füßlingen, ebenso Bernsteinperlen, bildeten die Früchte seiner stifrigen Spatenforschung.“

Nebst dem Schloß Oberaulenbach in dgr Waldesstille, dem Schloßlein der Barone von Guttenberg bzw. von Haxthausen (die hübschen Türmchen wurden um 1890 abgebrochen) sei aber nunmehr jene Burg erwähnt, von der aus sich unser Dorf entfaltet und mit der Jahrhundertelang die Geschehnisse der Ortsbewohner verknüpft waren: das eigentliche und geschichtlich merkwürdige Schloß Sommerau, das schon im Jahre 1181 von einem Ritter von Fechenbach zu einer Feste ausgebaut worden war. Vorher soll an ihrer Stelle eine „Gottesburg“ gestanden haben, also eine Art Freistätte für Verletzte und Verfolgte, wo solche die kaiserliche Huld und Gnade genossen, solange sie innerhalb der Freiburg weilten.“

Was heute als Sommerauer Schloß bezeichnet wird, stellt nur einen Flügel der ehemaligen stattlichen Burg dar. Diese umfaßte vier Gebäudeflügel mit einer eckigen Verbindungsmauer, deren vier Ecken zierliche Türmchen trugen. Voll mächtiger Wucht aber erhob sich der schützende Wehrturm, Bergfried geheißen.“

Die Lebensverhältnisse der Ortseinwohner wurden, wie bereits angedeutet, größtenteils von der Burg aus bestimmt, weil der Schloßbaron zugleich die Grundherrschaft über das Dorf besaß. Er gab unter den Fechenbachern gütige und alkustrerige Herren. Im Bauernkrieg fiel das schöne Vierflügel-schloß, das auf Eichenbohlen stand, bei dem dreitägigen Ansturm der aufständischen Bauern völlig in Schutt und Asche. Kein Geringerer als der Dichterpastor Carl-Heinrich Caspari aus dem benachbarten Eschau gab in seiner Erzählung „Der Bauernkönig“ eine lebendige Schilderung vom Ueberfall auf das Sommerauer Schloß. Der vorher wohlhabende, aber durch den



Fechenbach-Epitaph in der alten Kirche in Sommerau.

(Aufnahme: Weisbacher)

Trunk allmählich in Armut geratene Hesselmüller Jakob Hock hatte sich im Ueberfall maßgeblich beteiligt. Zwar wurde die zerstörte Burg bald wieder teilweise aufgebaut, aber im Dreißigjährigen Krieg, unter dem unser Dörflein durch Brandschatzungen und Sackun schwer leiden mußte, nochmals zerstört. Der heute nordwestliche Flügelbau erstand vor 1650, also vor 300 Jahren. Wenn er auch nur einen Rest der einstigen Wasserburg darstellt und sich wie verschämt hinter Buchen, Akazien und Ulmen verbirgt, ist er trotzdem noch ein ansehnliches Gebäude, läßt die Ausmaße der früheren Burganlage erkennen und wird immer wieder von geschichtsbesessenen Fremden aufgesucht.“

Kaiser Karl V., dessen Reich so groß war, daß darinnen die Sonne nicht unterging, erhob das Geschlecht derer von Fechenbach in den Rang von Reichsfreiherrn. Von jetzt ab waren die Fechenbacher in Rechtsachen nur dem Kaiser untertan. Das wirkte sich späterhin für unsere Gemeinde ungünstig aus, gab aber Gelegenheit, den Gemeinsinn und Opfermut der Sommerauer Einwohner zu beweisen. Hören Sie nur! Zwischen Dörflein und der Schloßherrschaft entwickelte sich ein Streit um den Gemeinewald. Die Gemeinde erhob Klage wider den Grundherrn und konnte diese (wegen der Reichsunmittelbarkeit des Beklagten) nur beim „Höchstpreislichen“ Reichshofrat in Wien vorbringen. Der Prozeß zog sich Jahrzehnte hin, und die Akten schwoilen an, ohne daß eine Entscheidung erfolgte. Nun entschlossen sich im Interesse des Gemeinewalds um 1000 einige hiesige Einwohner, die schwierige und langwierige Reise vom Spessartdörflein bis nach Wien zu unternehmen. Sie blieben monatelang unterwegs und legten die weite Strecke teils zu Fuß, teils mit der Thurn- und Taxis'schen Post zurück. Die mühevollte Reise lohnte sich. In Wien gelang es dem drei Sommerauer Bauern, das Rechtsgesch der Gemeinde gelegentlich einer Ausfahrt

des Kaisers in die kaiserliche Karosse zu werfen. Der Kaiser bekam nun selbst das Schreiben in die Hände, und von diesem Zeitpunkt an wendete sich der Prozeß zugunsten des Dorfes. Dieses behielt ungeschmälert seinen Wald und bekam auch das Recht auf den Holztrieb eingeräumt, wenn es die gemeindlichen Interessen erforderten. Vorher hatte der Schloßbaron (in der Eigenschaft als Forstaufsichtsbehörde) fast immer gegen den Holzschlag Einspruch erhoben. Die Namen der Opferbereiten, um das Wohl des Dorfes zu verdienen Bürger leben in der Ortschronik fort. Ihr Andenken bleibt in unserer Gemälde in Ehren!

Zu Ruhm und Ruf in weiten Ländern kamen einige Männer aus dem Geschlecht unseres adeligen Fachsenbachers. Einer der berühmtesten Fachsenbacher, namens Reichart, war Kommandant der Marienfeste zu Würzburg. Er erstürmte unter Prinz Eugen die Festung Belgrad und stieg zu der Würde eines Generals empor. Andere waren Domherren zu Mainz, Kanoniker des Stiftes zu Sankt Peter und Alexander in Aschaffenburg und kaiserliche Kammerherren in Wien. Zwei Männer sind noch im besonderen hervorzuheben: Zunächst der Würzburger Domkapitular Johann Philipp Karl Anton von Fachsenbach (geboren 1700), der eine Reihe wichtiger Ehrenämter innehatte und wegen seiner adlen Geisteshaltung und seiner umfassenden Kenntnisse an höchster Stelle geschätzt wurde. Er war ein Freund Kaiser Karls VII., ebenso der Kaiserin Maria Theresia, und besaß großes Verdienst an der endlichen Beilegung der Streitigkeiten zwischen Bayern und Oesterreich. Wie hoch er in der Gunst gekrönter Häupter stand, erhellt daraus, daß ihm die Kaiserin Maria Theresia ein Maßgewand von einem ihrer Staatskleider anfertigen ließ und auf das Gewand mit eigenen Händen das Wappen stückte.

Auch der letzte Fürstbischof von Würzburg und Herzog von Franken, Georg Karl, entstammte dem Fachsenbachischen Geschlecht.

Das ist ein kleiner Auszug aus meinen Ausführungen an jenem Männerabend. Die Darlegungen fanden lebhaften Widerhall. In der Diskussion sprangen Frage und Antwort hinüber und herüber, und die älteren Bauern wollten noch überlieferte Anekdoten einzustreuen, die größtenteils um die Schloßherrschafft kreisten. „Gnädige Frau, unter Ihrem gnädigen Rock guckt ein gnädiger Zipfel gnädig hervor“, hatte einmal

eine extra untertänig und höflich tusende Bauernfrau die Schloßbaronin angesprochen, als dieser bei einem Spaziergang durchs Dorf ein Bandzipfel unterm Rock hervorlängte.

Im Verlauf der abendlichen „Männerstunde“ erzählte man sich, daß der (jahrelang in Sommersau anässige Maler Hagemann (später Professor an der Akademie in Karlsruhe) von unserem Dörfchen in die Reichshauptstadt Berlin berufen wurde, um dort das Porträt des Generals von Hindenburg zu malen. Ferner entspann sich ein Gespräch um das von einem Geheimnis umhüllte Ehepaar Vincitor, das unter solchem Pseudonym (mit Billigung der staatlichen Behörde) im Sommersauer Schloß Wohnung genommen hatte. Die Frau zählte nämlich zum französischen Hochadel und war nach der Meinung der Umwohner eine Prinzessin aus dem Hause Bourbon. Die Sommersauer Frau, die die Wäsche der „Schloßleute Vincitor“ wusch und bügelte, hatte die aufgestickten Kronen gesehen und das unter dem „Siegel der Verschwiegenheit“ ausgeplaudert. Auch diese kleine Tatsache rückte also der „Männerabend“ auf die Ebene der Aussprache, und es ergab sich, daß in unserem Dorf im Lauf der Zeit allenthal „los“ gewesen ist und daß auch die Wellen großer geschichtlicher Ereignisse, wie z. B. des Dreißigjährigen Krieges und der französischen Revolutionswirren bis an unser waltabgeschiedenes Dörflein schlugen.

„Sommere hot doch e Nummere“, meinte schließlich einer der Bauern.

Weil der Gesprächsabend bei den Männern ein starkes Echo fand, wurde auf Anregung des Ortsgeistlichen auch die Veranstaltung eines „Frauennachmittags“ vereinbart. Die sehr zahlreich erschienenen Frauen und Mädchen erhielten Einblick in den dörflichen Sagenkreis und in den heimischen Märchenschatz. Eine Fülle altüberkommenen Volkserzählgutes war einst ins Dorf gewandert oder gar dort gewachsen, und ich bot den lauschenden Zuhörerinnen etliche Proben davon; so eine örtlich variierte Sage vom Grenzsteinversetzer, der für seine Freveltat, die er im Leben begangen hatte, nach dem Ableben durch „Umwewern“ büßen mußte. „Diese uralte, von Ort zu Ort veränderte sagenhafte Geschichte“, betonte ich, „haben unsere Ältern erdacht und geformt. Gibt sie nicht Zeugnis von dem unbegrenzten Rechtsempfinden unserer Väter? Selbst die unrechtmäßige Bereicherung mit nur einer

einzig Furcha zog die Strafe der Unrast über den Tod hinaus nach sticht der Frevler mußte „wewern“ gehen. Den Bauern galt die Scholle als unantastbar und heilig. Wer sich gegen sie vergriff, verfiel gemäß der Volkmeinung der harten Buße, nach dem Tod in dunkler Gestalt am Ort der Tat umsetzt, klagend und fragend umherstreifen zu müssen. Er fragt: „Wo soll ich ihn (den von seinem Platz gerückten Grenzstein) hinsetzen?“ „Wo du ihn weggenommen hast!“, antwortete ihm ein beherzter, des Weges schreitender Bauer aus dem Dorf, nachdem jenem vorher soundsovielt ängstlich ausgewichen oder vor ihm geflohen waren. Nun war der gespenstische Umgeher erlöst, seine Gestalt erhellte sich, und er entschwand in Frieden! Wie weise waren doch jene Ureltern, die das Sagengebilde schufen! Der gespensterhafte Umgänger vermochte sich nicht selbst zu lösen. Er beachtete den Zuspruch eines anderen. Das „entgegengkommene“ gute Wort! Ist dasselbe nicht auch heute noch der Zauberschlüssel, um die Tore zu leid- und notverkrampten Seelen aufzuschließen, die Menschen zu trösten und ihnen zu helfen? Unser Heimatdorf birgt ein ganzes Gebund von solch bedeutsamen Sagen, und wir können durch diese noch jetzt zurückschauen in Hirn und Herz der Vorfahren.“

Die aufmerksamen Hörerinnen schienen bei verwundert darüber, daß ihr kleines, einfaches Dorf solche Sagenwelt mit richtungweisenden Lebenswahrheiten bewahrte. „Weit üppiger jedoch als der Blütenstrauch der Sagen“, berichtete ich, „ist der örtliche Schatz auf dem Gefilde der Märchen. Die ältesten Anwesenden können sich noch an frühere hiesige Orts-erzähler erinnern.“ Ich trug nun ein Märchen vor, das höchstwahrscheinlich dem Dorf selbst entsprossen war. Die Geschichte vom Bandhübchen. Dieses wichtige Stück Spessarter Kleidertracht bildet den Mittelpunkt des köstlichen Märcheins, worin der Teufel dem stolzesten Kirchensänger eine Ohrfeige verabreichen durfte. Nicht die Schloßbaronin in knisterndem Seidengewand, nicht die Bauernfrauen in ihren faltenreichen Reifröcken bekamen vom Teufel die „Buckpfeife“, sondern ein zehnjähriges Schulmädchen, das sein funkelneues Bandhübchen zum erstenmal trug. Es war sonst die stolze Kirchgängerin. „Durchs Dorf ging nun ein Wundern“, so erzählt das Märchen, „daß der Stolz nicht unterm Seidengewand, sondern unterm einfachen Bandhübchen säße.“ Eine sicherlich eigenartige, reizvolle Erzählwendung. Die weibliche Zuhörerschaft war nach den etwa zwei Stunden mit Recht erstaunt, wach vielfältiges Erzählgut in unserem Dorf bis in die Gegenwart herein weitervermittelt wurde. „Sommere hot doch e Nummere!“ sagte am nächsten Tag lachend ein Nachbar, der von seiner Frau über den Verlauf des Erzählnachmittags unterrichtet worden war.

Im Jahre 1950 stiegen für die Doppelortschaften Eschau-Sommersau drei feierliche Tage herauf, an denen man der Einführung von Post und Eisenbahn im Elsavatal gedachte. „100 Jahr Post und 40 Jahre Eisenbahn“ lautete das Motto der Feier. Die alte, gelbe Postkutsche rollte wieder einmal wie einst durch den Talgrund; der Postillon saß, angezogen mit blauem Uniformrock, mit weißer Hose, schwarzglänzenden Schaffstiefeln und dem mit einem weißblauen Federbusch geschmückten Zylinderhut auf hohem Kutscherbock und blies zuweilen mit seinem Horn.

Nach dem Festgottesdienst am Sonntag wallte ein Großteil der Einwohnerschaft zum Bergfriedhof hinauf, wo seit Jahren jene Männer ruhen, die sich um den Bau der Elsavatales verdient gemacht hatten: der weitem populäre Spessartarzt Dr. Wehsarg und der frühere Ortsbürgermeister Frieß. Ihr Verdienste fanden jetzt nochmals Würdigung und Dank. Wir durften rühmen, daß es Männer unserer Gemeinde waren, die den Bau der Elsavabahn uneigennützig und tatkräftig förderten, einer



Das Fachsenbacher Schloß in Sommersau

(Aufnahme: Welzbacher)

Lokalbahn, die sich für den Spessart als außerordentlich segensreich erwies.

Dann aber benutzten wir den Gang auf dem Friedhof anlässlich der Gedächtnisfeier noch zu einem anderen Zweck. Ich machte meine Landsleute auf die verschiedenartigen Grabdenkmäler aufmerksam. Da erhoben sich über einigen Grabhügeln schmiedeeiserne Kreuze, Erzeugnisse früherer, schlichter, aber echter Volkskunst; andere Gräber trugen Holzkreuze aus Spessarteiche mit hübschem Schnitzwerk, und wieder andere hatten Denkmale von heimischem Sandstein. Die meisten Gräber jedoch zeigten leider dem zusammengebackenen Kunststein, gänzlich unpassend in unserem idyllisch gelegenen dörflichen Bergfriedhof. Es wurde dieser geschmacklos und fremd wirkende „Kitsch“ mit der in der Heimat wurzelnden und ihr angemessenen Kunst (aus Schmiedeeisen, Sandstein und Spessarteiche) verglichen und von den einfachen Bauern auch das Unziemliche erkannt, so daß mancher sich wohl vornahm, bei der Anschaffung von Grabsteinen künftig den Naturstein, den heimatischen Sandstein, zu bevorzugen.

An einem Sommersonntag stieg ich mit einigen Männern im geruhsamen Feiertagschritt auf den sogenannten „Trieb“ zum Waldrand hinan, von wo aus man weithin einen ganz prächtigen Rundblick genoß. Werktags fand der Spessartbäuer zu solcher Aussicht keine Zeit; aber heute konnten sich die Männer voll Behagen umsehen. Am Fuß des Berges kuschelte langgestreckt das heimliche Dorf, eingebettet zwischen Obstainen und Gärten. Da blinkte der Blauschiefer des Kirchturms im Sonnenstrahl, und da glänzte der gelbmetallene Wetterhahn auf der Spitze des Turmes! Links unten am Dorfende zog sich die Platanenallee hin mit ihrem dichten, hellen Laubwerk; sie glich einer Reihe reckenhafter Paladine, die sich baldigend und schützend vors altersgrane Schloß stellten. In nachbarlicher Verbundenheit traten die letzten Häuser von Eschau nahe zur El-sava, an Sommerau heran, mit ihren weißgetünchten Giebelwänden freundlich herübernickend.

Mönchberg, das Marktdorf, schimmerte wie eine vielsackige Häuserkrone von südöstlicher Höhe; rechts drüben auf dem südwestlichen Bergplateau leuchtete, hinter hohem Wald verborgen und geborgen, das kleine, liebe Streit, das – entgegen seinem Namen – landauf und landab als Dorf gilt mit Menschen voll frohen, aufgeschlossenen und friedlichen Gemütes. Die gern besuchte Wendelinuskapelle auf freiem Feld nahe bei Schmachtenberg befand sich gleichfalls noch in unserem Gesichtskreis, der ein buntes Panorama umschloß: helle Feldflächen mit wogenden Getreidefeldern, dunkle Streifen mit Gras und Klee, hebliche Obstbaumgruppen und ernste, stille Wäldchen. Wahrhaftig ein kleines Edenparadies!

Hochgemut kehrten wir heim.

Zusammenfassend ist zu sagen: Jedes Dorf besitzt seinen landschaftlichen Reiz, seine geschichtlichen Merkwürdigkeiten und lebenswerten Besonderheiten. Bildstock oder Dorfbrunnen, die Mühle im Grund und die Burg auf dem Hügel, das Kriegedenkmal beim Lindenbaum und der Weiher vorm Dorf: all dies, richtig geschaut, trägt zur Wertschätzung des Heimatwinkels bei.

Macht das Landvolk heimatstolz! Freilich darf kein plumper, engstirniger Lokalpatriotismus gezüchtet werden, der in törichter Ueberheblichkeit gipfelt. Der echte Heimitstolz schätzt auch die Werte anderer Gegenden, und dadurch entsteht ein harmonischer Zusammenklang stolzen Heimatbewußtseins, eine tiefe Liebe zum örtlichen und weiten Daheim, zum Vaterland. Wahrer Heimitstolz und echte Heimatliebe achten aber auch Land und Leute jenseits der Grenzpfähle und billigen den anderen Völkern gleichermaßen das Recht zu, ihr Heimatland zu schätzen und zu lieben.

Valentin Pfeifer



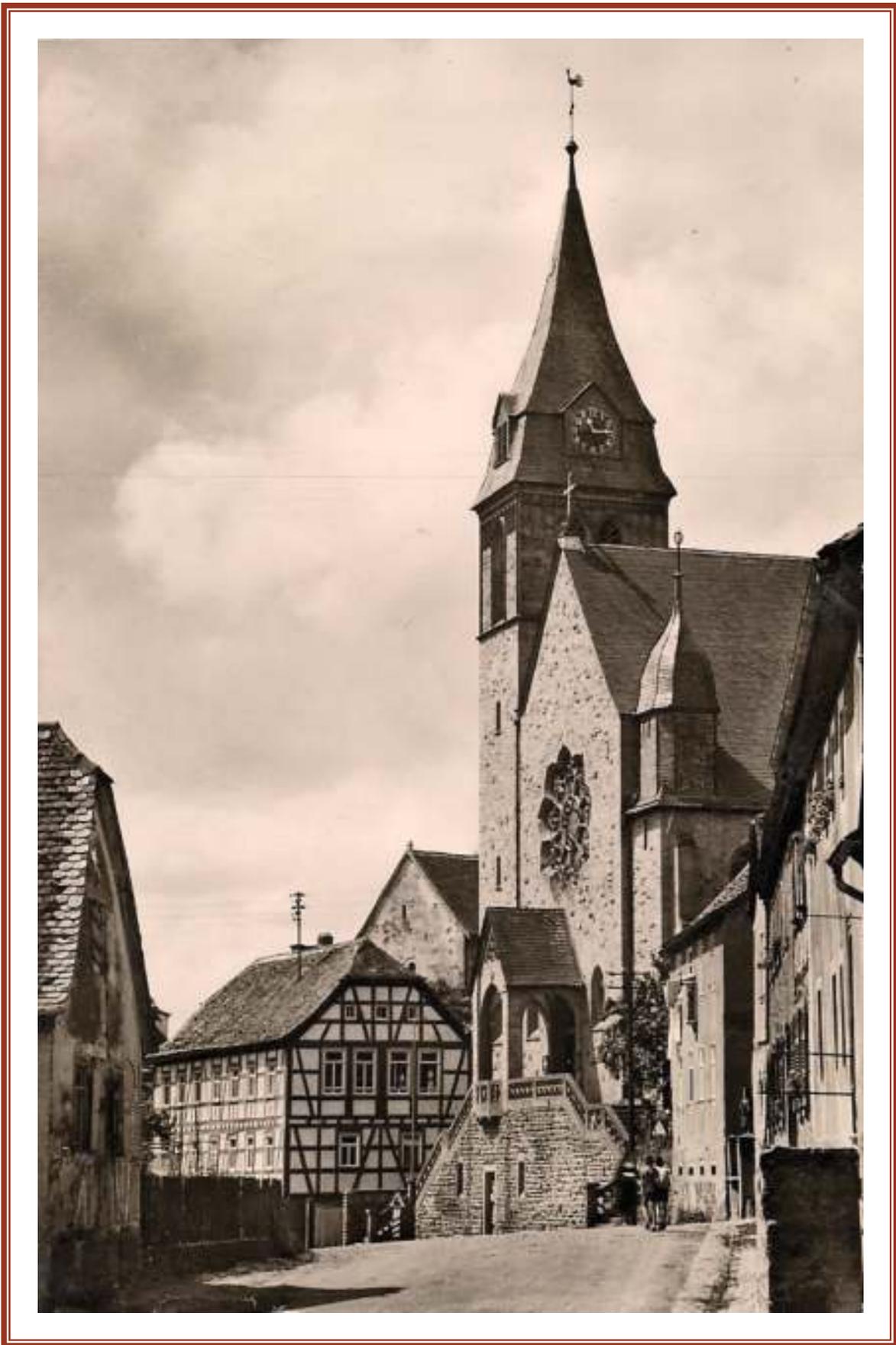
Die Pfarrkirche „St. Laurentius“ in Sommerau, im Volksmund mit dem schönen Attribut „Dom im Spessart“ bedacht. Zeichnung von Lutz Nüllen.



Valentin Pfeifer (1886–1964), wurde 1956 Ehrenbürger von Sommerau. Foto 1952

Information zum Aufsatz „Macht das Landvolk Heimatstolz“ bzw. zu Valentin Pfeifer:

Nachdem Valentins Wohnhaus in Aschaffenburg, Hanauer Str. 14, bei einem Fliegerangriff zerstört wurde, lebten Valentin und Laura Pfeifer vorübergehend, vom 25.10.1944 bis 16.06.1951 in Sommerau.



**Alte Volksschule und Pfarrkirche St. Laurentius, auch „Spessartdom“ genannt.**

Oberhalb der Volksschule ist der Chorgiebel der Alten ehemaligen Pfarrkirche zu sehen. Foto um 1957



**Leichenhaus/Aussegnungshalle mit Kriegerdenkmal und das Priestergrab auf dem Friedhof in Sommerau.**

Fotos 2009/2013: Otto Pfeifer



Eine Gedenktafel des TuSpo Sommerau befindet sich seit 1. November 2016 an der Aussegnungshalle.





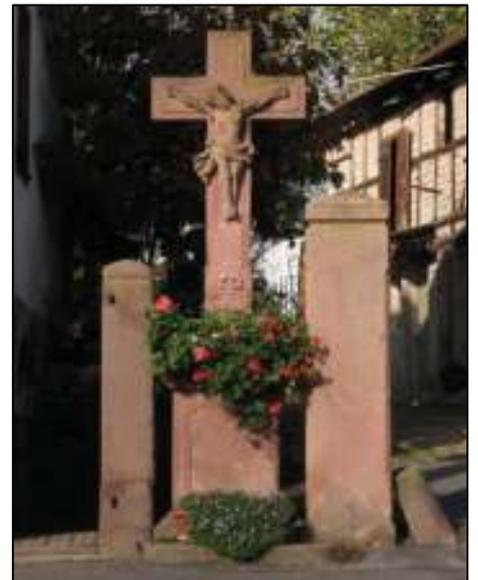
**Der Pietà-Bildstock** (1751) vom Sommerauer Schloss, hat auf dem Friedhof einen neuen Platz gefunden. Restauriert und umgesetzt 2013. Fotos: Otto Pfeifer



**Hochkreuz-Bildstock** (1754) unterhalb Schloss Oberaulenbach.



**Mariensäule** (1914), beim Friedhof. Foto: DEB 2009



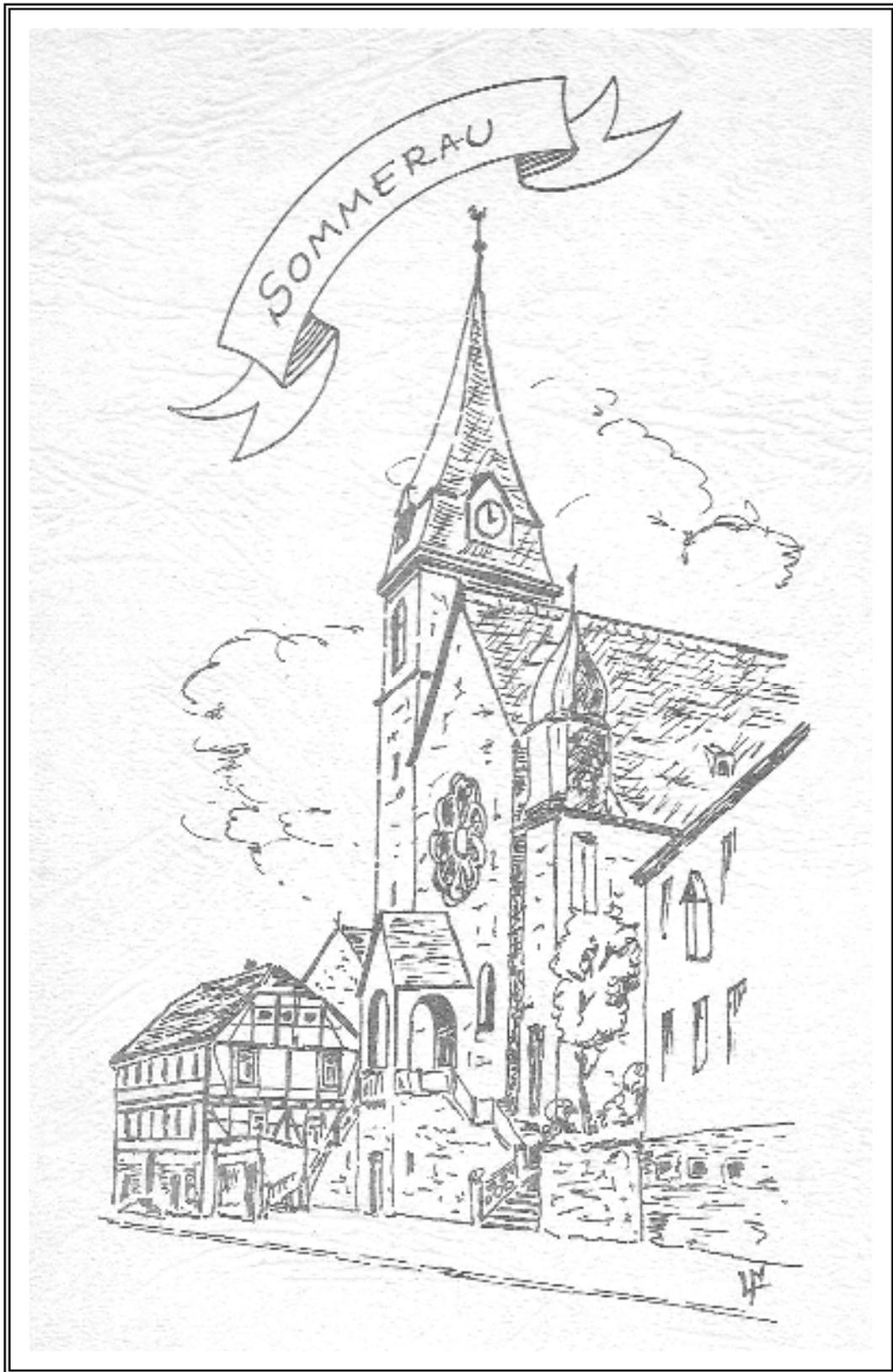
**Bildstock** (1753) an der Hofeinfahrt Frieß/Feser. Foto: DEB 2009



**Bildstock „St. Wendelinus“**, errichtet von der Gemeinde Sommerau 1929, mit Toten-Gedenkstein des Wandervereins. Foto 2019: Otto Pfeifer

**Friedhofskreuz** (1835) dahinter die Priestergräber Foto 2008: Otto Pfeifer





**Pfarrkirche „St. Laurentius“ Sommerau  
im Volksmund „Dom im Spessart“ genannt.**

Erd- und Ausschachtungsarbeiten: 1912, Grundsteinlegung: 1913, Baueinstellung: August 1914, Einzug: Juli 1921, Einweihung am 6. Mai 1923.

Eine Zeichnung von Lutz Nüllen, Lehrer in Sommerau.

## GEDENKSTÄTTE FÜR DIE WOHLTÄTER DER PFARREI SOMMERAU



Die Gedenkstätte für die „Hauptwohltäter“ beim Kirchenbau, wurde im Frühjahr 2019 errichtet und gestaltet. Das am 12. November 1906 von Pfarrer Nikolaus Schnall versprochene Gedenken – „... in Erz und Stein ...“ –, für die „Hauptwohltäter“ beim Sommerauer Kirchenbau wurde hiermit erfüllt und mit Spenden finanziert.



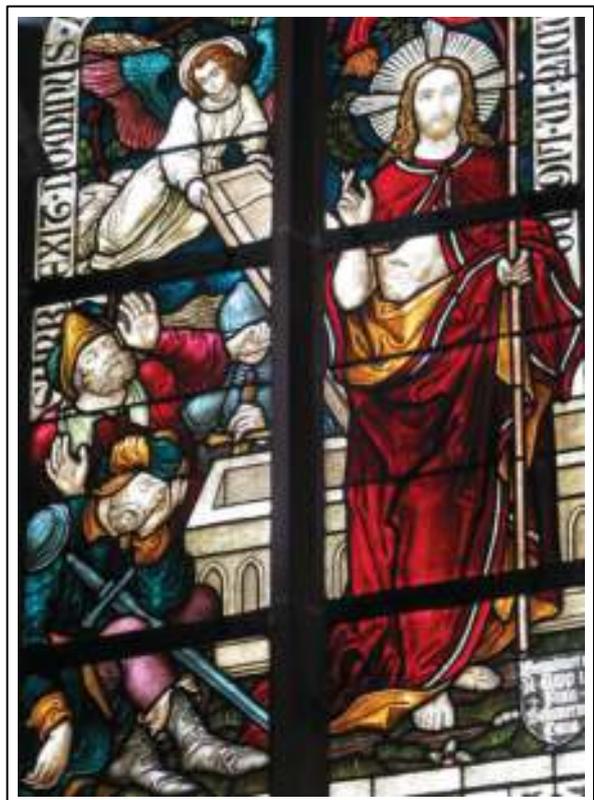
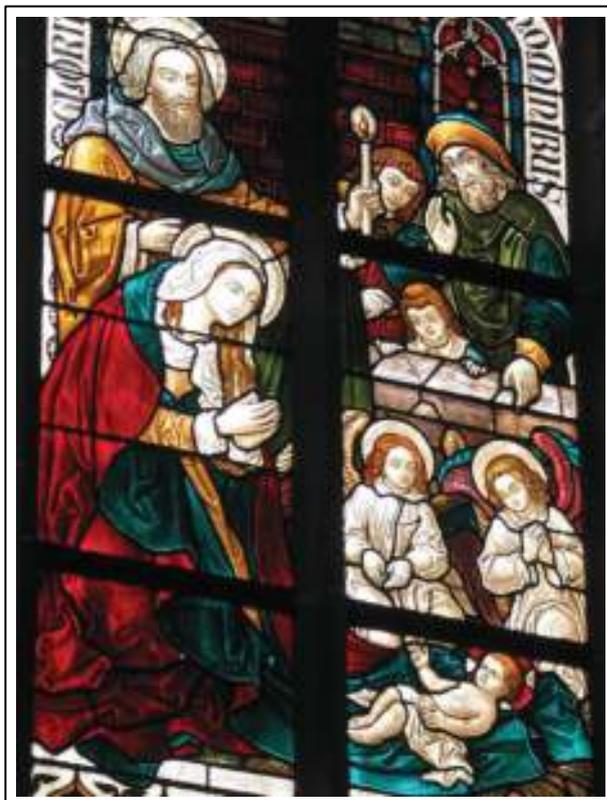
Weitere Informationen im - Teil 3 - Seite 233.



Fotos: Otto Pfeifer



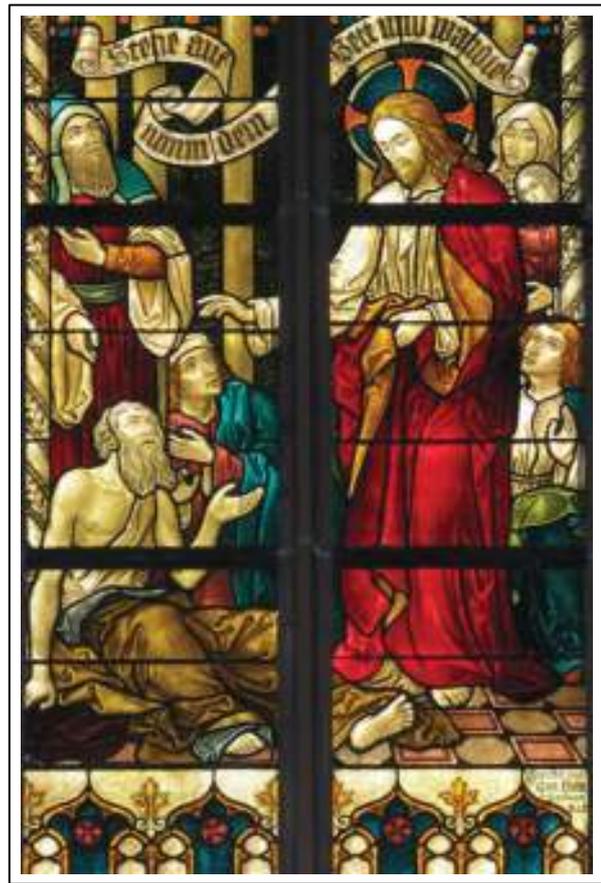
Pfarrkirche „St. Laurentius“ nach der Renovierung 2013. Foto 3/2014: Otto Pfeifer



Die schönen Motivfenster, Christi Geburt und Auferstehung, im Chorraum.  
Fenster-Fotos 2008: Roland Bappert, Werneck-Zeuzleben.



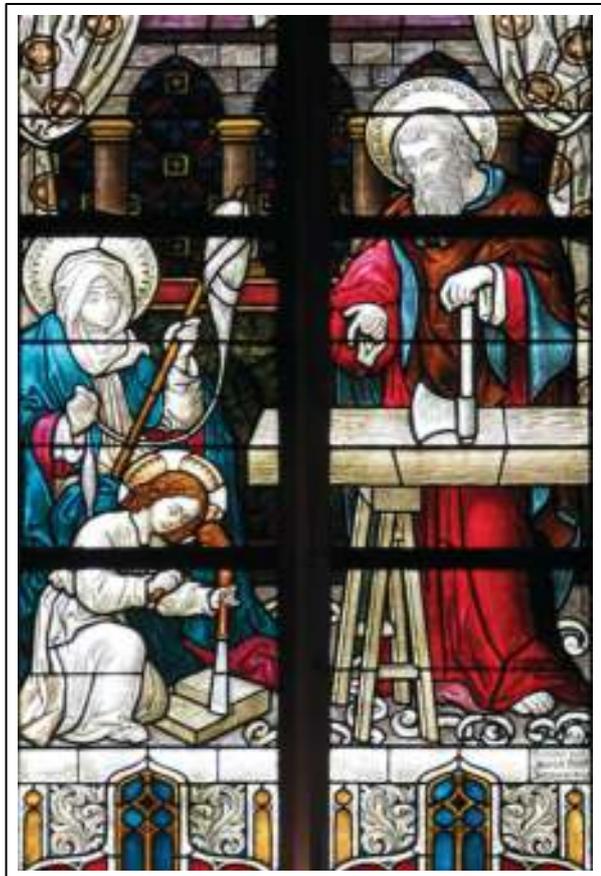
Jesus mit Maria Magdalena



Jesus heilt einen Kranken



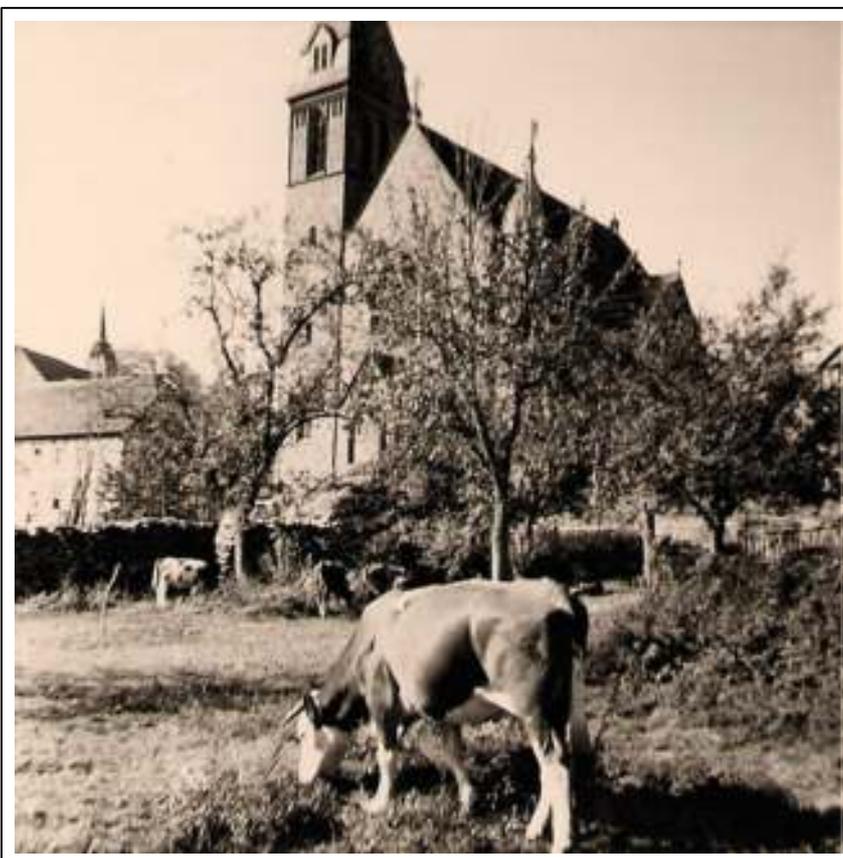
Krönung Mariens



Hl. Familie



Alte Kirche – „Malepartus“ von Dr. Richard Wehsarg – Neue Kirche „St. Laurentius“ in Sommerau. Foto um 1960.



Die Hl. Cäcilia ist das  
Zentralmotiv der Rosette  
des „Spessartdoms“.  
Foto 2012: Otto Pfeifer

**Dörfliche Idylle in Sommerau.**  
Alte Kirche – Alte Schule – Neue Kirche  
Foto um 1960.

## Kirchenpatronsfest St. Laurentius, am 10. August – früher auch Dickfest genannt

Der Name sagt es schon. Es geht „dick“ her – wie zur Kirchweih. Die Zahl der Gäste übersteigt aber bedeutend die am Kirmesfest. Den Morgen beherrscht die religiöse Feier, welche heute außerordentlichen Prunk entfaltet. Das Innere der Kirche schwelgt im Festesschmuck; Geistliche der Umgebung wirken mit, die Feierlichkeit des göttlichen Dienstes zu erhöhen. Festpredigt und Zeremonien des Levitenamtes halten Auge und Herz der Gläubigen in Atem und eine Prozession mit Musik und Standarten trägt die gottesdienstliche Pracht auf die Straße.



An diesem Tag steht die Statue des Hl. Laurentius, des heldenmütigen Diakons, nicht auf dem gewohnten Platz des Seitenaltars, sondern außerhalb des Gotteshauses auf einem mächtigen viereckigen Stein. Die Strahlen der Südsonne legen sich dringlich über das Antlitz des Märtyrers und spielen darüber verklärenden Schimmer. Zu den Füßen der Statue glänzen zwei Teller. In einem sind Brotringel aufgeschichtet; der andere enthält Nickel- und Kupfermünzen, die für das Lorenzibrot gespendet wurden und in die Armenkasse wandern.

Der Nachmittag dient dem leiblichen Wohl. Gespräch und Essen wechseln bis zum Abend. Schweinebraten und Rindfleisch werden zur mittäglichen Mahlzeit, Kuchen und „Plaaz“ zum Kaffee fast verschwenderisch aufgetragen. Und das Dickfest soll jeder mit ungeschwächtem Appetit genießen, zur Ehre des Gastgebers.

Wenn's zu dämmern beginnt, rüsten die Gäste zum Aufbruch. Die Mutter packt ihnen das Festbündel (Kuchen und Plaaz im weißleinenen Tuch) und geleitet sie ein Stück Weg vor's Dorf hinaus.

Aus dem Buch „SPESSARTVOLK – Sitte und Brauch“, 1929, von Valentin Pfeifer. Foto: Otto Pfeifer

## Erinnerungen an die Lorenzentage in Sommerau / Spessart

von Willi Kempf (1929-2021), Aschaffenburg-Schweinheim. Lebensdaten und Foto ergänzt von Otto Pfeifer



Meine Mutter Maria Kempf geborene Frieß stammt aus dem Hause „Staffelfrieß“ in Sommerau. Sie heiratete im Mai 1924 nach Schweinheim in die Dorfmühle.

Der Hausname „Staffelfrieß“ ist entstanden, weil auch noch heute eine hohe Sandsteintreppe (Staffel) in den 1. Stock des Hauptgebäudes führt. In diesem Stockwerk befinden sich die Wohnräume, während die Wirtschaftsräume, wie Stallungen und sonstige Räume, im Parterre untergebracht waren bzw. sind.



Eigentümer der Liegenschaft zur Zeit meiner Besuche waren meine Großeltern Pius Josef (1876-1944) und Anna Sofia (1868-1946) Frieß. (Foto)

Meine Mutter war mit ihrem Elternhaus sehr verbunden. Es war daher verständlich, wenn sie des Öfteren nach Sommerau fuhr und das war natürlich am Lorenzentag. Man sagte mir, dass dieser Tag der Tag sei, an dem alle Weggezogenen in ihr Heimatdorf zurückkehren. Nachdem unsere Großeltern ihre Enkel sehen wollten, fuhren die drei Kempfbuben Linus (\*1925), Josef (\*1927) und ich (\*1929) mit.

Für uns Buben war das eine kleine Weltreise. Wir stiegen im Bahnhof Aschaffenburg-Süd ein und fuhren zunächst nach Elsenfeld. Hier ging es weiter mit dem inzwischen stillgelegten Spessartbähnle, Strecke Elsenfeld-Heimbuchenthal, das wir bei der Haltestelle Eschau-Sommerau verließen. Einen Bahnhof gab es dort nicht. Wenn der „Spessart-Express“ zum Ein- und Aussteigen dort hielt, war die Straße zwischen Eschau und Sommerau zu, was nicht besonders schlimm war, weil sich der Autoverkehr damals noch in Grenzen hielt. Ich erinnere mich noch, dass sich die kleine, mächtig Rauch ausstoßende Lokomotive an der leicht ansteigenden Strecke am Kloster Himmelthal etwas schwer getan hat. Die Rückfahrkarten mussten wir beim (Gastwirt u. Posthalter) Karl Amendt (1876–1956) holen, der an der Eisenbahn-Haltestelle das Gasthaus zur „Eisenbahn“ mit einem Fahrkartenschalter betrieb.

Der Wohnraum meiner betagten Großeltern befand sich nach der Haustüre oben links. Im Zimmer saß mein Großvater in einem Lehnstuhl am Fenster. Er hatte schlohweißes Haar und hatte eine helle Stimme. In seiner Westentasche befand sich eine alte, dicke Taschenuhr. Der Schlüssel dazu zum Aufziehen hing an der Uhrenkette. Ich ließ mir jedes Mal die interessante Uhr zeigen. Meinen Großvater schätzte ich sehr. Im gleichen Raum war eine alte Wanduhr in Holz eingebaut, die einen schönen dunklen Klang hatte, den ich noch heute höre, wenn ich daran denke.

Meine Großmutter Anna empfing uns mit selbstgebackenen Blechkuchen. Sie war eine gutherzige Frau. Sie gab sich gerne mit uns Buben ab. Ihr Kuchen schmeckte uns besser, als der von der eigenen Bäckerei in Schweinheim.

Unser Tatendrang war groß. Dazu gaben die umfangreichen Gebäulichkeiten viel Gelegenheit. In der Remise standen meines Wissens zwei Kutschen, die besichtigt und benutzt werden mussten. Eine davon war geschlossen, die andere (ein Landauer) offen, beide in einem guten Zustand. Auf dem Dachboden fanden wir viele interessante Dinge. Zum Beispiel lag dort ein fast neuer Reitsattel, den offensichtlich mein Onkel Alfred (Fredel), der am 24. April 1933 bei einem Holztransport tödlich verunglückte, zum Ausreiten benutzt hat. Leider habe ich ihn nicht mehr erlebt.



Hinter der Scheune war ein Göpelwerk installiert, mit dem eine Futterschneidmaschine angetrieben wurde. Das ist eine alte Drehvorrichtung, angetrieben durch ein im Kreis herumgehendes Pferd, zum Antrieb von Arbeitsmaschinen (z.B. in der Landwirtschaft). Diese Einrichtung war der Vorgänger des Elektromotors.

Foto: v.l. Alfred, Anna und Pius Frieß, Johanna mit Elisabeth und Albrecht Frieß um 1929

Ein besonderes Erlebnis hatten wir bei unseren Entdeckungsreisen außerhalb des Hauses. Wir fanden damals hinter der alten Kirche in der Nähe des Friedhofes achtlos hingeworfene menschliche Gebeine und mehrere Totenköpfe, die uns das Gruseln beibrachten. Offensichtlich hatte ein Totengräber bei der Räumung einer aufgelassenen Grabstätte nicht die notwendige Sorgfalt walten lassen. Bei jedem Besuch in Sommerau am Lorenzentag zog es uns zuerst nach der makabren Fundstelle. Die Gebeine und Totenköpfe wurden von Jahr zu Jahr weniger, bis sie endlich nach einiger Zeit ganz beseitigt waren.

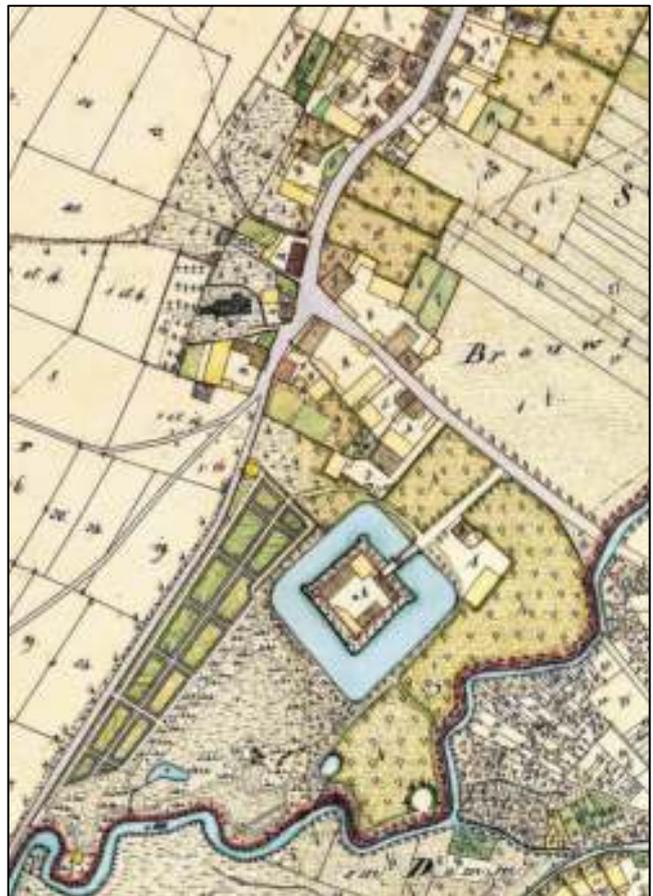
## Wasserschloss Sommerau – „Tag der offenen Tür“



Eingangstor zum Sommerauer Schloss. Foto DEB 2009



Vorsicht! – Das Schloss wird immer noch bewacht.  
Foto 2008: Otto Pfeifer



Ausschnitt aus der Ur-Aufnahme von 1844



Der Blick vom „Café am Schloßpark“ zum Sommerauer Wasserschloss. Foto um 1960.



Blick vom inneren Schloss-Tor über die Brücke zur Platanen-Allee und Straße. Foto um 1960



Schloss Sommerau, Brücke und Schloss-Teich. Eigentümer Wilfried Stendel. Foto DEB 2009



Fotos 2013: Otto Pfeifer



Schlosshof mit Brunnen. Fotos 1961.





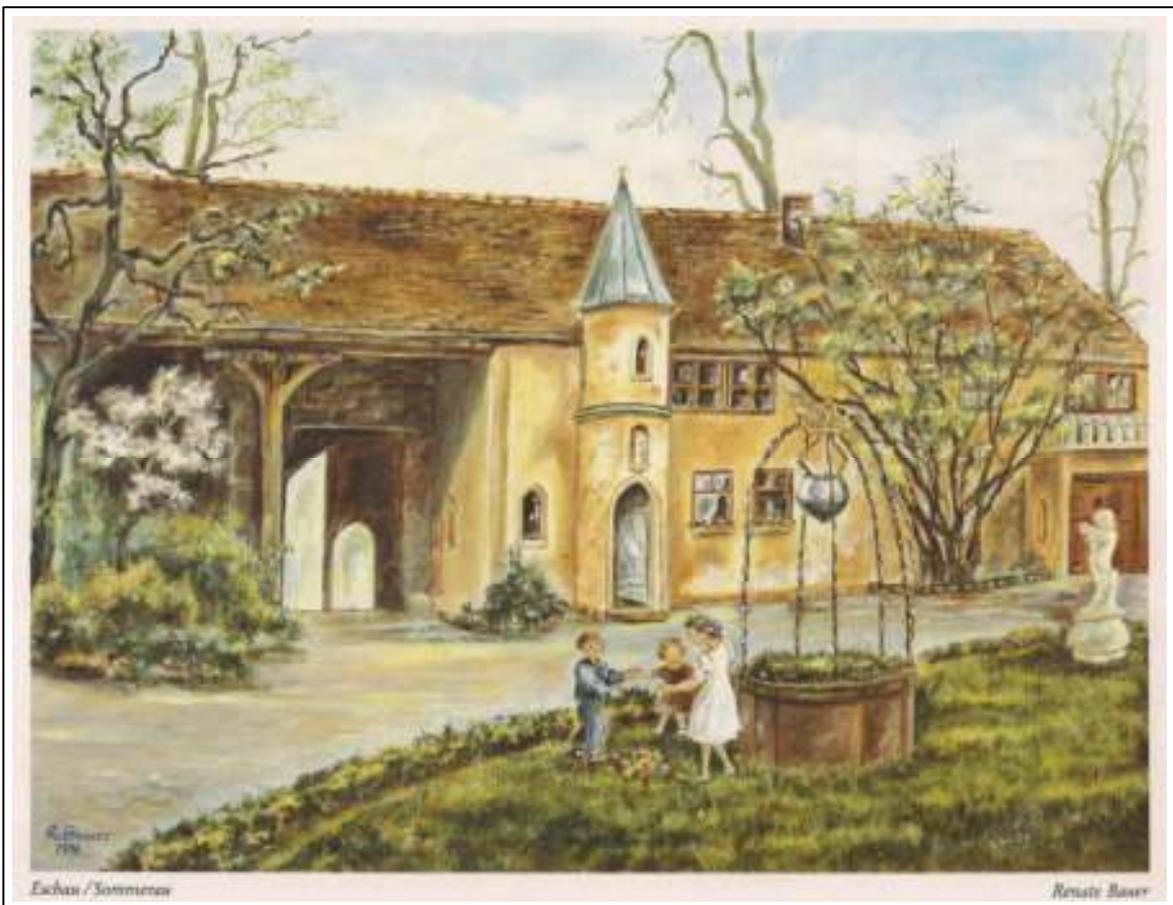
Schlossherr Kurt Kamphausen und Karl Müller. Foto 1961.



Schloss Sommerau. Der Eigentümer Kurt Kamphausen hatte viel in das alte Anwesen investiert. Foto 1961.



Schloss Sommerau – Kapelle. Foto 1961.



Eine Zeichnung von Renate Bauer vom Schloss Sommerau – Innenhof, am Brunnen.



## Schloß<sup>\*)</sup> Sommerau

von Grimbart.

☸

Eine Sage.

☸

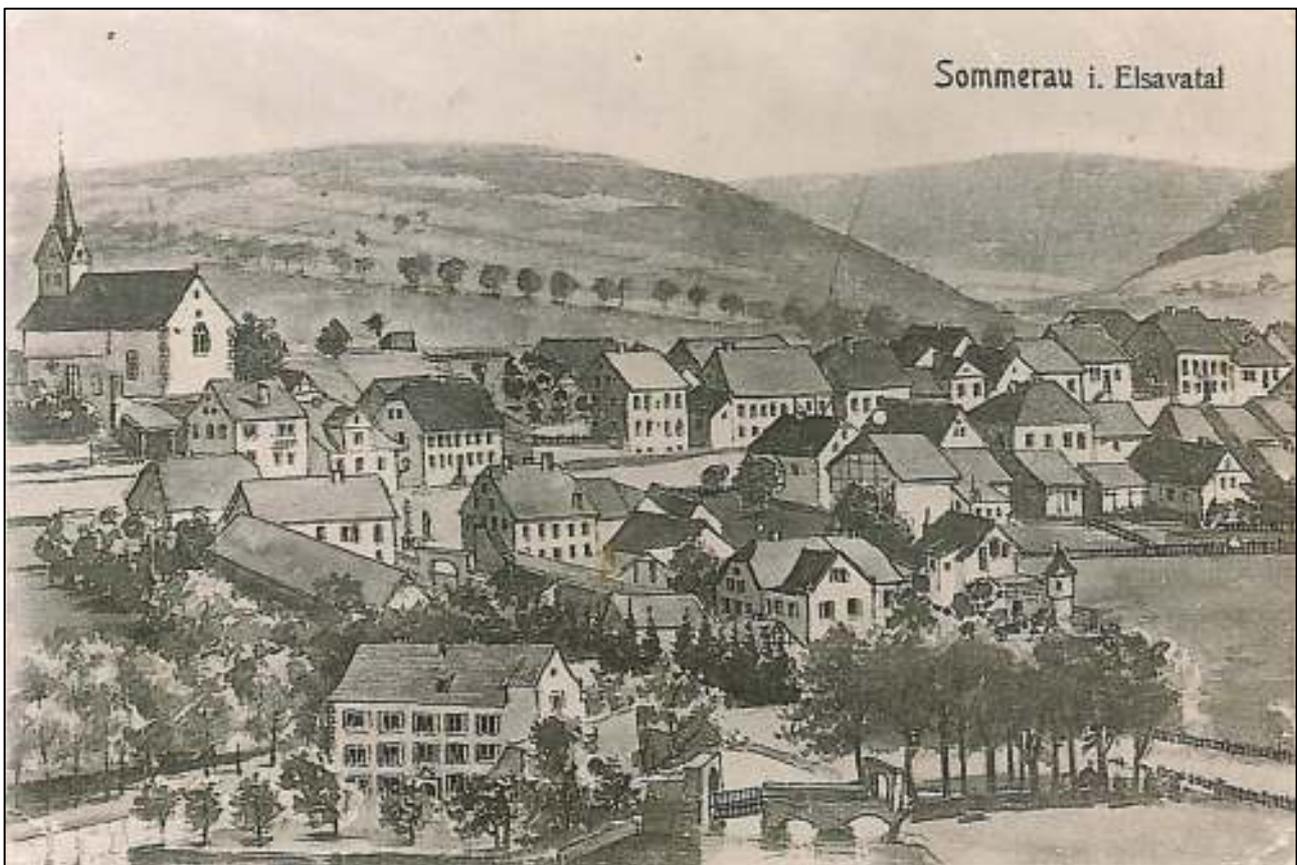
Vom Kirchturm hernieder schlägt's Mitternacht! —  
 — Da wird's lebendig vom Kirchhof her —  
 In's Dorf verteilt sich's die Kreuz und Quer —  
 Zum Schlosse herunter in eilemdem Lauf  
 Stürmt keuchend ein reißiger Bauernhauf!  
 Doch nicht mit Flinte und Morgenstern  
 Bedroh'n sie das Schloß ihres Standesherrn,  
 Wie einst sie's in blindem Wüten getan, —  
 Nein, Steine schleppen sie, Balken heran,  
 Und Richtscheit und Winkel, Lot, Hammer und Kell',  
 Art, Säge erglänzen im Mondlicht hell.  
 Es dröhnt auf der Holzbrück', gesprengt ist das Tor!  
 Erschrocken flattert der Uhu empor. —  
 Schon sind an der Arbeit emsig die Bauern,  
 Sie hacken und graben, sie rüsten und mauern,  
 Sie zimmern und hobeln, hantieren mit Feile,  
 Mit Hammer und Meißel in fliegender Eile,  
 Und ehe noch eine Stunde vergangen,  
 Seh'n hell sie ihr Werk im Mondschein prangen!  
 Der Wetterhahn dreht sich und quietscht auf dem Turm —  
 Da schlägt es Eins! — Erneut heult der Sturm; —  
 Ein Blitz und ein Schlag! — Es bröckelt und kracht! —  
 Versunken im Weiher ruht all die Pracht —  
 Bis wieder zur nächsten Mittsommernacht.

**M**ittsommernacht ruht über Sommerau.  
 Zerriffene Wolken, düster und grau,  
 Sie jagen weg über's Herrenschloß,  
 Das halb einst zerstörte ein Bauerntroß.  
 Nur ab und zu trifft ein Mondenstrahl  
 Die mächtigen Mauern, die nackt und kahl,  
 Von Weiher und wirrem Geäst umgeben,  
 Jahrhunderten trotzend sich stolz erheben.  
 Unheimlich tönt aus den Ulmen am Tor  
 Des Uhu dumpfgrollender Ruf hervor;  
 Die Erlen am Bach beugt des Sturmes  
 Nacht —

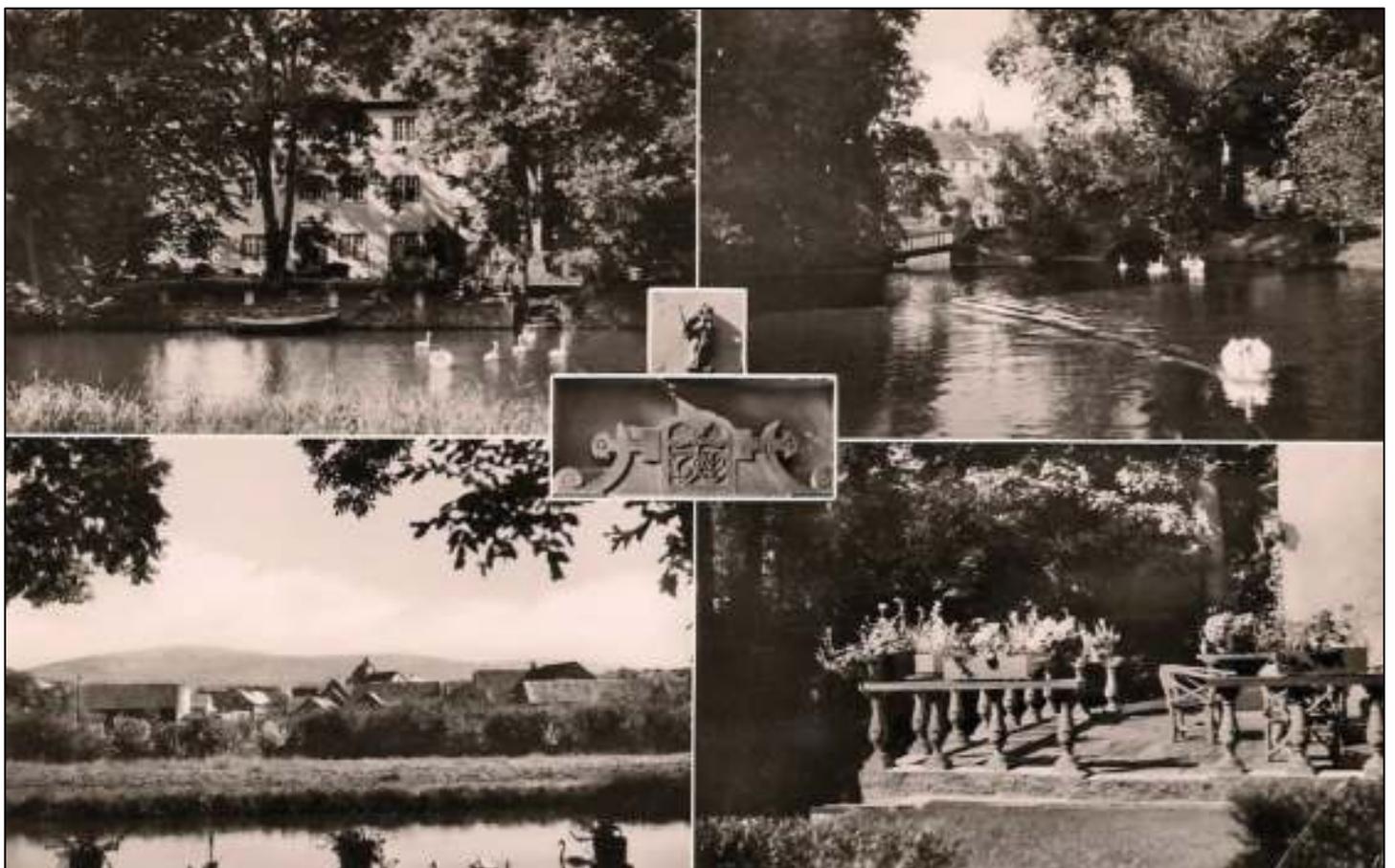
\*) Das Schloß zu Sommerau im Elsavatal, den Freiherren von Fechenbach gehörig, wurde im Bauernkrieg teilweise zerstört. Der sieben gebliebene Flügel wird jetzt noch zeitweilig bewohnt.

Sagen-Gedicht von Adolf Völkers, alias „Grimbart“, Sommerau – Aus einem „Spessart“-Heft 1906.

Um das Sommerauer Wasserschloß ranken sich einige Sagen-Geschichten, die Karl Heinrich Caspari, Pfarrer in Eschau, Michael Joseph Wirth, Hutmacher – Ratsschultheiß – Chronist in Miltenberg niedergeschrieben haben. Auch in den „Spessart-Sagen“ von Valentin Pfeifer können diese nachgelesen werden.



Eine gezeichnete Ansichtskarte von Sommerau um 1910. Vermutlich von Dr. Richard oder Mary Wehsarg.



Oben rechts, ein Blick zur Alten Kirche Sommerau; unten links, ein Blick vom Schloss nach Eschau. Fotos um 1960.

„Muschik - Aus dem Leben eines Pferdes“ – Eine Geschichte aus dem Buch (1940) der Malerin Gertel Hagemann-Stamm (1891-1939), der Ehefrau des Malers Oskar Hagemann. – Im Oktober 1920 zogen die Hagemanns nach Karlsruhe; sie wohnten vier Jahre im Sommerauer Wasserschloss.

Die Geschichte spielt zum großen Teil in Sommerau und Umgebung. – Hier ein Auszug.

Im 5. Kapitel wird erzählt, dass Ute, die Frau des Sommerauer Schlossherrn, das Zirkuspferd Muschik nach einem Proberitt, von durchreisenden Zigeunern erworben hatte.

## 6. Kapitel

### IN WELCHEM MUSCHIK ES GUT HAT

Morgens durfte Muschik sich auf den Schlosswiesen herumtreiben. Er bekam immer pünktlich sein Futter, wurde von Andreas gebürstet und gestriegelt und hatte nur Nachmittags seine Herrin in die Wälder oder auf den Berg zu tragen. Nie mehr mußte er auf zwei Beinen stehen und Verbeugungen machen, denn Ute liebte es nicht, wenn Tiere sich wie Menschen benehmen sollten. Muschik brauchte auch nicht mehr so viel Musik zu hören, aber ganz erspart blieb sie ihm nicht, denn Ute spielte unterwegs oft Flöte. Die steckte in der rechten Satteltasche und wurde je nach Bedarf in Dur oder Moll gespielt.

War Uzekin zufällig in der Nähe, so begleitete er die Melodie in aufdringlicher Weise. Wenigstens Muschik fand es abscheulich und legte jedesmal die Ohren an, wenn Uzekin den Schnabel auftat. Auch Coco war sein Freund nicht, denn gleich in den ersten Tagen war dieser tückische Geselle heimlich in den Stall gekommen und hatte den ahnungslosen ins Ohr gebissen. Nur mit seiner Herrin tat Coco schön und tupfte ihr mit seiner schwarzen, knopfartigen Zunge vorsichtig auf die Backe. Muschik hatte für Zärtlichkeiten kein Verständnis und erwiderte sie niemals. Wenn er Zucker bekam, nahm er es ohne Dank hin und wandte sich schnell wieder ab. Ute ließ sich von seiner Kälte nicht beirren. Sie liebte ihn und nahm jede mögliche Rücksicht. Wenn es steil bergauf ging, stieg sie jedesmal ab, und wenn am Wegrand saftiges Gras stand, ließ sie ihn schnell ein Maul voll davon nehmen.

Oftmals wurde er vor einen leichten Jagdwagen gespannt, mit dem man Gäste von der nächsten Bahnstation abholte oder Korn in die Mühle fuhr.

Wenn es heimwärts ging, war Muschik, der bei dem guten Leben viel überschüssige Kraft angesammelt hatte, kaum zu halten.

Einmal wurde ein Freund abgeholt, der vier Jahre im Krieg gewesen war. Er wollte Ute auf ihren Ritten begleiten und lieh sich von einem Bauern ein gutes Pferd, einen kräftigen Braunen. Muschik hingegen, meinte er, sei gar kein richtiges Pferd. Da wettete Ute mit ihm, dass Muschik den Zug einholen würde. Es war eine kleine Seitenbahn, und die Reiterin wählte den Rückweg zum Austragen der Wette. Und wirklich! Muschik erreichte zugleich mit dem Zug die Station. Ute sah den Freund mit blitzenden Augen an und schüttelte die Haare aus der Stirn. Aber der sagte, es sei ja gar keine richtige Eisenbahn gewesen.

Am Ende dieses schönen Sommers kam noch eine Freundin dazu, die sich auch ein Pferd, ebenfalls einen Braunen, mietete, und die drei beschlossen, eine zweitägige Reise hoch zu Ross zu machen. Muschik bekam rote Trotteln an das Kopfgeschirr und durfte in der Mitte traben. Das machte ihm Freude! Er schnaubte wie ein edler Renner und trug den Schwanz leicht gehoben. Vom Dorf aus ritt man auf schmalem Pfad gleich rechts die Höhe hinauf. Es herrschte eine sehr angeregte Stimmung, und lebhaft ging das Gespräch hin und her, zu lebhaft – fand Muschik; auch wurde fast bei jedem Apfelbaum angehalten. Endlich gelangten sie an einen schönen, breiten, grasbewachsenen Waldweg, auf dem sogar ein Galopp versucht wurde, zu dritt in einer Reihe.

Gegen Mittag erreichte man den Main, der breit und glänzend zwischen den Wiesen dahinfloß und den die Reiter auf einer alten Schiffsfähre überqueren mußten. Die großen Pferde scheuten und waren nur mit vieler Mühe zu bewegen, auf die schwankenden Bretter zu treten, Muschik hingegen nahm das Hindernis ohne Bedenken und wunderte sich innerlich, wieviel Aufhebens um eine solche Kleinigkeit gemacht wurde; da hatte er anderes erlebt.

Die schöne Ruine von Stadtprozelten lag gegenüber, doch dafür hatte Muschik keinen Sinn. Um so mehr erfreuten sich die Reiter daran. Angesichts des prächtigen Bildes wurde auf einem Hügel das Mittagmahl bereitet, und da sie gerade unter einem Birnbaum lagerten, gab es süße Honigbirnen als Nachspeise. Die Pferde bekamen von dem Hafer, den man vorsichtshalber im Mantelsack mitgenommen hatte, und durften am Wiesenrain grasen, der Hund Schnauzerchen erhielt die Abfälle und einen Wurstzipfel. So war es ein fröhlich-behagliches Mahl für Menschen und Tiere. Die Sonne wärmte dabei, und die drei Reiter nahmen schnell ein kaltes Bad. Das beutzte einer der Braunen, sich loszureißen und querfeldein zu rennen. Und Muschik, der sonst so gesetzte, geduldige Muschik, was fiel dem ein? Erwachte etwas von seinem früheren Jugendübermut in ihm? Fühlte er sich in die weiten Ebenen seiner Heimat zurückversetzt, wo er so frei und ungebunden hatte herumtollen können? Er riß sich ebenfalls los und jagte dem Ausreißer nach, und Schnauzerchen – vom gleichen Taumel erfaßt – raste nebenher und feuerte die beiden mit seinem leidenschaftlichen Gebell an. In kurzer Zeit war die wilde Jagd den Blicken der Reiter entschwunden.

Die sahen sich sprachlos an. Das war eine peinliche Lage! Wenn sie jetzt die Pferde nicht wieder einfangen konnten? Aber man hatte ja zum Glück noch eines bei sich – es war der Freundin mit aller Anstrengung gelungen, ihr Tier festzuhalten; darauf setzten sie nun all ihre Hoffnung. Und wirklich! Nach einer langen Viertelstunde des Hangens und Bangens kamen die beiden Ausreißer wieder von selbst zurück. Verhältnismäßig leicht ließen sie sich wieder einfangen, ein böses Gewissen schienen sie nicht zu haben, und zu Vorwürfen war keine Zeit. Es musste schnell neu aufgepackt und aufgesessen werden, denn von Süden her war eine dunkle Wolke heraufgezogen. In der Ferne donnerte es schon.

Gerade gelang es ihnen noch, ein Gehölz zu erreichen, dann brach das Unwetter los. Die drei Reiter mussten einen heftigen Regenguß über sich ergehen lassen und hatten sich unter einen großen Baum geflüchtet, obwohl man das gerade bei Gewittern nicht tun soll. Die Pferde wurden ganz naß und traten bei den heftigen Blitzen und krachenden Donnerschlägen unruhig hin und her. Nur Muschik hatte seinen Gleichmut wiedergefunden, und als man schließlich, nachdem das Gewitter abgezogen war, ziemlich zerzaust in das kleine Städtchen Wertheim einritt, schritt er mit voller Würde zwischen den beiden Braunen, immer eine Pferdekopflänge voran, über die Tauberbrücke. Er wurde sogar, und nicht nur von den Kindern, für einen Grafenschimmel gehalten, wie der jüngste Kellner vom „Badischen Hof“ später den Reitern anvertraute. Die guten Wertheimer Bürger, die gerade mir Regenschirmen von ihrem Sonntagnachmittagsspaziergang zurückkehrten, wussten überhaupt nicht recht, was sie zu solchem Aufzug sagen sollten. Einige waren so verblüfft, dass sie höflich ihren Hut zogen und grüßten, andere jedoch schüttelten den Kopf über soviel Unbürgerlichkeit.

Die Reiter waren froh, angelangt zu sein; das Gasthaus aber, der „Badische Hof“ war voll besetzt. So wurden sie zur Nacht in ein dunkles, altes Haus mit dumpfen Zimmern ausquartiert. Mit der Nachtruhe ist es nicht weit her gewesen, doch das ist ja auch gar nicht nötig auf solch einer Reise.

Für die Pferde gab es gleichfalls keinen Platz, und der Freund mußte längere Zeit suchen, bis er sie am jenseitigen Mainufer in einem engen Stall unterbringen konnte. Dort muss es ihnen wohl auch nicht gerade gut ergangen sein, denn Muschik war am nächsten Morgen sichtlich ungehalten und nervös. Seine Laune wurde erst wieder besser, als er merkte, dass es heimwärts ging.

Es war ein klarer, heller Morgen. Die Reiselustigen hatten von den Anstrengungen des vergangenen Tages einen tüchtigen Muskelkater bekommen, aber was machte das schon! War es doch über alle Maßen schön, so zu dritt im frischen Morgenwind dahinzutragen. Der Weg stieg in sanften Schleifenlinien den Berg hinan, bei jeder Wendung sah man ein Stück mehr von dem herrlichen Land und seinem Fluß.

Auf der obersten Höhe hielten die Reiter an. Still und leuchtend, von den Purpurtönen des frühen Herbstes schon lebhafter gefärbt, breitete sich die Landschaft unter ihnen aus. Sie konnten sich kaum satt sehen; die Pferde wurden ungeduldig und drängten fort.

Es ging nun stundenlang bergauf und bergab, durch einsame Wälder, über schmale Brücken, durch enge Holzwege, mitten durch den Spessart. Aber es begegneten ihnen keine Räuber, nur Eichhörnchen und Rehe, Füchse und Wildschweine; und wenn die Braunen gelegentlich scheuten, Muschik trabte unentwegt weiter, das Getier konnte ihm nichts anhaben. Mittags ruhten sie sich in einem kleinen Waldwirthshaus aus und trockneten die Mäntel, denn es hatte wieder kurze Regenschauer gegeben, und die Pferde bekamen den letzten Rest des Hafers.

Da die Zeit knapp geworden war, wurden später gefährliche Abkürzungen gemacht, wobei Muschik beinahe gestürzt wäre. Er nahm auch das ruhig und ergeben hin, aber unbegreiflich und unvernünftig

fand er es doch von den Menschen, dass sie solch halsbrecherische Abstiege versuchten, wo es doch augenscheinlich überall gute und sichere Wege gab, auf denen man wohlbehalten nach Hause gelangen konnte. Und es kam noch schlimmer: der Weg wurde immer beschwerlicher, Wurzeln und Zweige versperrten den Durchgang, Steine rollten den Abhang hinunter, und der Sturm schüttelte die Wipfel; die Berggeister gingen um. In der rasch hereinfallenden Dämmerung sahen die vom Blitz und vom Sturm gefällten Bäume drohend und gespenstisch aus. Es war erregend geheimnisvoll und ein wenig unheimlich, zumal keiner wusste, ob man die Richtung innegehalten hatte.

Und so waren sie alle erleichtert, als die Lichter ihres Dorfes im Tale unter ihnen auftauchten. Es ging noch einen letzten lehmglatten Hohlweg hinunter, auf dem die Pferde mehr rutschten als gingen, aber dann fühlten sie die feste Strasse unter sich. Sie wieherten leise und waren auf einmal nicht mehr müde; munter trabten sie durch das Dorf bis zum Schlosseingang. Dort stand schon Utes Schwester mit einer Laterne und war glücklich, dass alle wieder heil da waren.

Muschik kam gleich in seinen guten Stall und wurde nach all den Mühsalen von Andreas aufs beste versorgt. Die beiden Braunen aber brachte man noch am selben Abend ins Dorf zurück.

Als Freundin und Freund abgereist waren, fing das gute, faule Leben für Muschik wieder an. Morgens durfte er sich ungestört auf der Schlosswiese herumtreiben. Zuweilen machte er einen kleinen Wettlauf mit dem Esel, oder er jagte die Enten, die auf dem Land nicht gut laufen konnten, ins Wasser. Unter großem Spektakel watschelten sie dann auf den Teich zu, ließen sich unbeholfen hineinplumpsen und riefen Muschik mit erhobenem Bürzel aus sicherer Entfernung ein empörtes „Bak-bak-bak“ zu.

Im Dezember wurde es sehr kalt, da drängte Muschik so nah wie möglich an den Esel, obgleich das eigentlich unter seiner Würde war. Der Kälte wegen hatte man auch die Hühner und Enten mit in seinen Stall gesetzt. Dadurch gab es viel Unruhe. Vor allem, wenn sich nachts die Ratten heranschlichen. Dann rannten die armen Enten von einem Stallende bis zum anderen, und die Hühner krakeelten auf ihrer Stange. An Schlaf war natürlich nicht zu denken. Aber wehe, wenn das Geflügel Muschik zu nahe kam! Da musste manch eines seine Federn lassen und kam morgens ganz verunstaltet wieder heraus. Andreas schimpfte und drohte dann, aber Muschik hatte ja kein Gewissen. –

Als schließlich helle, kalte Wintertage mit Sonne und glitzerndem Schnee kamen, wurden wieder Reitausflüge in größerer Gesellschaft unternommen. Außer Muschik und dem Apfelschimmel des Nachbarbauern liefen noch zwei Reitpferde mit, die dem Arzt gehörten. Das gefiel Muschik sehr. Er schnaubte und gebärdete sich stürmisch. Er schüttelte die roten Troddeln, die ihm sehr gut standen, obwohl sie bei ihm peinliche Erinnerungen an die Karusellzeit erweckten. Zum Glück wurde keinerlei Musik gemacht, und er durfte sich benehmen wie die anderen Pferde auch. Man wählte meistens die Straße nach Hobbach, die breit genug war, dass alle nebeneinander reiten konnten. Auf dem hartgefrorenen Boden klapperten die Hufe laut. Die Gesellschaft scherzte und lachte, den Pferden kamen weiße Dampf Wolken aus den Nüstern. Im „Gasthaus zum Spessart“ stiegen die Reiter ab, wärmten sich Hände und Füße am offenen Holzfeuer und tranken Glühwein dazu. Die Pferde standen gut zugedeckt und trieben allerlei Schabernack. Ehe es weiterging, bekamen sie Zucker und Brot. Herrliche Zeiten waren das für Muschik!

Es gingen noch ein Frühling und ein Sommer ins Land, aber im Herbst wollte Ute mit ihrem Mann das Schloss verlassen. Der Maler brauchte neue Aufträge und Modelle; er konnte diesen großen Haushalt nicht nebenbei weiterführen. Ute freute sich auf die bevorstehende Veränderung. Allerdings – der Abschied von einigen der Tiere und der lieb gewordenen Umgebung wurde ihr schwer.

Den Hund Cäsar wollte der Arzt übernehmen, der Esel wurde verkauft. Schnauzerchen, die Papageien und Muschik sollten mitgenommen werden. Da Utes Mann erklärte, er könne keinen „Extrazug“ für Muschik nehmen, schrieben sie an den Freund, ob er vielleicht Muschik in die neue Stadt bringen könne. Sie saßen über dem Atlas und rechneten die Kilometerzahl aus. Der gute Freund war sofort bereit, den ehrenvollen Auftrag anzunehmen.

Schon wurden die ersten Kisten gepackt, es hallte von fröhlichen Hammerschlägen wider, Holz wurde verfrachtet, Kartoffeln und Mehl zur Station gefahren. Muschik hatte viel zu tun und traute der Sache nicht recht. Coco holte die Nägel aus dem Werkzeugkasten, Uzekin saß auf dem Kofferrand, und Schnauzerchen jagte aufgeregt hin und her.

Zum letztenmal wurden hinten auf der Wiese die Gravensteiner Äpfel abgenommen und der Karpfenteich abgelassen. Es gab ein großes Fischessen und viele Fische wurden verschenkt.

An einem kalten Oktobertag ging es zum letztenmal zum Streitberg hinauf. Bis auf Muschik war es allen besonders feierlich zumute.

Oben angekommen, setzte sich Ute auf einen verwitterten Baumstumpf. Sie rief die Hunde neben sich und behielt Muschik am Zügel. Sie legte die Arme um die Tiere und schien sehr bewegt. Ihr helles Gesicht war ganz von Tränen überströmt.

„Es ist unser letzter Ritt hier“, sagte sie traurig zu Muschik. „Morgen reisen wir ab.“

Aber Muschik interessierte das nicht. Er hatte ein Kleefeld gesehen und strebte dorthin. Die Hunde hatten mehr Verständnis. Cäsar leckte Utes Hand und versuchte auch die Backen zu erreichen. Schnauzerchen sah sie nur mit demütiger Hingebung an.

„Ja Schnauzerchen“, sagte sie, „dich nehme ich mit und Muschik und Coco und Uzekin auch. Wir wollen nun immer zusammenhalten.“ Schnauzerchen bellte laut und zustimmend. „Du, Cäsar, darfst hierbleiben und wirst es gut haben.“

Sie streichelte seinen warmen, goldbraunen Leib und sah solange in die untergehende Sonne, bis sie lauter schwarze Kreise in den Augen hatte. Dort wo sie unterging, hinter den violett-blauen Bergen, dort lag die neue Stadt. Dort warteten neue Ereignisse auf sie! Es würden nicht lauter gute sein. Aber wenn auch! Das Leben ist trotz allem schön, dachte Ute und zerbiß trotzig einen Grashalm. Dann holte sie Muschik heran, piff den Hunden und ging halb mit bangen, halb mit Freude dem unbekanntem Morgen entgegen.

## 7. Kapitel (Anfang)

### IN DEM ES BERGAUF UND BERGAB GEHT

Der letzte Tag im Wasserschloss war gekommen. Andreas striegelte Muschik mit besonderer Sorgfalt, er verlor den Posten ungerne. Seine Frau half schluchzend, das Gepäck in den bereitstehenden Wagen zu tragen. Ute kam zuletzt mit Skizzenbuch und Gitarre, mit Blumensträußchen in der Hand und Uzekin im Käfig. Der Freund hielt schon die Zügel, Muschik sah sich mißtrauisch um.

Utes Mann, der für solche „Taugenichtsfahrten“, wie er es nannte, nur ein gewisses nachsichtiges Lächeln hatte, begleitete sie nur bis zur Bahnstation, um mit dem Zug nach Karlsruhe, ihrer neuen Wohnstatt, zu fahren, während Ute wenigstens ein Stück weit das Wägelchen benutzen wollte. Das halbe Dorf war gekommen, um Abschied zu nehmen. Ute gab allen die Hand, viele weinten, und auch

Bertel Hagemann

Muschik

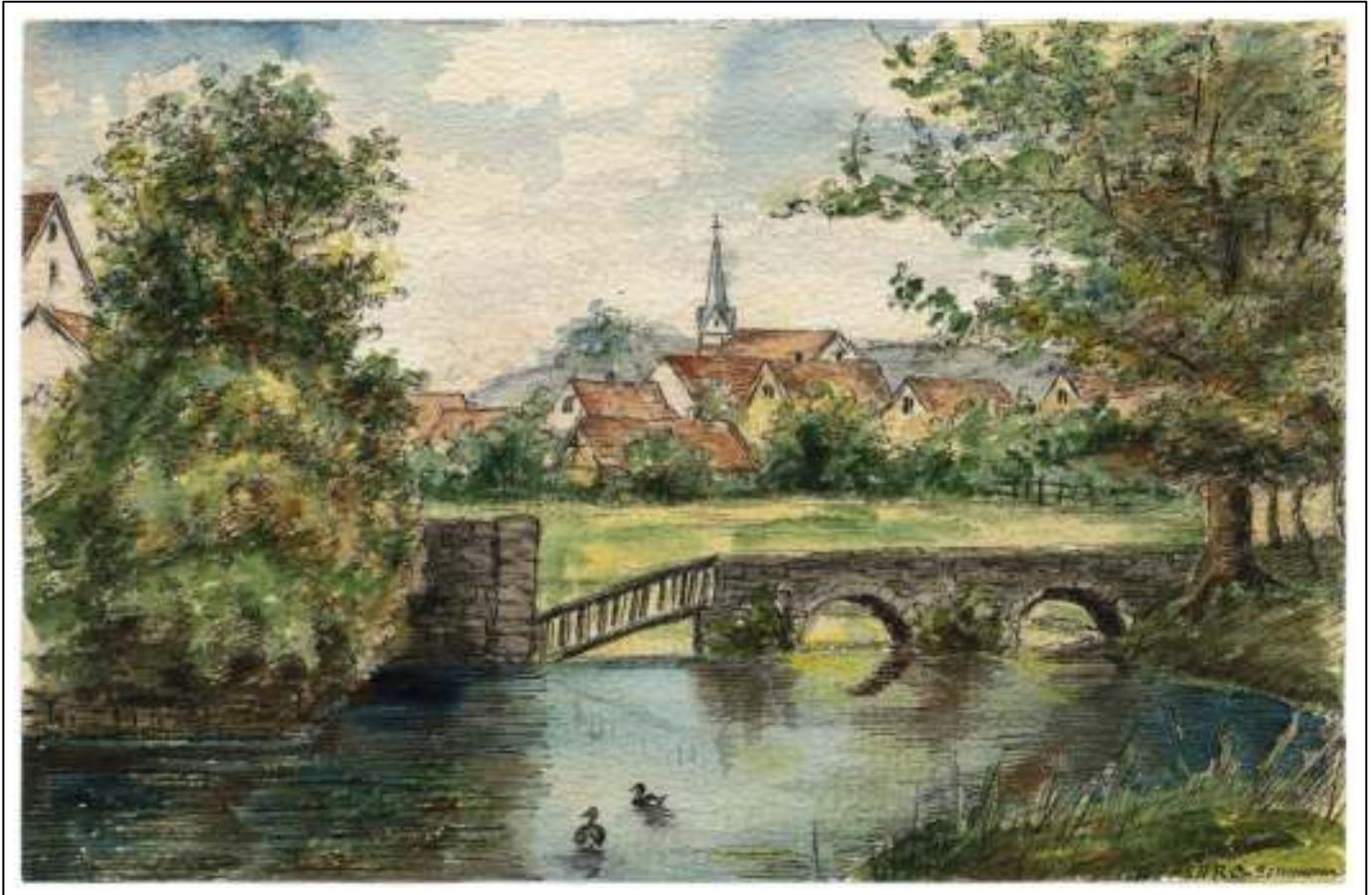
Aus dem Leben eines Pferdes

Ute kämpfte mit den Tränen. Dann endlich setzte sich Muschik mit einem letzten Blick auf die grüne Schlosswiese in Trab.

Uzekin fing in seinem engen Kästchen an zu flöten, als er die Räder rollen hörte. Schnauzerchen rast in hemmungsloser Freude nebenher.

Vor der Wegbiegung sahen sie noch einmal zurück. Das Schloss lag genau so schön da, wie sie es vor vier Jahren zum ersten mal gesehen hatten. Warum blieben sie nicht? Sie liebten es doch ebenso sehr! Es war der Freund, der mit dem Spruch des Angelus Selesius antwortete:

„Nichts ist, das dich bewegt, du selber bist das Rad,  
Das aus sich selber läuft und keine Ruhe hat.“



Diese Aquarell-Zeichnung – Blick vom Schlosspark zur Pfarrkirche“ – Signiert mit „WEHSARG – Sommerau“. Gezeichnet von Mary Wehsarg um 1906



Die Zeichnung ist signiert mit „R.M.WEHSARG“. Im Bild-Hintergrund ist Eschau zu sehen.



Foto 1976 - Fotos unten 2008: Otto Pfeifer

Das Schloss Sommerau wurde nach neueren Forschungen (Kreisheimatpfleger Wolfgang Hartmann) nicht 1143, sondern erst nach 1271 als Gegenanlage des Mainzer Erzbischofs zum Herrschaftsbereich der Grafen von Rieneck im gegenüber liegenden Eschau errichtet. Das Gut wurde den Kottwitz zu Lehen gegeben. 1365 war die Sommerauer Burg zwischen den verschwägerten Kottwitz und Fechenbach geteilt. Die Kottwitz und die Herr von Fechenbach waren bis 1550 gemeinsame Besitzer des Schlosses. Die Allianzwappen über einem Eingangsportäl (Datierung 1613) und einem Türportal zeigen das Wappen des Johann Reinhard von Fechenbach (\* 1591) und seiner ersten Ehefrau, Anna Magdalena von Hettersdorf. Nach der Übernahme der Kottwitzschen Anteile (nach deren Aussterben 1693) waren die Fechenbacher nun die alleinigen Besitzer.

Nach dem „Renovirten Grundsteuerkataster“ von 1856 waren Hartmann Freiherr von Fechenbach Sommerau und Friedrich Karl Joseph von Fechenbach Laudenbach gemeinsame Besitzer. Danach ging das Wasserschloß, nachdem der letzte männliche Nachkomme der Fechenbacher verstorben war, an die Erbnachfolger von Aufseß in Laudenbach.



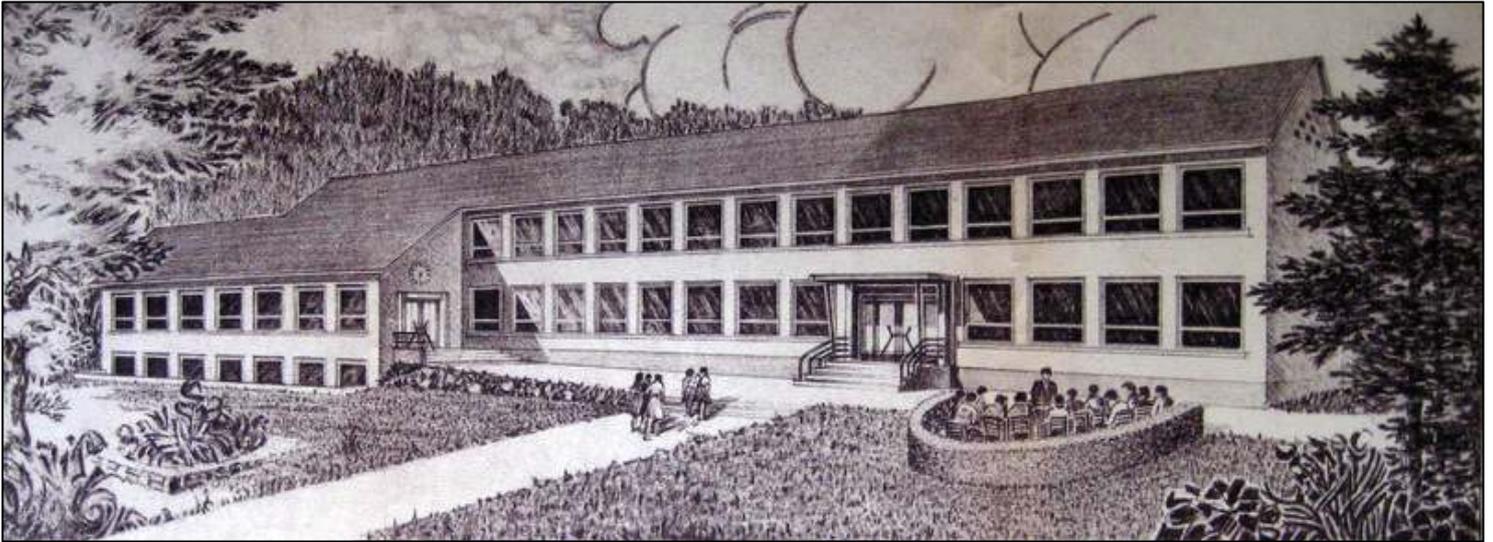


Schloss Sommerau um 1955. Blick zur alten Kirche.



Schloss Sommerau. Ansicht von Süden. Foto DEB 2009

## Neue Volksschule in Sommerau



Präsentationszeichnung 1957 der neuen Volksschule Sommerau, vermutl. vom Planer Architekt Karl-Heinz Kußmaul.

Bauherr: Gemeinde Sommerau – 1. Bürgermeister Ernst Coy. Spatenstich: 17.09.1957. Grundsteinlegung: 03.11.1957. Richtfest: 29.11.1957. Einweihung: 15.02.1959 durch Pfarrer Peter Seubert. Letzter Schultag war der 29.07.1998. Danach Teilumbau und Nutzung als Vereins- und Gemeinschaftshaus (Architekt Manfred Kissenberth, Miltenberg). Bauherr: Marktgemeinde Eschau – 1. Bürgermeister Michael Günther. Einweihung: 30.01.2000 durch Pfarrer Otto Halk (kath.) Pfarrer Andreas Baumann (ev.).

Volksschule Sommerau  
Foto um 1960.



Das Hanggrundstück auf dem später das Feuerwehrhaus gebaut wurde, ist von den Buben im Werkunterricht eingeebnet worden. So entstand hier ein Bolzplatz, der in den Pausen eifrig genutzt wurde.

Gemeinschaftshaus Sommerau  
seit 2000

Foto 2008: Otto Pfeifer



### **Feuerwehrhaus – darüber die Volksschule – Kindergarten.**

Der Kindergarten schloss mit einer Erweiterung die Lücke zum Feuerwehrhaus. 2017/2018 errichtete die Gemeinde Eschau einen Neuen Kindergarten auf dem Grundstück des früheren Kindergartens, im sog. „Ziegelgarten“ an der Elsavastraße. Das Feuerwehrhaus erhielt ein Satteldach und erfuhr eine Erweiterung mit Mannschafts-, Gruppenräumen und Toiletten. Foto um 1980.



Foto 2008: Otto Pfeifer

### **Pfarrzentrum Sommerau**

seit Juli 2019.

Neben dem seitherigen Pfarrsaal, werden die vorhandenen Kindergarten-Räumlichkeiten als Pfarrbüro, Pfarrarchiv und als Gruppenraum für die Ministranten genutzt.

Foto 2012: Otto Pfeifer



## Valentin Pfeifer zu Besuch im Sommerauer Elternhaus.



Die beiden Personen links und rechts sind unbekannt, vermutlich Bekannte von Valentin Pfeifer. Foto um 1942.  
Die weiteren Personen: v.l. Bruno Pfeifer, Sohn von Valentin, Emilie Pfeifer, verw. Baumann, geb. Ackermann,  
Valentin Pfeifer, Rosa Baumann, Tochter von Emilie.

Im Vorwort zum zweiten Bändchen der „Spessart-Märchen“ von 1920, beschreibt Valentin sein Elternhaus:

*Im dunklen Spessartgebirg weiß ich ein stilles Tal, durch das zieht ein langes Dörfchen hin und oben wo's aufhört, wo das schmale Wässerlein in den Wiesengrund hineinkullert, da steht ein grünes Haus, darinnen wohnte eine Mutter, meine Mutter.*

*Die hat in langen Winternächten allerlei Geschichten erzählt, auch viele Märchen. Sie sprach so ergreifend und schlicht, denn sie nahm ihre Worte aus dem Herzen.*

Dieses oben erwähnte grüne Haus war – und ist – 28 Jahre später auch mein Elternhaus und Valentins Mutter, meine Urgroßmutter Eva. Und das Wässerlein, das in den Wiesengrund hineinkullert kommt vom „Gänsebrunnen“, der nur einen Steinwurf von unserem Elternhaus aus dem Boden quillt.

Einen traurigen Anblick bietet der „**Gänsebrunnen**“, am oberen Dorfbende von Sommerau, der über hunderte von Jahren die Einwohner von Sommerau mit frischem Quellwasser versorgte. Er liegt seit einer Geothermie-Tiefbohrung im Jahr 2007 in der Dr.-Wehsarg-Straße trocken. Es wurde ihm sozusagen das Wasser abgegraben. Nach längeren Regenperioden, wie im Frühjahr 2013, zeigt der Brunnen für kurze Zeit wieder etwas von seiner alten Pracht.

Foto 2013: Otto Pfeifer



## Der „Gänsebrunnen“

Eine Erinnerung aus meiner Kindheit erwacht. Ich holte jeden Abend – Sommers und Winters – eine Stütze Wasser am Wiesenquell außerhalb des Dorfes, am „Gänsebrunnen“. Zur Adventszeit eilte ich furchtsam dem Brunnlein zu, wie dort, hinter den Weidenbüschen versteckt, während des Adventmonats die „Ambeditchen“ hausen sollten. Wer waren diese? Schelmische Geisterwesen, neckische Kobolde, die mit nächtlichen Wanderern Schabernack trieben. Manch einem sprangen sie auf den Rücken, um sich gemächlich tragen zu lassen. Nicht selten nahmen sie Froschart an und hüpfen vor den Leuten her. Vor allem ward der schwankende, heimkehrende Zecher gehänselt, gezwickt und gezwackt oder mit Stangen gestoßen. Es lag wohl die Meinung nahe, dass die Stange von einer Hand aus Fleisch und Blut gelenkt wurde. Doch wer wollte dies beweisen? Der Betrunkene, dem es sowieso vor den Augen kreiste! Zuweilen hörte man hinter dem Weidengesträuch einen Lärm, als ob eine Gießkanne zerschlagen wurde. Und wiederum war ein Gezisch wie von Schlangen oder spöttischen Gelächter und Kichern vernommen.

Von Valentin Pfeifer, Lehrer und Volkskundler

Valentin Pfeifer:

### Der Heimatbrunnen

In ungeschwächter Kraft sprudelt er seit Menschengedenken, nur ein paar Steinwürfe vom Elternhaus entfernt, inmitten der Wiese aus dem Dunkel der Erde. Niemals, Heimatbrunnen, hast du versagt, auch nicht in den trockenen Sommern der Jahre 1911, 1921 und 1947. Als damals manche Quelle versiegte, hast du deine erfrischende Gabe weitergesprudelt, und es begann ein Wallfahrtszug zu dir aus dem Dorf, wo Menschen und Tiere nach einem kühlen Trunk lechzten. Du fülltest einem jeden Schöpfenden sein Gefäß, ob „Stütze“, Eimer oder Kanne, willig und ohne Entgelt.

Und wie viele erschlafte Handwerksburschen streckten sich im Lauf der Zeit an deinen Rand, auf den weichen Grasboden nieder und schlürften in gierigen Zügen aus deinem Born den belebenden, naturreinen Trank. Fremdes braunes Zigeunervolk lagerte sich um deinen Wasserspiegel, und von Ort zu Ort ziehende Schirm- und Stiebmacher hielten in deiner Nähe Rasat. Was murrest du mir jetzt so fröhlich zu? Willst mir von meinen Kindheitstagen erzählen? Du möchtest mich daran erinnern, wie ich als Bubelein den dicken Wintermantel ummah, jenen mit den großen Hirschhornknöpfen, und in der winterlichen Umhüllung zu dir heraufstapfte, um in deinem Beisein einen Wunsch zu tun. Die Mutter hatte uns vom Wunschemantel erzählt. Wie mußte man da sprechen, wenn der Mantel seine besondere Macht beweisen sollte? „Mantel, trag mich geschwind, schnell wie der Wind, doch leiselind!“ Dann, so kündigt das Märchen, werde man pfeilschnell durch die Lüfte getragen werden, wohin man sich wünschte. Was sprichst du nunmehr, Wiesenbrunnen? Schier feierlich klingt mir dein Raunen. Du meinst, in der Heiligen Nacht könnten sich Wunder ereignen? Du habe früher einmal eine Mutter in ihrer Sorge um das todkranke Kind – Glock-Mitternacht – einen Krug voll mit deinem flüssigen Labial gefüllt; das Kind habe davon getrunken und sei heil und gesund geworden! Erzähle nur weiter, muntere Quelle. Wie du jetzt kicherst in der Erinnerung an uns Jungen, die wir nahebei einen Ringkampf austrugen: der Bürgermeisters Albert, der Tüchlers Jakob, der Lohmüllers Josef und ich. Ob ich mich entsinne, fragst du, daß ich als schnellfüßiger Knabe auf des Vaters Geheiß täglich zu dir bergsprungen kam, flink die Stütze in deine immer urfri-

sche Wasserfülle tauchte? Jawohl, als ob's erst gestern geschehen wäre. Wie scherzte die allzeit fröhliche Mutter jenemal! Wer hundert Jahre von deinem köstlichen Inhalt geniesse, sagte sie, der werde alt werden. Heimatbrunnen! Dein spiegelblankes Auge hat auch unser kindliches Ostertreiben auf der ergrünenden Wiese mit angesehen. Jauchzend trieben wir die bemalten Ostereier in die sonndurchglänzte Luft empor. Ganz richtig, lieber Quell! Es galt für uns Jungen, den kleinen Freiballon vor dem Start in der Hand so zu drehen, daß er mit der Spitze auf dem Rasen landete. Wenn nämlich das Ei mit der Seite auf den Boden fiel, zerbrach es. Damals, Brunnlein, saß man behaglich an schönen langen Sommernachmittagen auf deinem Dachgewölbe, ließ bequem die Füße baumeln, sah auf deinen glitzernden Spiegel und auf deinen Grund hinab, wo unablässig das kühle Naß emporquirlte und in ruhiger Klarheit in einem Bächlein weiterfloß. Zarte Schmetterlinge – Zitronenfalter und Pfauenauge – flatterten dort dröben von einer Wiesenblume zur anderen, um süßen Blütennektar zu naschen, und auf den Silberpappeln, die dein Abflußbächlein umsäumten, sangen die Finken ihren hellen Ruf in den milden Tag.

Vorbei! Die leuchtende Insel der Jugend ist längst ins Meer der Vergangenheit versunken. Nimm Dank, wackerer Heimatbrunnen, daß du sie mit all ihren kleinen Glückseligkeiten wieder ins Gedächtnis hobst! Gleichwie deine Wellenkinderchen dir entfliehen zum Bache, in Fluß und Meer, ohne jemals wiederkzukehren, so – das lehrst du uns – entschwinden uns unsere Stunden, Tage und Jahre und kehren nie mehr zurück. Du spendest dem Dörfler, du gibst dem Freund und schließt auch den Feind nicht aus, so groß ist deine Geberfreude! Und auch dem Tier willst du gull! Man nennt dich nicht umsonst den „Gänsebrunnen“. Wenn die weiße Schar der Gänse vom Feld heimwärtszieht, macht sie am Graben, den du mit deinem Wasser speist, noch einmal halt! Du bist beglückt, weil sie nach jedem Schluck dankbar zum Himmel blicken, als ob sie dem Schöpfer alles Gewordenen zu loben gedächten. Und wenn ich jetzt von dir scheidet, dann ist es nur die reale Hülle, die von dir geht. Mein Sinn wird immer bei dir weilen, dem trauten Quell, der auch Förderlein für Mensch und Tier sprudeln soll im heimatlichen Dorf!



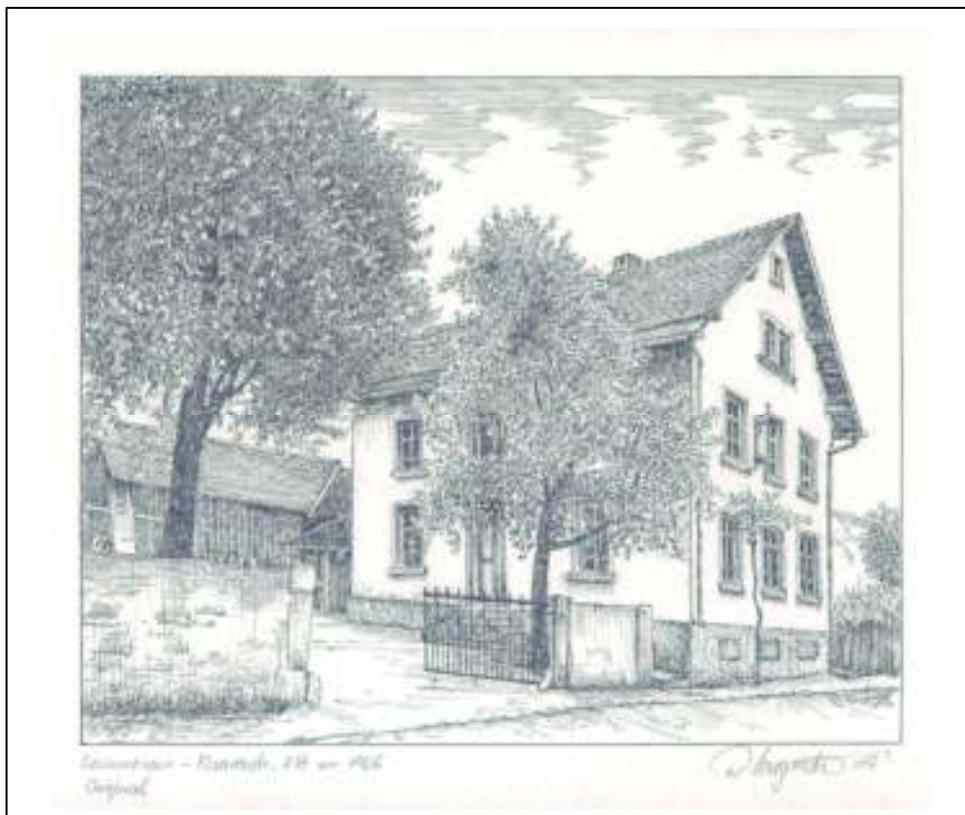
**Pfeifer-Stammhof – seit Mai 1919 Haus Siegler, eines der ältesten Anwesen in Sommerau.**

Es ist das Elternhaus von Valentins Vater, Theodor Pfeifer (1850-1917).



Zeichnung/Aquarell 1921. Bild ist signiert „H.G.21.“ Der Künstler ist jedoch unbekannt.

**Pfeifer-Hof – „Theodors“ – um 1925 – Valentin Pfeifers Elternhaus.**



Die Hofstelle wurde von Theodor und Eva Pfeifer um 1876 gegründet.  
Zeichnung von Rainer Erzgraber, Aschaffenburg-Schweinheim – 2012

**Getreideernte in Sommerau**, – zu Zeiten von Valentin Pfeifer und der Übergang in die moderne Landwirtschaft, aus eigenem Erleben. – von Otto Pfeifer.

### ***Getreideernte vor einem Menschenalter***

**Bei günstiger Sommerwitterung tauchten Ende der 1950er Jahre ab Juli in den Fluren die Mähdrescher auf, zunächst noch mit Bühne und Absackvorrichtung und integrierter Strohpresse, später dann mit Körnerspeicher. Mittlerweile werden die Monstermaschinen nur noch von einem Mann bedient. Die Strohpresse ist ein separates Gerät, mit ihr werden Ballen im Rechteck- oder Rundformat erzeugt. Zuweilen wird das Stroh in einem im Mähdrescher integrierten Häcksler auf den Äckern verteilt und in den Boden eingearbeitet. Zunächst werden jedoch die Gerstenfelder bis auf die Stoppeln abrasiert, dann folgen die Roggen- und danach die Weizenfelder. Auch der Raps, früher eher selten angebaut, wird mit dem Mähdrescher geerntet. Die Körner werden in einem „Korntank“ auf dem Mähdrescher gesammelt, dann prasseln die Getreidekörner durch eine Trichter-Schnecke auf von großen Traktoren gezogenen Kastenwagen und dann geht es direkt zum Lagerhaus, in die Mühlen oder – mittels Körnergebläse – in das Getreidesilo auf dem Hofgut. So „einfach“ ist heute die Getreideernte. Noch vor 60, 70 Jahren war sie für jede Bauernfamilie eine schwere und schweißtreibende Arbeit, über die ich nachfolgend berichten will.**

Anmerkung:

Alle die hier von mir benannten Arbeitsvorgänge habe ich selbst auch praktiziert. Das Dreschen mit Dreschflegeln, wie es vor der Mechanisierung in der Landwirtschaft üblich war, ist hier in meinem Aufsatz nicht beschrieben. Doch wurde es auf unserem Hof in kleinem Umfang praktiziert und soll hier kurz benannt werden. Wenn der Kornspeicher unter unserem Hausdach leergeräumt war, aber beispielsweise für die Hühner noch Körnerfutter gebraucht wurde, kam der Dreschflegel noch zum Einsatz.

In Erinnerung ist mir ein historisches Dreschfest, bei dem 3, 4 oder auch 5 erfahrene Bauern, gleichzeitig, ohne sich ins Gehege zu kommen, mit sehr beeindruckendem Taktrhythmus die Dreschflegel auf die Ähren schleuderten.

War das Getreide reif, ging es mit vielen Helfern auf die Ährenfelder. Der Bauer hatte das „Schlockerfass“ am Gürtel, mit Wasser gefüllt und dem Wetzstein darinnen, er schlug (nicht mähte) mit dem Reff (Korbsense) reihauf/reihab die reifen Halme ab. Dem Bauer, oder dem Knecht, folgten auf der Spur die Frauen oder älteren Töchter. Sie nahmen flugs mit der Sichel einen Arm voll Getreide auf und legten es auf die bereitgelegten „Saalschen“ (Seilchen) ab, und banden es zu einer Garbe. Damals beherrschte man noch die Kunst, aus Getreidehalmen gewundene Saalschen zu binden, mit denen die geschnittenen Getreidehalme zu einer Garbe bzw. einem Garbenbund – bei uns „Bäde“ genannt – zusammengeschnürt wurden. Die kürzeren Gerstenhalme wurden mit Hanfseilen gebunden. Die Kinder wurden mit der Aufgabe betraut, die Saalschen zu fertigen und bereitzulegen. Aufgabe der größeren Kinder war es dann auch schon, gemeinsam mit den Erwachsenen die Garben zu binden und zum Trocknen, aneinandergelehnt zu „Puppen“, andernorts auch Kornhocken genannt, aufzustellen. Eine Puppe bestand aus 5 oder 9 Garben.



Foto 1939: Paula Pfeifer mit Leo (v. Arbeitsdienst)

Die Gäulsbauern, bauten auch Hafer für die schwer arbeitenden Pferde an und sie waren stolz darauf, ein gut genährtes Gespann zu präsentieren.

Die größeren Bauern hatten sich schon bereits vor dem 2. Weltkrieg eine Mähmaschine zugelegt, manche auch einen Mähbinder. Mit der Mähmaschine, die von Pferden gezogen wurde, konnte ab dem Frühjahr bis zum Herbst, das benötigte Grünfutter für das Vieh im Stall besorgt werden. So wurde die altbewährte Sense zu einer Randerscheinung. Mit ihr wurden noch die ungünstigen Wiesenpartien z.B. bei starken Hanglagen und um die Obstbäume gemäht. Mit einem zusätzlichen Sitz, über dem rechten Antriebsrad, und einem Lattenrost am Messerbalken, der mit einem Fußpedal angehoben bzw. angestellt werden konnte, wurde vom „Beifahrer“ mit einem besonderen Ablagerechen auch das Getreide gemäht. War auf dem angestellten Lattenrost eine entsprechende Menge Getreide angesammelt, wurde mit dem Fußpedal der Rost abgesenkt und mit dem Ablagerechen, der mit wenigen Zinken das Getreide von der Ablage schob. Mit dem Pedal wurde der Rost wieder angestellt, um das nächste Kontingent zu sammeln. Diese Vorgänge erfolgten während der Fahrt und bedurften einiges Geschick von dem „Beifahrer“. An den weiteren Arbeitsvorgängen, Garbenbinden usf. hatte sich dabei nichts geändert. Nach dem 2. Weltkrieg waren dann die Mähbinder häufiger zu sehen. Sie wurden oft noch mit einem Pferdegespann gezogen, später dann abgelöst von den damals noch kleinen Traktoren (beim Schlepperfabrikat „Fendt“ auch Dieselross genannt). Auf dem Mähbinder saß ein Maschinist, der den Haspel über ein Hebelwerk in der Höhe verstellen konnte, je nachdem wie hoch das Getreide stand. Der oder die Haspel führte das Getreide unmittelbar vom Schneidwerk auf bzw. in die Mechanik des Mähbinders. Mit einer integrierten Bindemechanik fiel die fertig gebundene Garbe auf den Boden. Die Flächenleistung konnte mit dem Mähbinder im ein vielfaches gesteigert werden. Das Aufstellen zu Getreidepuppen war dann wieder ein Vorgang wie früher. Bei umgefallenem Getreide, das nicht von den Maschinen geerntet werden konnte, musste weiterhin die Sense zum Einsatz kommen. Da sich das Schneidwerk seitlich neben dem Pferdegespann bzw. dem Traktor befand, war an der Ackergrenze ein Fahrweg notwendig. Dieser Fahrstreifen musste, sofern das Nachbargrundstück noch nicht abgeerntet war und daher nicht befahren werden konnte, mit dem Reff geerntet und aufgenommen werden, und so ein Acker konnte lang sein. Hatte man Glück, war das Nachbarfeld bereits abgeerntet und ein zeitaufwändiger Arbeitsgang blieb dem Bauer erspart.



Beim Zwölf-Uhr-Läuten wurde Rast gehalten, wenn möglich unter einem schattenspendenden Baum oder, wenn es daran mangelte, hinter einem Ähren-Zelt, wo die Sonne etwas Schatten warf. Da wurde dann mit dem in Wasserflaschen abgefüllten „Ebbelwoi“ (Apfelwein), meist mit Wasser verdünnt, der Durst gelöscht. Die Flaschen waren zum Kühlhalten mit nassen Tüchern oder Zeitungspapier umwickelt. Dazu wurde das auf den Acker mitgenommene deftige Vesper mit Heißhunger verspeist. Für die mithelfenden Kinder und die Frauen – damals „Weibslait“ genannt – gab es aus einer großen emaillierten Kanne kalten Kaffee, einen sog. „Muggefugg“, der von der Großmutter, mit zum Teil noch selbst gerösteten und gemahlene Gerstenkörnern und einem Zusatz von Zichorie (zum Schwärzen) zubereitet worden war. Und wenn ein längeres Tagewerk bevorstand, dann ließ die Großmutter das Essen von ihren Enkeln oder Enkelinnen zu den Erntearbeitern auf's Feld tragen.

An dieser Stelle möchte etwas anmerken was mir sehr am Herzen liegt:

Bei den Erntearbeiten im August 1898 erlitt mein Großonkel Emil Pfeifer einen Hitzschlag bei den Erntearbeiten, an dem er – 18-jährig – am 19. August 1898 starb, wie mein Urgroßvater Theodor Pfeifer in einem Brief, vom 31. Dezember 1898, an seinen Vetter Valentin Pfeifer in Köln schrieb.



Ich selbst (Jg. 1948) bin in der Landwirtschaft groß geworden und habe als Kind und Jugendlicher, Vater Emil war 1954 verstorben, die schweren Arbeiten in der Landwirtschaft

– ganz allgemein – selbst kennengelernt und auch verrichtet. Somit kenne ich diese beschriebenen Arbeiten und Belastungen aus eigener Erfahrung.

Wehe, wenn es aber mitten in den „Ährn“ – wie man die Getreideernte bei uns bezeichnete – regnete. Dann zogen schwere „Gewitter“ im bäuerlichen Haushalt auf und entluden sich über Mensch und Tier und dem mürrisch-grimmigen Gesicht des Bauern ging dann jeder gerne aus dem Weg. Kam die Sonne aber wieder hinter den Wolken hervor, hieß es: Alles raus auf den Acker – „zum Umsetzen“! Die zusammengestellten Gebunde (auch „Puppen“ oder „Haufen“ genannt), wurden auseinander genommen und gelüftet, damit sie rasch abtrockneten, denn sonst wuchsen die Ähren aus – d.h. die Körner fingen an zu keimen. Das bedeutete schmerzlicher Verlust an Qualität und demzufolge beträchtliche Erlösminderungen. Bei anhaltend schlechter Witterung war das „Auswachsen“, wie man es nannte, für die Bauern oft zum Verzweifeln.



Nach einigen Tagen kam dann die Großbauern mit zwei Pferden, bei den kleineren Bauern mit zwei Kühen bespannte sog. Leiterwagen aufs Feld gefahren. Die Leiterwagen waren mit einem großen „Wagentuch“ ausgelegt, dass möglichst keine Körner verloren gehen. Die Garben wurden dann mit der Erntegabel (mit 2 od. 3 Zinken) „hinaufgegabelt“ und akkurat im Lot hoch aufgetürmt; ein Werk für Könner. Für die oberen Lagen wurden Gabeln mit langen Stielen verwendet. Zum Schluss wurde der sog. „Heubaum“, bei uns „Wiesbaum“ genannt, längs über die Fuhre gespannt um die Ladung zu sichern. Und wenn auf den holprigen, schiefen Feldwegen eine Getreidefuhre umkippte, war das für jeden Bauern eine Schande, die dann an den Wirtshaustischen beim „Löwen“ in der „Krone“ oder beim „Coy“ Gesprächsstoff war. Zu Hause auf dem Hof in der Scheunentenne angekommen, hieß es abladen und die Garben im Boorn (Getreidestock/Getreidelager) der Scheune aufschichten.



Der große und mit viel Schweiß und Mühe verbundene Arbeitstag kam dann im Spätsommer – da konnte man dann essen „wie ein Scheunendrescher“. An diesem Tag kam bei den größeren Bauern die Dreschmaschine auf den Hof. Bei den Großbauern für einen ganzen oder zwei Tage, bei kleineren Bauern für einen halben Tag. Die Dreschmaschine wurde angetrieben über einen Leder-Treibriemen der mit einem Starkstrommotor-Wagen verbunden war. Vor der Elektrifizierung erfolgte der Antrieb mit einem Göpel, einer Dampfmaschine oder einem Dieselaggregat. Auf und um diese ratternde, klappernde, rüttelnde und lärmende Maschine hatten viele regsame Hände zu tun. Oben auf der Dreschmaschine standen zwei Personen, die die gebündelten Garben mit der „Heebe“ (gebogenes Messer) aufschnitten und in den gefräßigen Maschinenschlund warfen. Auf der Dreschmaschine wurde dann ein Selbsteinzug für die gebundenen Garben nachgerüstet, der die „Heebe“ überflüssig machte. Unten kamen aus der nachgestellten Presse, die schweren Strohballen heraus und mussten zum Scheunenboden hinaufgegabelt oder gezogen werden. Das Stroh wurde als Einstreu für das Vieh benötigt. Die ausgedroschenen Körner wurden in zentnerschweren Säcken über meist schmale und steile Stiegen zum Getreidespeicher, meistens unter dem Dach des Wohnhauses, geschleppt, dort wurde das Getreide aufgehäuft. Wochen später, wurde das Getreide dann zum Mahlen in die Mühlen gebracht. Auch wurde ein Teil des Getreides nach Eschau in das Lagerhaus der „Baywa“ (*Bayerische Warenvermittlung landwirtschaftlicher Genossenschaften*) abgeliefert bzw. verkauft. Kleinere Kontingente wurden auch in den oberen Spessart geliefert oder vom Hof abgeholt.

Wenn beim Dreschen eine Pause eingelegt wurde und die Maschine verstummt war, wurde für alle mithelfenden Bauersleute, – Nachbarschaftshilfe war damals beim Dreschen selbstverständlich – ein frischer Eppelwoi (Apfelwein) eingeschenkt und ein schmackhaftes Mittagessen und später

ein kräftiges Vesper mit deftiger Hausmacher Wurst aufgetischt. Doch zunächst wollte sich das Dreschpersonal den Staub vom Gesicht und von den Armen waschen. Die Menschen sahen aus wie die Bergarbeiter aus der Kohlegrube. Dazu wurden, neben einem Wasserhahn, einige Behältnisse, wie Waschschüsseln, Holz- oder Zinkwannen aufgestellt.

Eine besondere Köstlichkeit war es, wenn die Bäuerin, nach dem Vesper, auch noch frisch gebackenen „Quetscheplaa“ (Zwetschgenkuchen) servierte. Die Dreschpause wurde von den Maschinisten genutzt, die Lager zu schmieren und die während des Betriebs nach Gehör festgestellten kleinen Störungen zu beheben. Denn, wenn durch auftretende Schäden eine Zwangspause eingelegt werden musste, war das immer äußerst ärgerlich. Gute Maschinisten waren für diese Saisonarbeit sehr geschätzt und geachtet. Die in der Regel zwei Maschinisten, nahmen nach der allgemeinen Pause, zeitversetzt ihre Mahlzeiten ein. Wenn auch die Maschinisten versorgt waren, gab es auch für die Kinder, die die Drescharbeiten aufmerksam beobachteten, ein Dreschbrot, bestrichen mit Butter oder Schmalz. Es war eine Köstlichkeit für die interessierten und immer hungrigen Kinder.

Bevor die Dreschmaschine mit Pferden oder einem Traktor zu den Bauern von Hof zu Hof gefahren wurde, was insbesondere bei den Buben ein besonderes Spektakel war, konnten die kleinen „Kühbauern“, die nur wenige Getreidefelder besaßen, ihre „Frucht“ (Getreide) direkt zum Dreschplatz bzw. zur Dreschhalle am Kinzbach anfahren und auf der dort stationierten Dreschmaschine ihr Getreide dreschen. Sie nahmen dann gleich das gebündelte Stroh und die mit Körnern prall gefüllten Säcke wieder mit zu ihrem Hof.



Grundlage meines Aufsatzes ist ein Beitrag von Karl-Heinz Neeb, HGV Obernburg, 2006. Den Titel „Getreideernte vor einem Menschenalter“ habe ich übernommen.

### Roggenernte 1956 in der „List“



Acker zwischen dem Listweg und dem Totenweg, mit Blick zum Hesselsberg. Foto 1956

Im Vordergrund die Vettern Karl Englert mit Otto Pfeifer, beide in Lederhosen.

Hinten: Erntehelfer Otto Rothenbücher – Onkel Josef Englert – Mutter Johanna Pfeifer – Großmutter Monika Englert.

## Dorfleben – Es war einmal ...



Apfelwein-Transport zum Bahnhof „Eschau-Mönchberg“ Karl Pfeifer mit Vetter Leo Englert. Am Bahnübergang bzw. Bahnhofsteilpunkt „Eschau-Sommerau“. Foto 1965.



Auslieferung von Backwaren der Bäckerei Ludw. Englert mit Hundegespann im Sommerauer Wiesenhof um 1925.



Dörfliche Idylle in der Sommerauer Bergstraße um 1958. Im Hintergrund Alte und Neue Kirche.



Die „Gänseliesel“ Maria Pfeifer vor der Dreschhalle in Sommerau an der Kinzbachbrücke, mit Blick in das Wildensteiner Tal. Foto um 1940.



Eschau – Historischer Blick über eine Dachlandschaft. Foto vor 1961 (Turmsanierung und Aufstockung um 2 m).



Anwesen Bopp – Eberhard und Barbara Kroth

Auch in Sommerau ist die Zeit nicht stehengeblieben. Die wenigen landwirtschaftlichen Betriebe haben sich entsprechend vergrößert und spezialisiert. Zum Teil werden auch landwirtschaftliche Flächen von auswärtigen Landwirten bewirtschaftet.

Das Hofgut von Ludwig Bopp, wurde bis zu seinem plötzlichen Tod, durch einen Verkehrsunfall 1964, im Vollerwerb bewirtschaftet. Danach betrieb Sohn Willibald Bopp die Landwirtschaft noch als Hobby im Nebenerwerb.

Mit der Übernahme der Hofstelle durch Eberhard und Barbara Kroth (2016) kamen neue Impulse in die Hofstatt. Das Wohnhaus wurde saniert, die Scheune und Stallungen wurden als Event-Räume um- und ausgebaut und bieten nun für diverse Feierlichkeiten ein stimmungsvolles Ambiente.

Die beiden historischen Fotos von ca. 1935 und um 1960 geben eine Rückschau auf das Anwesen.



## Anwesen Bopp – Eberhard und Barbara Kroth



Aus landwirtschaftlichen Räumen wurden Event-Räume.

Eventlocation – „*Beim Bopp*“

Hier am 27. Dezember 2019 – „*Erster Sommerauer Brotbacktag*“



## Die Herren von Fechenbach in Sommerau

Das Geschlecht der Freiherrn von Fechenbach ist schon seit dem 12. Jahrhundert in Sommerau ansässig. Edle Männer zählt es zur Familie, aber auch so manchen, der den Adel des Geschlechts nicht zu betätigen verstand.

So verlangte einer von den freien Bauern nicht nur Frondienste, sondern auch die Beibehaltung des Gebrauchs, nachts das Gequak der Frösche hintan zu halten, damit der gnädige Herr nicht im Schlaf gestört werde. Zudem wollte er die Nutznießung des Gemeindewaldes von Sommerau nur für sich. Streu zu rechen oder Holz zu fällen war verboten.

Eines Tages aber fuhren auf Verabredung sämtliche Bauern in den Wald, um Streu zu holen. Als sie mit dem beladenen Wagen an den Schafhof kamen, sahen sie schon von unten den Herrn von Fechenbach mit seinen Reisingen heraufziehen. Bald waren beide Haufen zusammengestoßen. Der Freiherr sprang vom Pferde, zog seine Pistole, richtete sie gegen den Vorsteher der Gemeinde und fragte ihn: „Wer hat euch erlaubt, Streu abzuführen?“ „Ich selber“, sprach dieser, „wir waren eher hier als sie.“ Da schlich sich der Bauer Fuchs mit einer Axt hinter Fechenbach, um ihm den Kopf zu spalten. In demselben Augenblick schrie der Leibjäger: „Herr von Fechenbach, drehen sie sich um!“ Und mit Schrecken gewährte dieser den starken Bauern. Von dem Dorfe kamen noch mehr Bewaffnete zum Schutz der Angegriffenen und der Herr von Fechenbach hielt es für gut sich in sein Schloss zurückzuziehen.

Die Bauern aber gingen heim und hielten Rat, wie sie endlich einmal ihr Recht verlangen könnten. Sie beschlossen den Klageweg einzuschlagen und dem Kaiser selbst die Sache vorzutragen. Joseph Pfeifer erbot sich für seine Landsleute das Opfer zu bringen. Er trat den gefährlichen Weg nach Wien an, welcher drei Monate in Anspruch nahm. Dort erzählte er seinem Wirt den ganzen Sachverhalt. Dieser sagte: „Da kann ich ihnen den besten Rat geben. Wir lassen von dem Advokaten, der jeden Abend zu mir kommt, ein Dokument aufsetzen. Der Kaiser fährt alle Tage aus. Bei dieser Gelegenheit werfen sie das Schreiben in den Wagen.“

Am andern Morgen fuhr der Kaiser in die Kirche. Überall hatten sich die Bewohner eingefunden und begrüßten ihm mit lautem Jubel. Joseph Pfeifer drängte sich durch die Menge und warf das Schreiben in den Wagen. Am Morgen des folgenden Tages ging er in den Palast, um sich zu erkundigen, ob seine Bitte erhört werde. Es waren mehrere Bittsteller versammelt. Da hörte er seinen Namen durch die Menge rufen und bald stand er vor dem Kaiser. Dieser unterhielt sich angelegentlichst mit ihm und tröstete ihn, indem er sprach: „Geht nur heim, alles andere wird geschehen!“

Nun machte sich Joseph Pfeifer auf den Heimweg und kam nach Verlauf von weiteren drei Monaten wieder in seinem Heimatdorfe an. Hier wurde er von den Bauern freudig empfangen, denn der Befehl an Fechenbach, den Wald frei zu geben, war schon vorher eingetroffen. Seit dem lüstete es den Freiherrn nicht mehr nach dem Walde, wie auch die mittelalterlichen Gebräuche und Frondienste aufgehoben wurden.

Aus den „Sagen des Spessarts.“ von Johann Schober. II. Band. 1912. S. 122–124

Von dem Grabstein/Gedenkstein ist noch das krönende Oberteil im Hause von Josef/Bernhard Siegler (Pfeifer-Stammhaus) vorhanden.



Anmerkungen:

Der in der obigen Geschichte genannte Joseph Pfeifer (1776–1856), war der Ur-Großvater von Valentin Pfeifer (1886–1964).

Der in der Geschichte erwähnte Schafhof, war ein Gutshof der Freiherrn von Fechenbach.



## ***Der Schafhofbauer***

Zwischen den Dörfern Eichelsbach und Sommerau, steht droben auf dem Hügel ein Bauernhof. Der hatte eine große Scheune mit zwei Toren, eines an der Vorder- und eines an der Rückseite. Durch diese Scheune zog alle Jahre am 27. Dezember der Wilde Jäger. Und der Bauer öffnete jedesmal die



Torflügel, damit das wilde Heer seinen Weg nehmen konnte. Dieses setzte bei Kleinwallstadt über den Main, fuhr gegen Hofstetten, alsdann die Eichelsbacher Höhe hinauf und drüben hinab mitten durch die Scheune des Schafhofers. Einmal nun vergaß der Bauer die Tore zu öffnen. Der Wilde Jäger kam wie immer den Berg herunter, von einer Menge bellender Hunde begleitet. Als der Bauer in der Stube den Lärm vernahm, erschrak er. Die Scheunentore! Er eilte, so schnell er konnte,

hinaus. Doch es war zu spät. Zornig wütete das wilde Heer vor der versperrten Bahn. Die Hunde kläfften und heulten. Dann aber nahm der Wilde Jäger seinen Weg um die Scheune statt hindurch und jagte ins Tal hinunter.

Es wurde Frühling und Sommer. Die Ernte kam. Früher hatten die Felder des Bauern immer reiche Frucht getragen. Und diesmal? Wohin man auch sah, erblickte man nur mageres Korn; die Halme standen so dünn, dass man dazwischen hindurchgehen konnte. Und das Gras lag wie tot auf dem Boden und streckte sich nicht. So wurde die Scheune diesmal nicht halb so voll als in den vorhergegangenen Jahren.

Quelle: Spessart-Sagen, Valentin Pfeifer, Aschaffenburg 1948, S. 105-106

### **Der Schafhof war bis 1954 ein Gutshof der Freiherrn von Fechenbach/Aufseß.**



Ur-Aufnahme von 1844 - Ausschnitt.  
Damals waren noch zwei Hofstellen vorhanden. Der oben liegende Hof (Nr. 63) wurde aufgegeben.

Der Schafhof (Nr. 62) und die Wochenend-Hütte einer Frankfurter Familie am Waldrand, die nach dem Krieg vorübergehend Quartier für eine Heimatvertriebene Familie war. Foto um 1960.

**Der „Schafhof“ wurde Ende März 1945 von den aus Eichelsbach vorrückenden amerikanischen Truppen in Brand geschossen.**

**Die braven Pfeifer-Buben, Valentins Großneffen, vom Sommerauer Oberdorf 1953.**



Heinrich (\* 1949)

Karl (\* 1950)

Otto (\* 1948)



**Ausblick über Sommerau und Eschau bis Mönchberg – um 1958.**

# Der reitende Doktor

Kulturzeitschrift „Spessart“, Februar 1953, von Valentin Pfeifer

Sanitätsrat Dr. Richard Wehsarg lebt  
in den Herzen seiner Spessarter fort

Horch! Ein Reiter sprengte vom Unterdorfe herauf. „Das ist gewiß Dr. Wehsarg!“ meinte Vater. Jawohl, er war es auch. Gewandt und sicher saß der junge Arzt im Sattel, schlank das Schimmelpferd und schlank der Reiter, dessen schwarzglänzende Schaftstiefel sich an den hellen Leib des Böbleins schmiegt. Der Doktor mußte es heute besonders eilig haben, weil er sein Tier zu ausholendem Galopp antrieb. Wohin trug ihn das Pferd? Auf die Höhe des Heimathofes? Vielleicht nach Weibersbrunn oder gar in die Einsödsbeppe? Wenn jemand Hilfe anforderte, zögerte unser Dr. Wehsarg keine Minute. Er scheute nicht Wetter und Sturm und auch keinen Weg, ob weit oder schlecht. Auf seinem getreuen Pferd ritt er, sobald er ein Menschenleben in Gefahr wußte, durch die holperigste Höhle und über Stock und Stein dahin. Diesmal, als Dr. Wehsarg in scharfem Galopp den Elsavagrund hinausprengte, hatte eine Frau sein Kommen in ihrer schweren Stunde ersehnt; denn er war als tüchtiger Geburtshelfer bereits bekannt geworden. Am Pferdesattel befanden sich gewöhnlich zwei Taschen. Eine barg die ärztlichen Instrumente und — was noch? Ein Handtuch und ein großes Stück Seife. Um 1890 war es nämlich in den ärmlichen Spessarthütten mit der Hygiene oft noch mißlich bestellt, und der kluge Arzt mußte vorsorgen. Was aber enthielt die zweite Satteltasche, wenn er in die Armut des Innenspessarts gerufen wurde? Es waren Lebensmittel darin verstaut für bedürftige Patienten, weil der kundige Arztblick gar bald heraus hatte, daß manch Kranken eine kräftigende Kost notwendiger brauchten als die Tropfenmedizin aus der Apotheke. War jedoch das Verordnen einer Medizin geboten, so bezahlte er dieselbe nicht selten aus eigener Tasche. Woher auch sollten das Bergbäuerlein, der Besenschnitzer und der Holzhauer die benötigte Mark nehmen, nachdem es an Pfennigen mangelte für das tägliche Brot? Verständlicherweise strebten dem gütigen Manne bald die Herzen der biederen Spessarterleute zu, und er gewann ihr ganzes Vertrauen. Der Besenmacher von Neudorf (jetzt Meespelbrunn) brachte ihm zum Dank ein Bündel Birkenbesen, Heimbuchentaler Frauen pflichteten für ihn im Sommer einen Korb auserlesener Heidelbeeren, und was spendete ein Mädchen von Wildensees?

Dr. Wehsarg erzählte es mir, als wir in späteren Jahren, eingesponnen in trauliche Heimatseligkeit, in seiner rauchigen, bildergeschmückten Stube zusammensaßen. Er war seinerzeit — so berichtete er — während einer Winterwoche tagtäglich nach dem entlegenen Walddörflein geritten, um dem gefährlich erkrankten Kind ärztliche Hilfe zu leisten, obgleich er auf eine entsprechendes Honorar kaum rechnen konnte. Und nun kam im nächsten Juni das kleine Mädchen mit seiner Mutter vom Wildensees nach Sommerau gegangen und überreichte dem Doktor, mit kindlichen Worten dankend, einen Strauß Blumen vom Wildenseer Hausgärtlein, und die Mutter hatte die ersten schönsten Erdbeeren gesucht, um sie dem Arzt zu bringen. Dr. Wehsarg muß von dem treuerzigen Dankeserweis tief beeindruckt gewesen sein; denn die Freude über das kleine „Ereignis“ stand ihm beim Erzählen nach den langen Jahren wieder in den Augen.



Sanitätsrat Dr. Wehsarg

Und noch ein zweites Begebnis, das den uneigennütigen Menschenfreund kennzeichnet, sei erwähnt, samt dem fröhlichen Schlußkapitel einer wahrhaft rührenden Dankbarkeit. Hören Sie nur! Ende der achtziger Jahre war's, Dr. Wehsarg hatte damals vorübergehend noch in Eschau gewohnt. In der Frühe eines kalten März-tages — morgens um 5 Uhr — schritt die Hausglocke. Rasch erhob sich der Doktor aus dem Bett und öffnete die Haustüre. Vor der eine unbekannte Frau stand mit einem in Röcke gehüllten Kind in den Armen. Dieses mochte erst ein-einhalb Jahre zählen, hatte hochrote Fieberbäcklein und wimmerte leise. Eine sofortige Untersuchung ergab, daß die Lungen angegriffen waren. Beinahe drei Stunden hatte die Mutter das erkrankte Kind von Hesselthal bis nach Sommerau getragen, weil man ihr gesagt hatte, sie solle hinunter zum neuen Doktor gehen, der würde ihr sicher helfen. Sie gehörte zu einer im Lande umherziehenden Rhein-pfälzer Familie, die mit hölzernem Hausrat handelte und im Wohnwagen in dem genannten Spessartdorf rastete. Der Arzt, seine Frau und die Magd nahmen sich sogleich des Kindes an. Damals gab es rundum ja noch kein Krankenhaus. Es wurde ein heißes Bad gerichtet, Blutegel wurden dem Kind auf die Haut der erkrankten Lungenstellen gesetzt, und bald strmete das kleine Mädchen wieder ruhiger und tiefer. Nachdem es einige Stunden geschlafen hatte, durfte die Mutter das Kind wieder mit fortfahren, und sie schritt, beschenkt mit einem Unterrock, weil sie in den eigenen neuerdings die Kleine hüllte, erleichterten Herzens zurück nach Hesselthal.

Nun aber das Schlußstück des Geschehens. Es ist 20 Jahre später. Da kommt eines Tages ein Wohnwagen mit einem

Anhängerplanwagen von Eschau her übers Elsavabrücklein gerollt und hält in Sommerau vor Dr. Wehsargs Eisentor. Dem Wohnwagen entsteigen eine ältere und eine junge Frau; sie treten ins Haus und bekennen sich als jene Landfahrer, die vor zwei Jahrzehnten in ihrer Notlage des Doktors Hilfe in Anspruch genommen hatten. An seiner alten Wohnung in Eschau hatten sie die nunmehrige erfragt, und jetzt sagen die einfachen Menschen den Doktorsleuten herzlichen Dank. Die junge Frau holt aus dem Wagen Kochlöffel, Schaufeln und anderes Holzgerät herbei und drängt die Arztfamilie, das Holzgeschirr uneigentlich anzunehmen.

In seinem geräumigen Wohnsitz zu Sommerau, dem früheren Fechenbachischen Verwaltungsgebäude, schuf der tatfreudige Arzt ein Sanatorium für Nervenkrankte. Und dieses erwarb sich einen derartigen Ruf, daß von vielen Aerzten des In- und Auslandes nervenleidende Menschen in unser damals so stilles Elsavatal, in Dr. Wehsargs Asyl zur Heilung geschickt wurden. Sie ergingen sich unter der Führung eines ortskundigen Gehilfen in den hellen, gemütshebenden Domen unserer Laubwälder und im ozonreichen Nadelwald. So fanden Leib und Seele der Kranken im Spessarter Waldparadies treffliche Stärkung und auch Gesundheit. Jawohl, durch Wehsargs Genesungsheim wurde der Name unseres Heimatgebirges rühmend in ferne Gegenden getragen. Der großzügige Arzt nahm es den Eingewesenen, den in der Sommerhitze arbeitenden und schwitzenden Dörflern durchaus nicht übel, wenn sie beim Spaziergehen der nervenüberreizten Gäste manchmal sagten: „Da kommen wieder dem Dr. Wehsarg seine Narren.“ Er verstand in die urwüchsige Art der Bauern, die in jener Zeit noch kaum zu fassen vermochten, daß es Nervenüberspannungen gibt.

Die Praxis des gemeinnützig wirkenden Landarztes erstreckte sich auf etwa ein Dutzend Dörfer im weiten Umkreis des Vor- und Hochspessarts; doch niemals sah man den Doktor müde oder verdrossen werden. Gelegentlich einer Influenza-Epidemie im ersten Weltkrieg, als er täglich bei Hunderten Patienten Nachschau hielt, hat ich ihn vorsichtig, sich etwas an seine eigene Schonung zu denken. Noch heute sehe ich ihn vor mir, wie er mir sein sonniges, bärtiges Gesicht zuwandte und lächelnd sprach: „Nur keine Angst; es ist noch kein Wehsarg unter 80 Jahren gestorben.“ Diese Familientradition hat er beibehalten. Er wurde über 84 Jahre alt.

Noch während des 19. Jahrhunderts brachen im Spessart, namentlich im Innern desselben, öfters in erschreckendem Ausmaße Infektionskrankheiten aus, wie z. B. die Diphtherie. Dr. Wehsarg kannte seine Spessarter und wußte, daß sie von Natur aus eine gesunde Veranlagung besaßen. Ihm war die Ursache der Anfälligkeit für die betreffenden Erkrankungen vollständig klar. Sie lag in den ungenügenden Ernährungs- und Wohnungsverhältnissen. Deshalb wollte er den Spessartern bessere Lebensbedingungen schaffen. Dr. Wehsarg war ein geborener Rheinländer; bei Worms, in der Nibelungengegend stand seine Wiege. Das rheinländische Temperament ließ ihn nicht zaudern, Erkenntnisse in die Tat umzu-



Die Heeneburg bei Stadtprozelten

(Zeichnung von Sanitätsrat Dr. Wehsarg)

setzen, und so ward er in seinem unverwundlichen Idealismus zum hochgemuten Reden im Kampfe wider die Not der Bewohner eines übervölkerten Waldgebirges, unseres Spessarts, den er sich als zweite Heimat erkoren hatte. Es galt vor allem, den Hochsiedlern mehr Verdienstmöglichkeiten zu geben, und solche sollte durch günstigeren Anschluß ans Maintal bewirkt werden. Der bereits volkstümlich gewordene Arzt mühte sich nun in Wort und Schrift für den baldigen Bau der Elsavabahn. Er sprach immer wieder bei den maßgebenden Behörden vor, hielt Reden und Vorträge, machte die Abgeordneten auf den geplanten Bahnbau aufmerksam und suchte Unverständnis und andere Widerstände zu beseitigen. Einige Idealgestirnte Männer, wie der gütige Pfarrer Maraschall von Wintersbach und der junge Sommerauer Lehrer Frz. K. Stock, standen ihm hilfreich zur Seite.

1906 gründete Dr. Wehsarg die Monatschrift „Spessart“, in der er den Sorgen, Wünschen und Ratschlägen für die Spessarter Landschaft und ihre Bewohner wirksamen Ausdruck zu verleihen wußte. Als im Januar 1910 der mit bunten Bändern und Tannengrün geschmückte Eisenbahnzug das Elsavatal hinanfuhr, durfte Dr. Richard Wehsarg mit Recht beglückten Herzens an der festlichen Fahrt teilnehmen. Und über dreieinhalb Jahrzehnte konnte er den stets wachsenden Segen des von ihm in hervorragendem Maße geförderten Bahnbaues miterleben.

Der Doktor mit dem künstlichen kernigen Humor erlangte im Spessart und darüber hinaus eine seltene Popularität, und seine Freigebigkeit war geradezu sprichwörtlich geworden. Eine belauschte Episode mag das bezeugen. Saßen da in einem überfüllten Abteil des Zuges Miltenberg-Aachaffenburg einige knorrige Spessarter Männer; in ihrem Gespräch fiel oft der Name Wehsarg. Was sagten sie jetzt? „Wenn Dr. Wehsarg Millionen hätte, wäre der Spessart reich.“ Wahrhaftig, diese hageren, einfachen Männer trafen mit ihrer Bemerkung den Nagel auf den Kopf. Und

bestünde noch die Gaststube im Sommerauer „Löwen“, sie könnte auch manches über die Freigebigkeit Wehsargs berichten.

Einmal schien es, als ob der rastlos tätige Doktor zu Wohlhabenheit gelangen würde, damals, als im ersten Weltkrieg der Naturkork zu mangeln begann. Dr. Wehsarg wußte aus alter Kiefernborke einen Korkersatz herzustellen, und



(Zeichnung von Sanitätsrat Dr. Wehsarg)

das ausgewertete Patent brachte ihm weit über 100 000 Reichsmark ein, die alsdann der Inflation zum Opfer fielen.

Der „getreue Eckart“ des Spessarts war auch künstlerisch begabt. Er führte mit großem Geschick die Zeichenfeder, wovon zahlreiche Illustrationen zu seinen „Spessartgeschichten“ Zeugnis gaben. Erstaunliche Meisterschaft aber errang er in der Pastellmalerei. Dieser widmete er,

als er sich im hohen Alter von der ärztlichen Praxis zurückzog, seine ganze Mußezeit. Die Objekte seiner künstlerischen Tätigkeit waren selbstverständlich aus dem geliebten Spessart genommen. Wald und Wild, heimliche Quellen und romantische Schneisen, die „Marterln“ am Wege, das märchenhaft schöne Schloß Mespelbrunn, das altherwürdige Forsthubenschloß Oberaulenbach und die Wasserburg Sommerau dienten ihm des Öfteren als „Vorwurf“ für sein materielles Schaffen.

Als ich 1944 von Aachaffenburg in mein Heimatdorf evakuiert wurde, gehörten die Besuche bei Sanitätsrat Dr. Wehsarg zu meinen schönsten Stunden. Der Lebensfrohe rauchte die gewohnte lange Pfeife, und seine Worte waren immer noch mit sprühendem Humor gewürzt. Wohl deswegen waren dem Alten auch die jungen Menschen besonders zugezogen, und die jugendlichen „Spechte“, Bubens und Mädchen, umringten bei den Gelübdefesten des Spessartbundes in Begleitung ihrer väterlichen, jung gebliebenen Freund.

Von dem Abaturz und dem unsäglichen Elend des deutschen Landes wurde der nationalgesinnte Dreißigjähriger im tiefsten getroffen. Sommers 1945 mußte ich ihn auf dem Krankenlager sehen, und im Herbst desselben Jahres war der Sommerauer Hügelfriedhof voll von Trauergästen, die dem hochverdienten Mann die letzte Ehre erwiesen. Tief empfundene Abschiedsworte wurden ihm ins offene Grab nachgerufen mit dem Gelöbnis, daß sein Wirken im Bereich des Spessarts unvergessen bleibt. Stumm und feierlich nicken zu solchem Versprechen ringsum von den Eschauer und Sommerauer Berghängen die Wälder, die sich in ihrer Herbstmüdigkeit zum winterlichen Siernen zu rüsten begannen. Und alle Heimatfreunde, die vom Hinscheiden Dr. Wehsargs Kunde erhielten, versicherten in herzlicher Dankbarkeit: Dieser selbstlose Mann hatte die Herzen der Spessarter gewonnen und lebt in deren Andenken fort, wohl für immerdar!

Valentin Pfeifer.



Blick in das Elsavatal bei Sommerau

(Zeichnung von Sanitätsrat Dr. Wehsarg)

## *Lebensweise des Randspessarters im vorigen Jahrhundert*

Valentin Pfeifer hat für einen Beitrag im „Spessart“-Heft - Nr. 9/1960 den Eichelsbacher Bürger Edmund Weis (1842–1932) um 1932 befragt. – Dieser Beitrag ist anschließend zu finden.

Zum diesem Thema habe ich im Stadt- und Stiftsarchiv Aschaffenburg, einen Beitrag von Sanitätsrat Dr. Richard Wehsarg und seinem Schwiegersohn Dr. Ludwig Will gefunden. Auszüge davon will ich hier darstellen.

S. 265

Sonderdruck aus der  
**Zeitschrift für Ernährung, 2. Jahrgang (1932)**  
Herausgegeben von M. Vogel, Dresden u. W. Ziegelmayr, Berlin  
Verlag von Johann Ambrosius Barth / Leipzig  
Printed in Germany

---

**Das Ernährungsproblem im Spessart und seine wirtschaftlichen Grundlagen**  
Von Sanitätsrat Dr. Wehsarg und Dr. Will, Sommerau

**Einleitung**

Weit über 50 Jahre stehe ich mit dem Spessart und seinen Bewohnern in Beziehung, über 40 Jahre lebe ich als Arzt unter ihnen. Der Beruf gab mir Gelegenheit, ihre Nöte und Sorgen kennenzulernen und manchen Blick in die Führung ihres Lebens zu tun, der anderen versagt blieb.

Der Arzt ist gewissermaßen Pionier und muß sich an allen Lebensfragen der Bevölkerung beteiligen.

Die Zusammenhänge zwischen Ernährung und wirtschaftlicher Lage kann er am besten überschauen.

Ich glaube annehmen zu dürfen, daß Virchow, der 1852 von Würzburg aus in den Nordspessart gesandt wurde, um die Ursachen der damaligen Hungertyphusepidemie zu ergründen, trotz des hohen Wertes seiner wissenschaftlichen Arbeit, doch manches aus den sozialen Zusammenhängen, wegen der Kürze der Zeit, falsch gesehen hat. Gewiß waren die feuchten, engen Hütten, in denen die kinderreichen Familien zusammengedrängt hausten, geeigneter Boden für Epidemien. Dazu kam natürlich das völlige Versagen der Ernte mit der minderwertigen Ernährung. Nicht minder scheint mir von Bedeutung, daß die abgeschlossene Bevölkerung nicht die geringste Immunität für Infektionskrankheiten erworben hatte und deshalb voll empfänglich war. Ich mußte ja selbst erleben, daß bei Einschleppung eines Falles von Diphtherie und Scharlach Dorf um Dorf aufs heftigste mit großer Sterblichkeit (auf 1000 Einwohner 25 Kinder) befallen wurde, bis die ganze Jugend durchsucht war und es für 12–15 Jahre völlige Ruhe gab und eine neue Infektionswelle die Gegend gleichermaßen überflutete. War doch ähnliches früher auf den friesischen Inseln zu beobachten, wie mir ums Jahr 1903 der Arzt auf Amrum bei einem Besuche mitteilte. Auch über die Tuberkulose wäre manches auffallende zu sagen. Mitte der achtziger Jahre veröffentlichte der Landgerichtsarzt Dr. Schmitt in Aschaffenburg eine kurze Arbeit, in der er nachwies, daß trotz der kärglichen Ernährung, der Unsauberkeit in Wohnung und Kleidung im Spessart die Tuberkulose eine seltene Erkrankung sei, und ich kann mich des Eindruckes nicht



erwehren, daß seit der Wanderarbeiterzeit, in der die Männer weithin auf längere Monate Beschäftigung suchten, die Fälle tuberkulöser Ansteckung in manchen Familien sich vermehrten, da sich die Arbeiter auswärts trotz der besseren Ernährung auf der Arbeitsstelle infiziert hatten.

Der Kindersegen im Waldgebiet, der sich auf 46—47 pro Tausend Einwohner hielt, war außerordentlich. Was von dem Nachwuchs nicht eine robuste Lebensfähigkeit mitbrachte, ging an der Unzulänglichkeit der Kinderernährung im ersten Jahre, vor allem aber an der Unsauberkeit in Wäsche, Kleidung, Wohnung zugrunde. Der überlebende Teil war dafür widerstandsfähiger Natur und entwickelte sich körperlich und geistig völlig gesund, wobei ich betonen möchte, daß das geistige Niveau des Spesserts durchaus denen der Kulturgegenden entspricht. Alkohol, vorzugsweise Schnaps, spielten keineswegs eine große Rolle; zudem fehlten die Mittel dazu. Jahrzehntelange Erfahrung und Beobachtung haben gezeigt, daß man hier bei der Ernährung mit der Kalorienberechnung nicht recht auskommt. Oftmals habe ich in genauer Berechnung versucht, die Kalorienhöhe der Nährstoffe einer Familie zu ermitteln und mußte erkennen, daß sie stets unter dem wissenschaftlich festgestellten Normalmaße lag. Es ergab sich, daß der Spessarter mit einem Untermaß derselben gut auskommt, gesund und arbeitsfähig bleibt, ohne im allgemeinen Nährschäden zu zeigen und daß die begünstigten Bewohner nach dem Maintale zu bei gehaltvollerer Nahrung nichts vor ihm voraus hatten.

Es mag das unserer Ansicht nach eine Züchtungseigenschaft sein, die durch viele Generationen jahrhundertelanger Vererbung in der Verdunstungstätigkeit eine Anpassung und intensivere Ausnutzung der gegebenen Naturalverpflegung mit sich brachte.

#### Die natürlichen und künstlichen Produktionsbedingungen im Spessart

Der Spessart soll hier nicht in seinem ganzen Umfange behandelt werden, sondern allein das Gebiet, das zum größten Teile in der letzten Mainebene liegt, die an Loth, Wertheim, Miltenberg vorbei im bayrischen Teil, nach Aschaffenburg führt und ein Recksee darstellt. Dieser Teil bietet schon hinreichend Material zur vorliegenden Frage.

Es handelt sich hierbei keineswegs um ein rein landwirtschaftlich bewirtschaftetes Gebiet, sondern es stellt vielmehr eine Mannigfaltigkeit dar, wie sie auf so gedrängtem Raum wenige Gegenden Deutschlands aufzuweisen haben.

Als Beispiel sei hier ein kleines Dorf des Elberntales, das allgemein als Bauerndorf gilt:

1. Boles Bauernfamilien 25.
  2. Handwerker und Bauern zugleich 2.
  3. Selbständige Handwerker ohne Landwirtschaft 4.
  4. Kleinbauern 15.
  5. Bahn- und Postbedienstete 4.
  6. Keine Fabrikarbeiter mit Gartenland 4.
  7. Fabrikarbeiter und Kleinbauern 2.
  8. Heimarbeiter 4.
  9. Viehhändler 2.
- (Einwohnerzahl rund 400.)

Die Ernährung der Bevölkerung ist uns deutlicher Beweis für die wirtschaftlichen, sozialen und gesundheitlichen Verhältnisse einer Gegend. Ganz besonders trifft dies dort zu, wo die Menschen um das Existenzminimum ringen.

Anm.: Die Gemeinde die hier dargestellt wird, dürfte Sommerau sein.

#### Speisezettel einer Bauernfamilie (selbständiger Bauer mit einer Magd) mit 30 Tagewerk Feld vor 50 Jahren

Morgens: Kornkaffee mit reichlich Milch (zentraler Milch), dazu Brot, Kartoffeln und weicher Käse.

	Mittagessen:	Abendessen:
Montag:	Bahn- oder Milchsuppe, irgend etwas von Kartoffeln, Kartoffelpflankuchen usw.	Kartoffel und Dickmilch oder Suppe.
Dienstag:	Kraut oder Bohnen und Schweinefleisch.	Brennsuppe, dazu Brot oder Kartoffeln.
Mittwoch:	Bohnen, Erbsen oder Linsensuppe mit Klößen und Dörrrot.	Brennsuppe, dazu Brot oder Kartoffeln.
Donnerstag:	Kohlraut und gelbe Bohnen und Schweinefleisch; im Sommer Gemüse aus Spinat oder Knöterich.	Buttermilchsuppe.
Freitag:	Mehlpeise mit Hirsbobst.	Dickmilch mit gerösteten Kartoffeln, Kaffee.
Sonntag:	Leberwurst mit Kartoffelgemüse.	
Sonntag:	Im Winter: Schweinefleisch mit Kraut Im Sommer: Rindfleisch mit Meerrettich.	

Kochen aus Weizenmehl gab es nur an hohen Festtagen, während beim Brotbacken alle 14 Tage ein sogenannter Platz gebacken wurde, d. h. ein flacher Kuchen aus Brotteig. Im Winter als sogenannter Zwiebelkuchen mit Speckstücken, im Sommer und Herbst mit Belag von Heidebeeren oder Äpfeln, der dann mit Kartoffelsuppe ein Mittagessen bildete.

In der Publikation heißt es ferner: Junge Mädchen, Töchter aller Kreise, die in den Städten auf kürzere oder längere Zeit in Dienst gingen und dann wieder ins Heimatdorf zurückkamen, hatten draußen eine bürgerliche Küche kennengelernt und trugen somit zur besseren Zubereitung des Essens in der Heimat ihr Teil bei (siehe Speisezettel Seite 271) – rechts.

Brot wird alle 14 Tage gebacken, meistens noch im eigenen Backofen. Mehl aus einem Gemisch aus Roggen und Weizen, dazu der erwähnte Platz. Der angeführte Küchensettel (siehe unten) entspricht mehr den Wintermonaten. Im Sommer wird mehr frisches Gemüse und Salat genossen; Milch wird im allgemeinen viel verbraucht, im Kaffee, zum Kochen; Milchsuppe, Dickmilch, weißer Käse. Eier nur im Sommer bei harter Arbeit und wenn sie billig sind. Geschlachtet wird im Durchschnitt zweimal im Jahr. Das Schweinefett dient zum Kochen und Backen.

#### Speisezettel einer mittleren Bauernfamilie

Sonntags: Frühstück: Weck mit Kaffee und Milch.  
Werktag: Frühstück: Schwarzbrot, das noch selbst gebacken wird. Käse, hier und da Butter, Kaffee und Milch.

	Mittagessen:	Abendessen:
Sonntag:	Rindfleisch mit Meerrettich, Kartoffeln und Gemüse.	Wurst und Kartoffelsalat.
Montag:	Hausmacherwurst und Kartoffeln.	Hering oder Wurst und Kartoffel.
Dienstag:	Hilfenbrühtsuppe, Bohnen oder Kohlraut mit Schweinefleisch.	Specksalat (Kartoffelsalat mit gebratenem Speck), Kaffee und Brot.
Mittwoch:	Buttersuppe mit Mehlpeise (Kartoffelpflankuchen, Mehlkloße), Dörrrot, eingemachtes Obst.	Wurst und Kartoffeln.
Donnerstag:	Keine Suppe. Schweinefleisch mit Sauerkraut.	Gewürztee.
Freitag:	Mehlpeise wie oben oder Platz, Kartoffelsuppe.	Hering und Quillkartoffel.
Sonntag:	Suppe aus Hilfenbrühten, Kraut und Preisel, Haspel oder Wurst.	Weiler Käse oder Wurst, Quillkartoffel.



Das ehemalige Fechenbach'sche Palais, ab 1897 im Besitz von Dr. Richard Wehsarg. Fotos um 1960.



Der Arzt Dr. Richard Wehsarg und seine Ehefrau Mary geborene Wagner. Foto um 1919.  
Richard Wehsarg war 1906 Gründer und Redakteur der Kulturzeitschrift „SPESSART“.



Historisches Foto des „Malepartus“ mit Miniatur-Burganlage; geplant und gebaut 1903 für Dr. Richard Wehsarg  
von August Schnatz aus Obernburg, dem späteren Baumeister des Sommerauer „Spessartdomes“.  
Links unten ist der von Mary Wehsarg gezähmte Fuchs zu erkennen.

## Sommerau im Spessart und die Kunst.



Kunst- und Skulpturengarten v. Karin u. Wolfgang Günther im ehem. Fechenbach'schen Palais. Fotos 2011: O. Pfeifer

# Lebensweise des Randspessarters im vorigen Jahrhundert

Kulturzeitschrift „Spessart“ - 9/1960

Von Valentin Pfeifer

Edmund Weis (1842-1932), Eichelsbach

Foto unten: Otto Pfeifer

\*) Korrektur: 1890

Was aß und trank man im Vorspessart in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, also um 1850 herum? Wir denken jetzt an die Bauern ziemlich wohlhabender Gemeinden, etwa in Eichelsbach, Sommerau, Mönchberg, Streit, Schmachtenberg und Röllbach. Ich befragte vor drei Jahrzehnten den damals 90-jährigen Eichelsbacher Edmund Weis. Er erwiderte: „Morgens gab's eine Milchkuppe und sonst nichts.“ Und der greise Mann berichtete ferner, daß es Ende der vierziger Jahre ganz besonders schlimm gewesen sei. Der Laib Brot kostete 1847 einen Gulden zwölf Kreuzer, sonach über zwei Mark nach heutiger Münze. Bei der seinerzeitigen, gegenwärtig kaum mehr vorstellbaren Geldknappheit war dies ein unerschwinglich hoher Preis. „Und was leistete man sich zum vormittägigen Vesperbrot?“ fragte ich nun. Antwort: „Ach, da war man froh, wenn man ein Stück trockenes Brot hatte.“ „Worin bestand das Mittagessen, Großvater?“ „Mittags hat es recht oft Hoesies und Tiefes gegeben.“ „Hoesies und Tiefes?“ „Das waren Birnenbützel und Kartoffelschnitz!“ entgegnete lachend der alte Bauer und fügte bei: „Manchmal haben wir auch ein Stückchen Fleisch dazu gehabt, aber das war selten.“ „Und Euer Nachmittagsvesper?“ „Ein Stück Brot oder ein paar Biere. Das war alles.“ Meine weitere Frage: „Trank man keinen Bohnenkaffee?“ „Nein, den hat's nur an den höchsten Feiertagen gegeben, an Weihnachten, Ostern, Pfingsten und am Dickfest!“ Das Dickfest war der Tag des Kirchenpatrons, in Eichelsbach also der 4. Dezember.

„Und habt Ihr damals auch den gefüllten Apfelweinkrug mit aufs Feld genommen, so wie es heute geschieht?“ fragte ich noch. „Ei, so etwas gab's nicht, Apfelwein hat man in jenen Jahren fast überhaupt nicht gekelchert. Da hat's noch keine Fässer bei uns gegeben. Man hat halt ein Stück Brot mit auf den Acker genommen, und wenn wir ins Streumachen gefahren sind, weit, bis in den Wald beim Höllenhammer, hatten wir nichts zu essen dabei als den Keil Brot und ein paar Katzenköpfe.“ Das waren nach des Alten Schilderung harte, „schrobe“ Biere.

Jetzt stellte ich die Frage: „Wie verbrachten die jungen Leute um 1850 die Sonn- und Feiertage? Womit konnten sie sich vergnügen?“ „Hm“, entgegnete der Alte, „von Belustigungen merkten wir damals ganz wenig. Wir mußten bis 21 Jahre die Sonntagschule und die Christenlehre besuchen. In ein Wirtshaus haben wir nicht gehen dürfen.“ „Vor dem 21. Lebensjahre in kein Gasthaus! War das möglich?“ „Das ist gewiß wahr. Sonntags sind wir aufs Feld gegangen, an diesen und jenen Acker, der entfernt lag, und haben geschaut, wie die Futter- oder Körnerfrucht stand. An manchen Feiertagen sind wir zu einem Feldkapelchen gewallt, und im Sommer tippelten wir nachmittags manchmal in die Wälder hinaus. Das war unser Vergnügen.“

„Wie kleideten sich die Männer um 1850, vor allem, was haben sie werktags, zur Arbeit, angezogen?“ „Da haben sie die sackelainen Hosen getragen. Erst später hat man das selbstgewebte Leinen für die Kleidung gefärbt.“

Noch verschiedene Fragen richtete ich an den Neunzigjährigen. Immer wieder kündeten seine Antworten von der einfachen, nahezu ärmlichen Lebensweise einer Bauernfamilie im Vorspessart. Schließlich gab ich meiner Verwunderung darüber Ausdruck, nachdem doch ein Bauernmann als Selbsterzeuger genug Eier, Butter, Mehl und Fleisch haben mußte. Der Alte erwiderte: „Das ist schon richtig; aber fast jeder Bauer hatte Schulden. Und die abzuzahlen fiel ihm arg schwer. Geld war seltener als heutzutage. Was meinen Sie zum Beispiel, mit wieviel Geld ich als Bub auf den Eschauer

Jahrmarkt ging?“ „Nun!“ „Mit einem einzigen Kreuzer; jawohl!“ (Ein Kreuzer waren drei Pfennig nach jetzigem Geldwert.)

Nachdenklich verabschiedete ich mich von Edmund Weis und schritt talwärts ins Heimatdorf. Dabei überlegte ich mir die Lebenshaltung bzw. die Ernährungsfrage zur eigenen Jugendzeit. Das war 40 Jahre später, etwa um 1980. Der Vater bewirtschaftete ein mittleres Bauerngut. Es standen vierzehn Stück Rindvieh und zwei Pferde im Stalle. Möchten Sie da glauben, daß auf einem solchen Bauernhof noch zwischen 1880 und 1885 das Schwarzbrot zuweilen im Küchenschrank eingeschlossen war? Der Grund wurde bereits angedeutet: Schulden! Solche abzutragen bildete für die Eltern eine jahrelange Last. Auch die Entrichtung des Lohnes für Knecht und Magd (jährlich 300 Mark und 200 Mark) kam sie hurt an. Die Ursache der bauerlichen Geldnot lag im wesentlichen an den zu niedrigen Preisen für ländliche Produkte. Für ein Pfund Butter wurden 60 bis 70 Pfennig bezahlt, für ein Ei vier Pfennig. Ich entsinne mich, daß einmal zwei Eier bloß sieben Pfennig kosteten.

Um Geld einzubringen, verlegte sich der Vater neben der Hofbewirtschaftung aufs Fuhrwerk. Während der Winter- und Frühlingmonate tatterte unser Leiterwagen einmal wöchentlich zum Holzholen in den Spessartwald, bis nach Rohrborn hinaus. Das mit Scheiten beladene Fuhrwerk rumpelte durch den langen Elsasgrund meist an den Bahnhof Elsenfeld, wo das Holz in Güterzüge weiterbefördert wurde. Die Barentlohnung für die „Fuhrwerker!“ ermöglichte eine Schuldentilgung.

Darf ich jetzt noch den Speiseteller im bauerlichen Elternhaus ausplaudern, wie er sich um 1890 darbot?

Morgens: Kaffee von Roggen, den die

Mutter selbst röstete, mit entrahmter Milch und Käsemilchbrot. Bei schlechter Getreideernte gab es Kartoffeln zum Kaffee. Am Dienstag und Doenerstag kam mittags Schweinefleisch auf den Tisch, entweder mit Kraut oder mit Gemüse von Unterdöhlrabben. Freitags trug die Magd eine Mehlspeise (Hirsebrei, „Platte“ aus Schwarzmehl oder Klöße von bräunlichem „Steinmehl“) auf, mit Birnenbützel oder Apfelschnitzen als Beilage. Dem Montag war ein Kartoffelgericht vorbehalten, nämlich Kartoffelpfannkuchen oder „rausgeschöpfte“ Klöße, Mittwochs aßen wir „Schlammfrucht“: Bohnen, Erbsen oder Linsen mit etwas Hausmacherwurst (Schwarzermaigen bzw. geräucherter Leber- oder Blutwurst). Das Mittagessen am Samstag bestand in einer Metzgerleberwurst (damals eine Delikatesse für die Bauern!) und Kartoffelgemüse. Und am Sonntag? Da gab es Rindfleisch und Meerrettich, im Winter hier und da auch wieder Kraut und Schweinefleisch. Das Abendbrot („Nachessen“ in der Bauernsprache) war von einer starren Einförmigkeit geprägt: Immer wieder Kartoffeln, entweder mit Dickmilch dazu oder mit Käsemasse.

Der Hochspessartbewohner mußte im Spätherbst, bis zum Einbringen des neuen Roggens, öfters Hunger leiden. Der Vorspessarter brauchte nicht zu hungern, war aber zu sparsam, einfachem Haushalten gewöhnt. Allerdings hatte die „gute alte Zeit“ der Gegenwart etwas voraus. Die Leute lebten in ihrer Einfachheit ohne Jagen und Hast. Bei Kornkaffee oder Brennsuppe, vor dem Topf mit Sauermilch und vor der irdenen Schüssel mit Quellkartoffeln saßen schlichte Menschen, die Humor und Lebenswille nicht verloren. Namentlich die Winterabend durchwob eine Gemütlichkeit, wie sie heute in der bestausgestatteten „Tipp-topp“-Wohnung kaum anzutreffen ist.

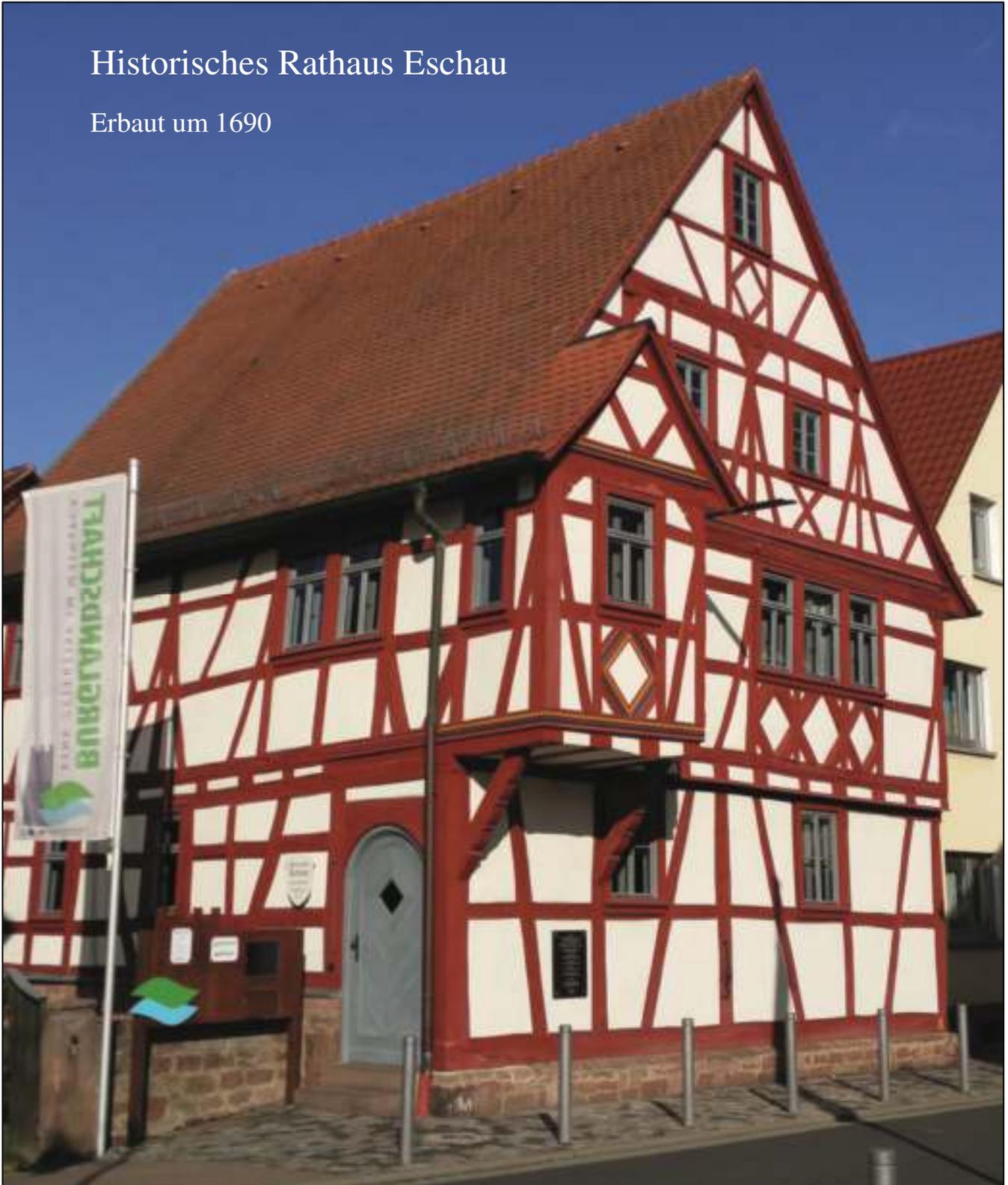
## Blick auf den Büchertisch



Kirche „St. Barbara“ zu Eichelsbach

## Historisches Rathaus Eschau

Erbaut um 1690



Unter dem Erker befindet sich seit 28. Mai 2015 eine Gedenktafel für die jüdischen Opfer der NS-Diktatur.

Das denkmalgeschützte Gebäude wurde vom Markt Eschau umfassend saniert und beherbergt seit 2014 die Projekträume und Büros der Burglandschaft. Mit dem Bildungs- und Informationszentrum Burglandschaft (BIB) im Historischen Rathaus in Eschau hat der Verein seinen Sitz im Zentrum seiner Gebietskulisse. Von hier wird die überregionale Zusammenarbeit des Netzwerks koordiniert, Produkte und Maßnahmen für die einzelnen beteiligten Objekte konzipiert sowie ein breites Informationsangebot präsentiert. Quelle: BIB

Foto 2019: Burglandschaft, Eschau

## Wie ich als Bub den Eschauer Jahrmarkt erlebte

Es war auf dem Josefstag. Da rief ich von der Stube in die Küche hinaus: „Mutter, es gehen immer noch Leute vorbei auf den Eschauer Markt. Woher kommen sie denn alle?“ „Ei, vom oberen Grund“, antwortete die Mutter, „von Hobbach oder von Wintersbach und Krausnbach, manche auch von Heimbuchenthal und Volkersbrunn.“ „Laß mich auch auf den Markt, Mutter!“ „Ein fünfjähriger Knirps bleibt gescheiter zu Haus.“

Ich ließ aber nicht nach mit Bitten, bis mir die Mutter drei Pfennig in die Hand drückte und sagte: „Meinetwegen, pack dich davon!“ Ich nahm nicht den langen Weg durch die lange Dorfstraße, sondern sprang quer über die „Krautgärten“, über die etwas feuchten Wiesen, lief über die schmale Eßavabrücke — und war in Eschau. Jetzt sah ich schon Meßbuden, dort am Gasthaus „Zum Löwen“ und davor Leute gehen und stehen. Ich jagte darauf zu.

Da war gleich ein Lebkuchenstand. Auf einem karierten Wachtuch lagen zahlreiche dunkelbraune Lebkuchen, eckige und Ringel; aufgeschichtet und nebeneinander gebreitet. Ganz vorne leuchteten gebläute Zuckertrompetchen. So ein „Bläschen“ wenn ich hätte! Wenn man kräftig hineinblies, gab die kleine rote Zuckerflöte einen hellen, schreienden Ton. „Hast du Geld, Kleiner?“ rief mich die dicke Marktfrau an. Und sie streckte die fleischige Rechte aus, holte mir die krampfhaft umschlossenen Kupfermünzen von den Fingern und meinte dann: „O jeh, bloß drei Pfennig, kriegst du drei Gutsjen!“ Und sie langte mir drei gelbliche, runde „Bawelottchen“ (Bonbons) herüber. Eins davon steckte ich augenblicklich in den Mund.

Vom „Kronen“ Wirtshaus her drang das Gedudel eines Karussells. Ich trollte näher und starrte verlangend auf die sich drehende Pracht. Nur einmal wenn ich mitfahren dürfte! Reiten auf jenem Schimmel mit dem golden funkelnden Zaumzeug und den silberblinkenden Steigbügeln! Bloß ein einziges Mal! Aber das kostete fünf Pfennig. „Du möchtest mal Karussell fahren, gelt“, höre ich eine bekannte Stimme neben mir. „Du gaffst ja, als hättest du noch keinen Gaul gesehen!“ O, die Nachbarsbas! Sie lachte mich belustigt an und gab dem Karussellbesitzer ein Fünfpfennigstück. „Marsch, auf den Schimmel dort“, befahl die Bas und ich kletterte rasch in den gelben Sattel, stutz die Zügel des Holzponys fassend. Rundum ging's, und immer schneller. Der Karussellmann klingelte. Was, schon aus! Ja, die Fahrt war — viel zu bald — zu Ende.

Der nächste Eschauer Markt fiel auf das Fest Mariä Geburt, den 8. September. Mittlerweile war ich sechs Jahre und in der Schule ABC-Schütze geworden. „Du kannst dir ein Schächtelchen Griffel auf dem Markt kaufen“, meinte der Vater. „Aber, Vater, die Griffel bringt doch das Christkind!“ „Na, was willst du denn haben?“ „Einen Anisweck.“ „So, du hast du sechs Pfennig!“

Ich hörte von den älteren Brüdern, daß der „Lange Beck“ von Mönchberg unterm Torbogen des Gasthauses „Zur Krone“ seinen Stand hatte. Dort türmte sich auf dem breiten Tisch das knusperige, glänzende Gebäck. Ein würziger Duft entströmte dem märchen Backweck und stieg einem verlockend in die Nase. Kein anderer Bäcker talauf und talab verstand solch trefflich mundende Aniswecken zu backen wie Meister Friedrich vom nahen Hö-

henort, allerwärts wegen seiner Einmeterneunzig-Größe der „Lange Beck“ genannt. Eine ganze Anzahl Jungen stand um den Tisch herum, sie kauten genießerisch an ihrem Marktstück, dem duftigen, leckeren Weck.

Was tut denn jener Bub dort, der mit der engen Zeughose? Ich ging nahe zu ihm hin. Er sprach soeben mit seinem Freund. „Du“, sagte er, „ist du deinen Weck pur?“ (Ohne Beikost!) „Freilich“, erwiderte der andere. „Ich nicht“, entgegnete der erste mit der schmalen, ausgefransten Zeughose, „ich esse Brot zu meinem.“ Und der Bub aus dem damals so ärmlichen Neudorf (heute Dorf Mespelbrunn) biß abwechselnd in seinem Keil großes Schwarzbrot und alsdann behutsam in den prickelnd appetitlichen Anisweck, damit dieser recht lange reichen sollte. Ich aß meinen Weck sofort ganz und gar auf.

Was glaubt der Leser wohl, wie mein nächstes „Marktstück“ hieß? Kurios, wird mancher schmanzelnd denken, das ist doch kein Marktstück. Oho, damals (um 1895) bedeuteten einem Spessarter Bauernbuben rote Fleischwurst (für zehn Pfennig) und ein Wasserweck dazu eine auserlesene Speise, etwas Besonderes, ein wirklich willkommenes Marktstück. Der Metzgermeister Pilger, der vor seinem Wohnhaus auf einer gewöhnlichen Tischplatte die saftigen Würstringel auslegte, hatte bald ausverkauft.

An einem anderen Markttag — ich war jetzt etwa neun bis zehn Jahre — wünschte ich mir einen Flickball vom Kappenmacher Kissenberth. Seine Meßbude befand sich gegenüber dem Rathaus. Die vielen Hüte und Kappen interessierten mich wenig. Dagegen zogen mich die farbenprächtigsten Tuchbälle an, mit den Hüllen aus roten, grünen und blauen Flecken. Für einen Gummiball, der einige Stände weiter weg feilgehalten wurde, fehlte mir das Geld. Deshalb erstand ich einen bunten Tuchball.

Später einmal schlenderte ich mit meinem Kameraden Philipp durch den Eschauer „Christkindlesmarkt“ am 8. Dezember. Wir bummelten frohgenußt von Bude zu Bude, die diesmal so zahlreich waren, daß sie sich in die Kirchgasse hinauf und fast bis zur Lischchen „Hintermühle“ erstreckten. „Ich hol mir einen Lackritz“, sagte Philipp und bekam für fünf Pfennig eine dünne Lackritzstange, von der er mir einen Teil abtrennte.

Die Mädchen und Frauen bewunderten beim Drechslerstand die funkelneuen, hellen Spinnräder und die Garnhaspeln mit den schwarzlackierten Stangen.

Auch der Eschauer Sattler hatte an einem großgezimmerten Bretterverschlag seine Erzeugnisse ausgestellt: Stirnjöcher fürs Zugvieh, Pferddekummete und — Philipp, guck doch! — prächtige Peitschenstiele mit langen „Fitzen“ daran. Das wäre was für unseren Knecht Gottfried! Da könnte er knallen!

Vom Häfner, der sein irdenes Geschir in der Vorstadtstraße, unterhalb des „Hirschwirts“, auf dem blanken Boden zum Schauen und Kaufen auslegte, hatte die Mutter das letzte Mal unseren gelbgliederten, bauchigen Rahmtopf bezogen.

Ei, die Oaschel (Ursula) von Mönchberg war auch wieder da! Sie hatte sich mit einem geräumigen Koffer zwischen den Boden eingereiht. Der geöffnete Holzkoffer lag auf einem Leiterwägelchen, das der Hund Karo zie-

hen mußte. Jetzt kauerte er schläfrig blinzelnnd vorn Wägelchen. „Karo!“ Er hebt den struppigen Kopf. „Siehst du, Philipp, er kennt mich!“ Die Oaschel kommt nämlich in regelmäßigen Turnus zu uns nach Sommerau hausieren, und Mutter erhandelt immer etwas von ihr: weißen oder schwarzen Zwirn, Stecknadeln, Einfaßbänder und sonstiges.

„Kauf mir was ab, kauf mir was ab!“ schrillten hohe Stimmen vom Rathaus her. Es waren die Walldürner Lebkuchenfrauen, die in kreischender Aufdringlichkeit vor allem die „Reisterchen“ anboten, die früher an Weihnachtsen unter keinem Christbaum fehlen durften. An einem anderen Stand hingen buntbestickte Straminhosenträger, wie sie Vater nur an den Festtagen trug.

„Au!“ Philipp hatte mich in die Seite gezwickt und dazu gesagt: „Was kaufst du heut? Hast du kein Geld dabei, he? Du hältst ständig deine Hand in dem Rocksäckel!“

Aha, Philipp hatte mir angemerkt, daß ich etwas Besonderes plante. Ich entgegnete: „Was meinst du, was ich mir kaufen will? Ich hab' lange gespart, bis ich die Mark zusammenkriegt. Rat einmal!“ „Eine Pistole und Schießplättchen?“ „Nein.“ „Ist's etwas zu Essen?“ „Auch nicht.“ „Ah, jetzt weiß ich's, eine Mundharmonika.“

Es waren Monate vergangen, bis ich das Geld für eine Mundharmonika zusammenbrachte. Der gelähmten Großmutter hatte ich Besorgungen gemacht und bekam jedesmal fünf Pfennig. Und wenn ich für Onkel Josef draußen im Neuhof (zwischen Eschau und Streit) den Krug Kartoffelschnaps holte, erhielt ich zehn Pfennig. Im Winter wurde nämlich nach dem Getreidedreschen zum Vesperbrot außer Butter und Käse auch ein Gläschen wärmender Schnaps aufgetischt.

Heute, auf dem Christkindlesmarkt, sollte mein Sehnen in Erfüllung gehen, mein großer Wunsch: die Mundharmonika mit Orgelton! Ich hatte beim Hinundherschlendern öfters nach der Bode mit den Instrumenten geschickt, und einmal waren wir auch an ihr stehen geblieben. Allein, ich wollte die Harmonika erst ganz zuletzt kaufen. Hätte ich sie zu Anfang erworben, wären mir die anderen Marktsachen völlig gleichgültig gewesen und ich hätte mir die „Meß“ gar nicht mehr weiter angeschaut.

Jetzt kaufte ich also für eine Mark die Mundharmonika mit Orgelklang, und hernach liefen Philipp und ich mit Eilschritten nach Sommerau hinüber über den Wiesengrund. Ich begann die Lieder zu spielen, die wir in der Schule sangen. „Im schönsten Wiesengrunde steht meiner Heimat Haus ...“

Da sehe ich den Blick Philipps auf mich gerichtet, beinahe traurig und voll Sehnsucht. Er kramt aus der Hosentasche ein paar Glaskugeln, die in den Regenbogenfarben schimmern, und er sagt: „Wenn du mich spielen läßt, kriegst du ...“ „Steck deine Glaskugeln ein, Philipp, freilich darfst du spielen, du hast mir doch auch von deinem Lackritz gegeben.“ Und nun setzt er das kleine Instrument an den Mund und spielt: „Dort unten in der Mühle saß ich in süßer Ruh und sah den Rädern spielen und sah den Wassern zu.“ Er schloß ein Lied an andere an und wurde nicht müde.

Wir stiegen über die „Setzsteine“, die an der Dorfstraße die Wiesen eingrenzten und waren fast daheim. Philipp strahlte übers ganze Gesicht.

„Morgen, nach der Schule, treffen wir uns, Philipp!“ „Jawollja“, jubelte er, „prima war's heut, Servus!“ „Servus, Philipp!“

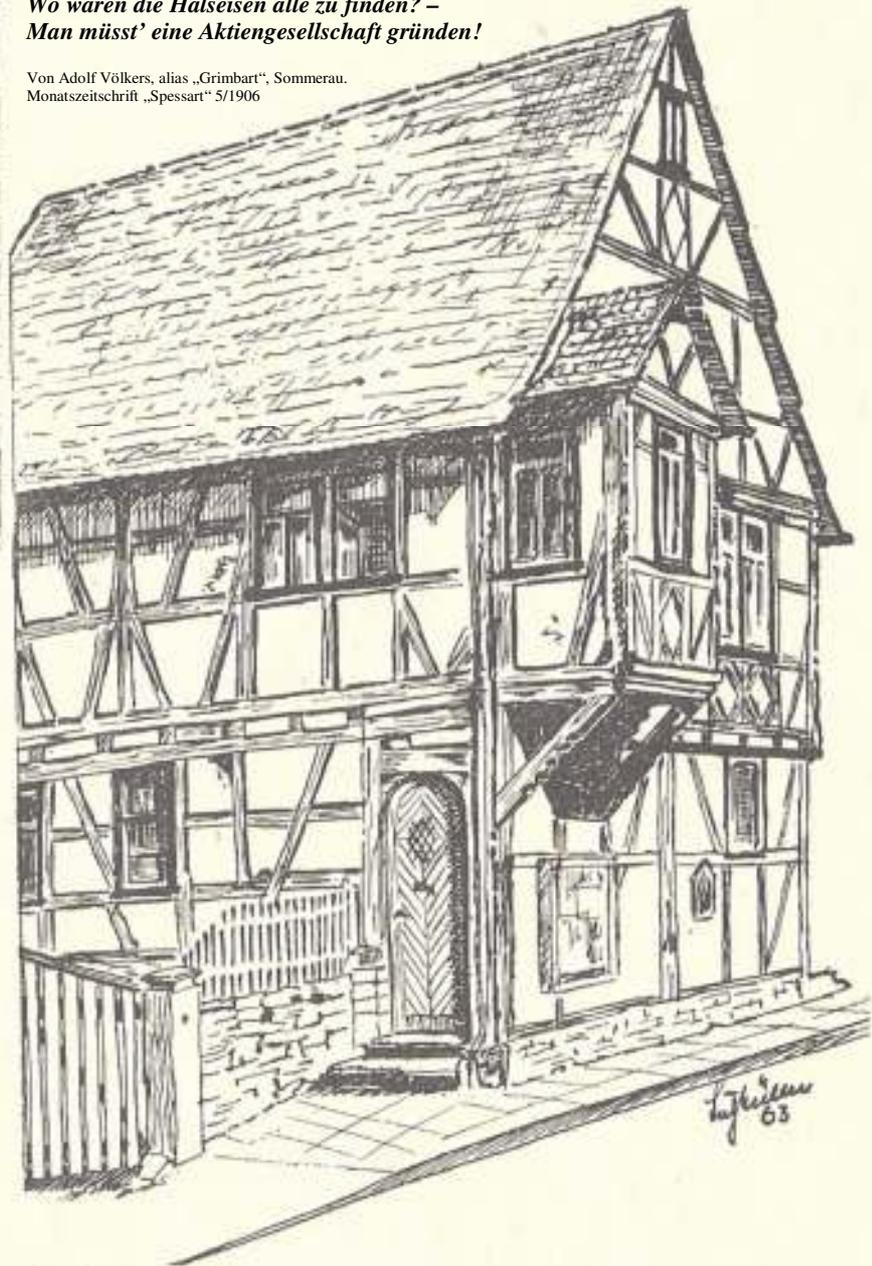


## Halseisen am Rathaus zu Eschau

*Am Rathaus zu Eschau, dem uralten Bau,  
Hängt heut noch ein drollig Gerät zur Schau:  
Ein Halseisen ist's, mit Schrauben zu schließen;  
Es diente, um kleinere Sünden zu büßen.  
Wer Wucherzinsen verlangt für sein Geld,  
Ward kaltlächelnd drin an den Pranger gestellt;  
Verleumdungs- und Klatschsucht, falschspielen, betrügen,  
Die Ortsväter ließen's das Halseisen rügen,  
Auch wer sein Liebchen betrogen hatt',  
Verwirkte die Strafe der Eisenkrawatt'!*

*– Wie gut, dass sich Menschen ändern und Zeiten!  
Müsst heut' man die gleiche Strafe erleiden  
Für alle die oben erwähnten Sünden,  
Wo wären die Halseisen alle zu finden? –  
Man müsst' eine Aktiengesellschaft gründen!*

Von Adolf Völkers, alias „Grimbart“, Sommerau.  
Monatszeitschrift „Spessart“ 5/1906



Erbaut um 1690

Eschau, Rathaus

Gezeichnet von Lehrer Lutz Nüllen, Sommerau – 1963



Historisches Rathaus in Eschau. Foto um 1961



Das sog. „Maulaffeneck“ oder „Scharfeck“ beim „Löwen“ mit Blick zur „Krone“, um 1935. Zeichnung R. Erzgraber

Lehrer Johann Leonhard Schorr nennt es im Büchlein „Geschichte und Sagen von Eschau“, von 1914, das oft von Männern und Burschen belagerte, berüchtigte „Scharfeck“. Dazu aus dem Büchlein der folgende Spottvers:

*„Wer von Eichelsbach kommt ohne Wind, vom Hammer ohne Sünd' und durch Eschau ohne Spott, hat besondere Gnad' von Gott.“*



Ein alter Hochzeitsbrauch, das sog. „Steibern“, unter dem Aufgebot im Aushangkasten am alten Rathaus um 1957.



Das „Hemmen“, ein alter Hochzeitsbrauch. Das Brautpaar verteilt für die Kinder Süßigkeiten und Münzgeld.  
Foto: Eschau in der Kirchenstraße.

VALENTIN PFEIFER:

## Das „Hemmen“ ein alter Spessarter Hochzeitsbrauch

Wer denkt noch daran, daß die Sitte des Sperrens oder Hemmens bei Hochzeiten unseren heidnischen Altvordern eine kultische Abwehrhandlung bedeutet, eine Wehr gegen maligne Geister? Wenn man ebendam eine Sperre über dem Weg errichtete, so galt diese nicht dem Brautpaar bzw. dem Hochzeitsgast, sondern man fürchte sich nach althergebrachter, heidnischer Volkseinstimmung von irgendwelchen böswilligen Geistern bedrückt, und diese mußten durch die Sperren aufgehalten und insbesondere von der Nähe von Braut und Bräutigam vertrieben werden. Nachdem der Brauch schon lange inhaltlich unverständlich und zur „launen Miß“ geworden war, blieb die äußere Handlung als Scherz bestehen, vor allem auch deswegen, weil sie zu einem einträglichen Geschäft gemacht wurde. Ursprünglich gedachte man mit den Sperren das Anwehnen einzelner Dämonen zu verhindern, während man heute sinnlos und im Scherz seine Sitte des Weiterbestehens des Brautpaars und der Hochzeitsfeier behindert. Daran erinnert man, wie sich abgesetzene Bräute in ihrer gegenseitigen Einsamkeit wägen.

In der Stadt Aschaffenburg war der Brauch des Hemmens einst genau so im Schwange wie draußen im kleinsten Spessartdorf. In Eschbach (Kreis Marktheidenfeld) wurde dem Hochzeitsgast schon der Hinweg zur Kirche versperrt, meist aber betritt die Jugend das Hemmen erst auf dem Rückweg von der Trauung. In Schallheim und in Faulbach am Main stellten die Ministranten noch in Maßkleidern an die Kirchenpforte und hielten den Alpengürtel quer vor dem Brautpaar. Dabei beglückwünschten sie die Braut, die ein größeres Geldgeschenk brachte. Daraufhin luden die Ministranten den Gürtel fallen, so daß der Weg offen stand. Auch der Orpelseidener herrte in Festtagsausrüstung vor der Kirche und erhielt ein Geschenk. Als ehemals der Ortsgemeinde von Eschau (Elsavtal) das Hemmen als Bittel rügte, erwiderte ein Bauer: „O nem, Herr Pfarrer, das ist nicht gebietet, das ist „gehemmt“! In dieser kalten Äußerung verbirgt sich noch heute die ursprüngliche Volkseinstimmung, daß das Hemmen einst zum Segen und Schutz der Brautleute diente.

In Hohenfurt Street wurden breite, farbige Seidenbänder über die Straße gespannt, in Kirchzell (Odenwald) warf früher nur der Brautvater Geld aus, in Sommerau (Elsavtal) dagegen mußte jeder Festgast sich freie Bahn durch Geldgesenden erkämpfen. Wiehatten die Spenden in Miltenberg recht spärlich durch die Luft und unter die ruffende Jugend, dann rief diese in heischem Spott: „Hochzeiter, Hungerleider, Hochzeiter, Hungerleider!“

Ganz absonderlich stark betrieb man das Hemmen bis in die Neuzeit in Alzenbuch bei Stadtpfaffen. Dort bestand sich etwa alle zehn Schritte ein Hindernis auf der Gasse, „Hemmen“ geheißen. Dieses schmückte ein Himmelskranz, und ein Teller mit einem Grabschloßenspruch verdeckte recht offen den materialen Zweck des Hemmens. Hier in Alzenbuch wollte sich die alte Sitte der neuen Zeit anzupassen. Denn es und dort schoben sich Fährer quer über die Straße und forderten Tribut für den freien Durchzug der Hochzeitskinder.

Einst war der Brauch des Hemmens eine kultische Handlung. In seinem Irr- und Ausmaßern paßte er sich den realen Verhältnissen an, sagte wir es rundweg heraus: „Unverständnis ließ ihn entarten.“ Aber auch noch in seinen Abkömmlingen gewann er eine letzte Seite. Nicht wahr, bei einer so seltenen und fröhlichen Familienfeier wie dem Hochzeitsfest sind Brautpaar und Gäste von einer außerordentlichen Gefeelsfreudigkeit. Dafür nun hat die moderne Jugend ein deutliches Gefühl und vermag sich gegenwärtig zu halten vor der Kirche, wenn die Hochzeitsleute herausstreuen und der Festung sich zur Heimkehr ertut. Keerdrings schwärmen neben Geldgesenden auch Bonbons und andere Süßigkeiten unter die lachende Kindertruppe, die links etwas zu erhaschen sucht. So vermag ein alter Brauch, einer gepflegt zu Schutz und Schirm für die Festleute, in seiner Umänderung viele Freude zu spenden, der lustigen Schwelgerei durch lachendes Getöse und hirtige Gabenstücke, aber auch den Festgästen durch willküriger Schenken, das bekanntermaßen „ediger als Nehmer“ ist.



In Sommerau an der Pfarrkirche. Foto um 1960



**Evangelisch-Lutherische Epiphaniaskirche in Eschau.**

Fotos 2012: Otto Pfeifer

Die Sakristei und der Chor der Kirche wurden in spätgotischer Bauweise errichtet. Über der Sakristeitür steht die Jahreszahl 1476. Der Turm hat keine eigenen Fundamente; er ist auf dem Chor als Reiter aufgesetzt. Das Kirchenschiff wurde ab 1744 niedergelegt, in barocker Bauweise neu errichtet und am Dreikönigstag (Epiphaniaskirche) 1745 eingeweiht. Eine Besonderheit der Kirche sind die zwei Emporen, die bis unter die Decke des Kirchenschiffs reichen. – 275jähriges Kirchenjubiläum 2020.

# Gasthaus »Zur Krone« – Bierbrauerei Volland in Eschau – Schwedenbrunnen



Brauerei Volland und Gastwirtschaft »Zur Krone« in Eschau um 1895. Rechts im Bild, der sog. Schwedenbrunnen.



Die neuen Eigentümer des Gasthauses „Zur Krone“ – Familie Gerold im Juli 1919.



Carl und Katharina Volland  
um 1910



## Was mir von Eschau und Eschauern noch so gedenkt.

### Die Planungszelle der Elsavatalbahn

Im Nebenstübchen des Gasthauses „Zur Krone“ fanden sich Ende des 19. Jahrhunderts allwöchentlich am Samstagabend Dr. Wildner, Dr. Wehsarg, der Apotheker und die Lehrer Fischer und Stock zu ein paar entspannenden Unterhaltungsstunden ein. Da berichteten die Ärzte immer wieder von der wirtschaftlichen Not in den Hochspessartdörfern. Sie sahen bei ihren Patientenbesuchen, wie armselig der Hochspessarter wohnte und lebte. „Es kann ja keiner gesund bleiben und wenn er noch so ein harter Knorz ist“, meinte Dr. Wildner. „Morgens Grumbirn zur dünnen Kaffeebrühe, mittags Kartoffelschnitt zu den Birnenhutzeln und abends noch einmal ganze Kartoffeln zum sauren Hering. Woher soll da die Widerstandskraft kommen? Die Leute brauchen mehr Verdienstmöglichkeit, damit sie sich etwas Richtiges zu essen leisten können.“ „Das meine ich auch“, erwiderte der temperamentvolle Dr. Wehsarg. „Man muß den armen Teufeln da droben in Hesselthal und Weibersbrunn Arbeit verschaffen.“ „Aber wie?“, entgegnete der Lehrer Stock. „Feld haben die Leute in den engen Talgründen weiter keines, und die schmale Flur auf den steinigten Bergbuckeln gibt trotz aller Plage nur geringen Ertrag. Von Holzfällen, Kohlenbrennen und Besenschnitzen kann sich auch nur ein kleiner Teil der Bevölkerung ernähren.“ „Nun“, warf Lehrer Fischer ein, „viele Männer arbeiten auswärts und bringen zum Wochenende einen netten Batzen Geld mit nach Haus.“ „Einen hübschen Batzen Geld?“ ereiferte sich Dr. Wehsarg. „Viel zu wenig! Draußen in der Fremde zu leben, kostet Geld, und was die Leute mit heimbringen, reicht nicht hinten und vorne für eine Familie aus.“ „Ja, sie müßten in der Heimatgegend zum Brotverdienen Gelegenheit erhalten“, sagte der Apotheker. „Grad das ist auch meine Ansicht!“ rief begeistert Dr. Wehsarg. „Deshalb muß die Bahn her, die die Männer und Frauen vom oberen Grund ins Maintal befördert, wo sie beschäftigt werden können. Alles andere hat keinen Zweck. Da hallen große Töne von München heran, die Behebung der Spessartnot betreffend, allein mit schönen Reden ist nichts gedient. Die Bahn muß gebaut werden, und zwar so schnell wie möglich.“

Im Nebenstübchen der Eschauer „Krone“ entstanden nun die ersten Eingaben und Anträge an die Staatsregierung: daß nur eine Bahn den Spessartnöten Einhalt gebieten könne und daß für das Elsavatal und seine



Am Mühlbach  
(Aufnahme: Jorde)

Umgebung nichts so dringlich wäre wie eine Bahn. „Wir stecken uns hinter die Abgeordneten Schulz in Kleinwallstadt und Gerstenberger in Laufach. Sie müssen sich im Landtag für den beschleunigten Bau der Bahnstrecke einsetzen.“ Die Tischgesellschaft im „Kronen“-Stübchen hatte Erfolg. Im Verein mit Pfarrer Marschall aus Wintersbach erzielte das „Komitee“ durch zähe Tatkraft bei den unteren wie oberen Behörden die Unterstützung und Förderung zur möglichst raschen Durchführung des Bahnprojektes. Im Januar 1910 rollte zum erstenmal das Bahnlein den Elsavagrund hinauf und beförderte jetzt täglich viele Hunderte an die Arbeitsplätze ins Maintal.

So ist also eine Eschauer Wirtsstube — das Hinterstübchen des Gasthauses „Zur Krone“ — die Urzelle gewesen zur Entstehung der segensreichen Elsavatalbahn für die Beschaffung von Arbeit und Brot.

### Schuldenmacher — Bezahler!

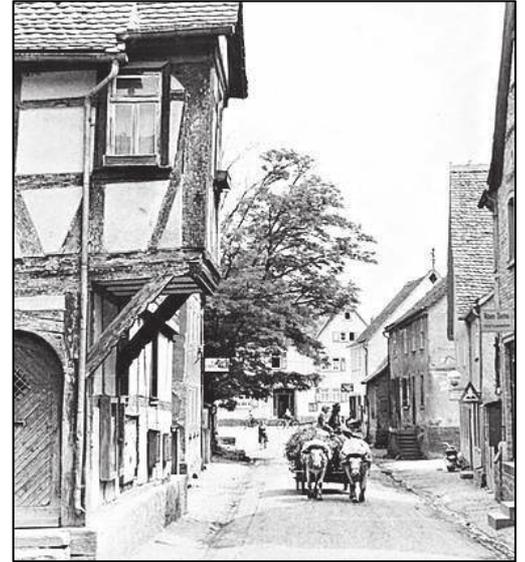
Vom Elternhaus in Sommerau glitt mein Blick über die Wiesenebene, über die Elsava zu der Getreideflur, die sich vom Gewandorf Eschau bis gegen Wildenstein und Unteraulenbach hinzieht. „Vater, die Eschauer machen ja schon Korn ab!“ „Sie sind heuer mit der Ernte fast früher daran als wir. Ihre Mehlfucht steht diesmal halt auf dem ‚Schuldenmacher‘.“ „Wie, Vater?“ „Ei, Schuldenmacher heißen die Eschauer den Feldstrich drüben am Hang, weil er sandigen, minderwertigen Boden hat, der nur eine schwache Ernte abwirft. Dagegen haben unsere Nachbardörfer fruchtbare Feldbreiten nach Mönchberg zu. Dieser Feldbezirk ist aber im heurigen Jahr mit Futter und Hackfrüchten (Klee, Rüben und Kartoffeln) bestellt. Ihn heißen die Eschauer den ‚Bezahler‘, weil er den Einnahmeverlust auf dem ‚Schuldenmacher‘ wieder ausgleicht. In diesem Sommer und Herbst kriegen die Eschauer also mehr Futter, und das nächste Jahr wird die Futterflur in der Richtung Mönchberg wieder ertragreiches Getreidefeld sein.“

### Pfarrer Neubig und sein Bernhardiner

Zu meiner Kinderzeit hatte die Gemeinde Hofstetten noch keinen eigenen Geistlichen, sondern sie wurde vom Pfarrdorf Eschau aus seelsorglich betreut. Wöchentlich ein- bis zweimal begab sich der Eschauer Pastor zu Fuß, den mächtigen Bernhardinerhund an der Leine, über die Bergeshöhe in das eine Stunde entfernte Filialdörflein. Während der Wintermonate war's ein mühevoller Gang, zumal wenn Schnee lag. Da wurde der massige Hund dem Seelsorger ein trefflicher Helfer. Ich sah als Junge voll Bewunderung, wie das Tier, die Höhe hinanschreitend, aus Leibeskräften an der gestrafften Leine zog und so dem Pfarrer den beschwerlichen Gang über den Berg stark erleichterte. Lob sei dir noch heute, du unermüdlicher Bernhardiner, ob deiner Dienstbarkeit für deinen Herrn!

### Oberförster Jucht

Der angesehene gräfliche Beamte, äußerlich etwas behäbig und mit frischem, gerötetem Gesicht, erwarb sich bei uns Bauernbuben besondere Hochachtung, weil er die Sommerauer Fischjagd gepachtet hatte. Wir suchten für ihn die Würmer, die als Köder am Angelhaken dienten, und dafür schenkte uns der Oberförster, wenn er mit reicher Beute heimkehrte, eine Forelle. Durch den kundigen Angelsportler lernten wir an der hurtigfließenden Elsava jene „ruhigen“ Stellen kennen, wo die



Historisches Rathaus, im Hintergrund das Gasthaus „Löwen“.



Gräfliches Gerichtsgebäude - Forstamt



Eschauer „Vorstadt“ mit Gasthäusern „Löwen“ und „Hirschen“.



Blick vom „Hirschen“ zum „Löwen“

sonst so flinken Fische — unter Steinvorsprüngen und Erlengebüsch — „stille“ saßen, so, als ob sie schliefen. Jetzt ist es freilich ein spätes Bekenntnis, wenn ich hier gestehe, daß auch einmal eine der getüpfelten, glatten Forellen in unsere Bubenhande geriet, wenn wir in Abwesenheit des Herrn Oberförsters ins ziemlich flache Gewässer waten und uns von hinten her, geschwind zupackend, an die ahnungslos „schlummernden“ Forellen heranschlichen. Gott hab' ihn selig, den guten Oberförster! Er wird uns verzeihend von himmlischen Gefilden zunicken, verständnisvoll lächeln und dazu ein wenig brummen, wie er's im Leben tat. „So sind sie halt, die Buben!“

Gerühmt ward auch des gütigen Forstmannes Weinkeller. Die Sommerauer urteilten: „Der Eschauer Oberförster hat den besten Wein.“ Und wenn sich einer vom schweren Kranklager erhoben hatte und der Gesundung entgegensehen durfte, dann riet man dem Genesenden: „Laß dir vom Eschauer Oberförster eine Flasche Wein holen! Der bringt dich wieder schnell auf die Beine!“ Und der freundliche Forstmann spendete von seinem erlesenen köstlichen Rebensaft oder er gab ihn zu einem billigen Preis.

#### Der „Wassermax“

Seitdem der Apotheker Max Thieme die Selterswasser- und Limonadenfabrik gegründet hatte, wurde ihm vom Dorfmund der Name „Wassermax“ zuteil. Der dickliche, quecksilbrige Pharmazeut mit dem rotblonden Schnurrbart erfreute sich weit über Eschau hinaus großer Popularität. Sein spritziger Humor machte ihn zum beliebten Unterhaltungspartner. Eines Abends waren wir eine vergnügte Tischrunde im Gasthaus „Zum Löwen“. Der „Löwen“-Wirt setzte seinen Stolz darein, einen vorzüglich mündenden, aber „schweren“ Apfelwein auszuschenken. Mir gegenüber saß der Apotheker. Begann er zu sprechen: „Heute ist mir's so richtig influenzamäßig. („Grippe“ würde man jetzt sagen.) Und der rundliche Apotheker schüttelte sich, als ob er fröstelte. „Ich möchte mir grad einen antrinken“, fügte, sonnig dreinschauend, der allseits beliebte Arzneikundige hinzu. „Aber, Herr Apotheker“, erwiderte ich ihm, „Sie besitzen daheim doch viele Mittel gegen die Influenza und können die wirksamste Medizin auswählen.“ „O nein“, antwortete, verschmitzt lächelnd, der gutmütige Apothekeninhaber, „das ist etwas für andere Leute, das ist nichts für mich.“

#### Das erste Fahrrad

Für jung und alt war es (um 1890) ein Ereignis, wenn der zweite Lehrer von Eschau, namens Schumann, auf seinem Hochrad in mäßigem Tempo durch Sommerau fuhr. Es war das erste Fahrrad, das uns zu Gesicht kam. Wir Buben sprangen hinterdrein und begafften das neuartige Fahrzeug. Ein win-



Die Kirchgasse (Zeichnung: Sigrid Mahncke)

ziges Hinterrädlein schmiegte sich an das umfangliche große Vorderrad, und der junge Erzieher dünkte uns ein Held, weil er in einer uns gefährlich scheinenden Höhe auf dem schmalspurigen Gefährt thronte und lächelnd vom Hochsitz herunterblickte. Am Dorfende bog der Lehrer Schumann in den elterlichen Hof ein, lenkte sein Rad an unsere niedrige Haustreppe und stieg dort ab. Auf ebener Erde, auf der Gasse, war es schwierig vom Hochrad abzusteigen. Der angestaunte Radler erklimmte auch wieder von der Treppe aus den Hochsitz, um das Veloziped nach Eschau zurückzusteuern.

#### Der reckenhafte Schmied

Hört ihr's hämmern? Die mächtigen Schläge hallen abwärts bis zum Dorfende und fast bis zum Sattler, die Vorstadt hinan. Frühmorgens stand der Schmied Caps am Amboss, und der erbebte, wenn jener den Hammer schwang, und die Esse zischte und sprühte. Die Funken wirbelten und flogen in der Werkstatt umher und durch den Fensterspalt auf die noch im Dunkeln lagernde Hauptstraße. Der muskulöse, sehnige Mann mit dem breiten Lederschurz wußte von keiner Müdigkeit, und seine lungengewaltige Stimme wettete mit dem Schall der Hammerschläge. Ein reckenhafter Schmied, wie aus der Ahnenzeit heraufgestiegen! Flink heftete er das Eisen an des Rosses Huf, und sein eherner Wille vermochte das störrischste Pferd zu bändigen. Aber der fleißige Schmiedemeister schützte nicht nur den Hornshuf durch den metallenen „Schuh“, damit Acker- und Chaisenpferde munter stampfen und traben konnten, sondern er verstand es auch, den Pferden und anderen Stall-

tieren bei Krankheiten hilfreich beizustehen; ob sie an Kolik litten oder an übermäßigem Aufgeblähtsein. Sein Ruf als „Vieh doktor“ drang in die entlegenen Spessartdörfer.

#### Mein Chaussee hannes

Schon als Dreikäsehoch sah ich dem pflichteifrigen Mann auf der Gasse zu, wie er den gleißenden Schotterkies über die Fahrbahn schippte und aufwuchernde Grasbüschel vom Fußpfad häckelte. „Das ist mein Chaussee hannes“, neckten mich zuweilen der Vater und die älteren Geschwister, und ich widerstritt in kindlichem Eifer: „Nein, mein Chaussee hannes!“ Und diese Freundschaft mit dem Eschauer Chausseemann von frühen Kindstagen an währte, bis er im hohen Alter starb. Was der Chaussee hannes alles zu erzählen wußte! Er hatte eine Reihe von Postillionen gekannt, angefangen vom „Malefizmichel“ und dem dicken, schlafseligen Jörg bis zum „Rücke“ Isidor, dem „Schrecke“ Eduard und bis zum Posthalters Karl.

Einmal geriet der stets frohgemute Straßenwärtler in wehen Zorn, nämlich, wie es hieß: Die Elsavabahn wird gebaut! Er meinte, dann würde niemand mehr „seine“ von ihm sorgsam gepflegte Straße achten, und er stieß gröllend heraus: „Ich brauch' kei' Bahn, mit der fohr ich net!“ Später jedoch versöhnte er sich mit dem segensbringenden Lokalbahnlein und fuhr mit ihm, als er mich in der Stadt besuchte. Da gestand er hernach: „Unser Bahnle ist tüchtig, das tut sei' Sach!“

Wessen in Eschau soll ich noch gedenken? Etwa des Siebmachers Schwiegler, der seinem geduldig vor dem kleinen Zeltwagen trottenden Rößlein liebe, kosende Worte ins Ohr flüsterte — oder des langjährigen Doktorortkutschers Johann Oberle, der den Siebmacher als Wohngast im Häuslein nahe der Elsavabrücke „ablöste“?

Weiterhin denke ich unwillkürlich an den ruhigen, biederen Spenglermeister droben am Höhengäßlein und an den Vorder-List, den „Lichtbringer“ meines Heimatdorfes. Den schlichten Kappenmacher ruft die Erinnerung gleichfalls aus der Vergangenheit herauf, wie auch den äußerlich hünenhaften und innerlich zielfesten Bürgermeister Haas. Halt, da tritt wieder einer über die Bewußtseinschwelle: der ehrsame, fromme, ungewöhnlich uneigennützig Schuhmacher Georg Volck. Jawohl, er hat damals — 1945 — uns verarmten Evakuierten um wertgesunkenes Geld, ohne Sachlohn zu fordern, das Schuhwerk gerüstet und gesohlt.

Noch eine Anzahl wackerer Eschauer Leute galte es in den Erinnerungskreis miteinzubeziehen! Doch will ich diesen schließen mit dem Gelöbnis: Die lieben Dorfnachbarn bleiben unvergessen. Ihr Andenken lebt!

Valentin Pfeifer

## Eschauer Heimatlied

Von Karl Schmidt

Eschau, mein Heimatort, so lieb und traut,  
im Schutz der Spessartberge liegst du friedlich da.  
Von unsern Ahnen einst so schön erbaut  
im herrlich grünen Tal der Elsava.  
Das Bächlein frobbewegt dich schnell durchleitet,  
der Wasser Silberwellen grüßen dich!  
Ein jeder gern in deinen Mauern weilet,  
da bin auch ich so gern — da bleibe ich.

Die Berge all ringsum dich treu bewachen,  
der Stütz, der Wirbel und die vielen andern all,  
die Sonne grüßt dich froh mit ihrem Lachen,  
die Vögel singen dir mit lautem Schall.  
Der Spessartwald grüßt dich mit seinem Rauschen,  
wo Hirsch und Rebe sind so gern zu Haus.  
Nur deinem Herzschlag — Heimat — will ich lauschen,  
nie geh ich fort, nie in die Welt hinaus.

Wenn über Wildenstein ich droben steh'  
und schaue freudig in das weite Heimatrund,  
die Dörflein, Berge, Wälder, Fluren seh',  
dann ist so froh mein Herz, ich tu es kund!  
Ich singe laut die schönsten Melodien,  
dir, liebe Heimat, gilt mein heißer Schwur:  
Nie will ich fort, nie in die Ferne ziehen!  
In Eschau bei den Lieben bleib ich nur!

# ESCHAU – „Klein-Paris“

„Klein-Paris“, so nannten wir Sommerauer scherzweise in nachbarlicher Freundschaft den Marktort jenseits der Elava. Ganz neidlos. Nicht wahr, Eschau hat eine Vorstadt, die dort am Gasthaus „Zum Löwen“ beginnt, und es hat auch einen freien, städtisch anmutenden Platz gegenüber dem „Kronen“-Wirtshaus. Desgleichen besitzt „Klein-Paris“ zwei Vororte, die Weiler Unterzulesbach und Wildenstein.

Wollte man einst zum Postamt, mußte man nach Eschau wandern. Wollte man in die Apotheke, hatte man ebenfalls den Weg nach Eschau zu nehmen. Und auch Doktoren (Ärzte) gab es da zur Genüge. Die respektbeisetzende Gendarmeriestation befand sich gleichfalls in Eschau. Sogar der „Malzaufschläger“, der Brauereien und Schnapsbrennereien inspizierte, wohnte ehemals drüben in Eschau. Weit und breit bekannt war die Volland-Brauerei. Das gute, dunkle Vollandbier, der halbe Liter – sage und schreibe! – für elf, höchstens zwölf Pfennig. Und einzigartig war beim Eschauer Bier die helle, dicke, stiefe Schaumblume auf dem dunklen Gerstensaft. Wo gib'ts heute noch solch ein süßiges „Gesöff“ wie jenes Gebraü im „Klein-Paris“!

Eschau beherbergte auch ein Forstamt mit einem gräflichen Oberförster und späteren Forstmeister, der zugleich Pachtherr des vorüberglückenden Forstbaches war, unserer damals noch silberklar dahinpurzelnden Elava. Zwei Forststellen gehörten unter die Obhut des gräflichen Forstamtes. Wie ver-

wunachene Schößlein throneten sie in abseitiger Stille; das eine am Berghang, talwärts blickend, Forsthaus Münzenberg; das andere verträumt in Waldesmitte, Forsthaus Wildenthal.

Eschau ward mitunter mit hochgräflichem Besuch beehrt. Der Patronatsheer, der Graf von Erbach kam. Die Glocken läuteten. Die Häuserreihen der Hauptstraße prangten im Schmuck von Tannegrün und Fahnenbunt. Ich habe mich als Junge einmal solchem Geleitempfang mit zugestellt und auch aus Leibeskräften „Hoch!“ geschrien. Die Zylinderhüte der Ratsherren leuchteten in feierlichem „Schwarz“, an der Spitze der Gemeindeverwaltung schritt der Bürgermeister im säuberlich gebürsteten „Spencer“. Die Feuerwehrmänner hatten „umgeschmalt“, ihre Messinghelme blinkten schier golden, indes die Musikkapelle hallenden Willkommgruß entbot. Die Schuljugend stand in neugieriger Bravheit Spalier, Forstmeister und Förster verharren in grüner Wids, bis der Graf in prächtiger Chaise heransuhr und dem herrschaftlichen Fahrzeug entstieg, huldvoll der „Hoch!“ rufenden Menge zurückend. Gut 60 bis 70 Jahre sind es her, daß ich mit dabei war; doch deucht mir's just, es wäre erst kürzlich geschehen.

Eschau – „Klein-Paris“! Es hatte sogar einen Millionen-Wagner. So hieß nämlich der vermögende, treffliche Mann, ein immer freundlicher Handwerker, in aller Leute Mund. Und ich durfte mich rühmen, sein junger Freund zu sein. Er erzählte mir, wäh-

rend ich ihm auf einer Holzbank in der Werkstatt lauschte, von seiner letzten Jugendzeit, da Birnenbutzeln und Holzäpfel noch etwas galten und da man, statt Kaffee zu genießen, morgens die Brotsuppe löffelte. Desgleichen berichtete er von Leinenwebern, von den Flachspindeln in den einstigen Bauernstuben; und er erzählte auch von den fräulichen Männern, die dröben auf dem „Wiebel“ zwischen Eschau und Münchberg zur mitternächtlichen Stunde getanzt hätten. Millionen-Wagner! Unter diesem Namen kannten, wie schon bemerkt, alle in und um Eschau den stets fröhlichen Wagnermeister, der durch jahrzehntelange Arbeit und Strebsamkeit zu einer Wohlhabenheit gelangte, die ihn in der anspruchsvollen Volkseinstimmung zum Millionär aufrücken ließ.

Von altersher genossen die Eschauer Einwohner das Ansehen besonderer Lebendigkeit und den Ruf, zünftig Feste begehen zu können, wie zum Beispiel ihre Kirchweih, die von nah und fern viele Besucher anlockte. Die „Kerb“ wurde in feierlichem Zug von jung und alt droben vom Feldhügel oder sonstwoher außerhalb der Siedlung unter Jubel und Jauchzen heringeholt, und dann währte die Festesfreude taglang bei reichlichem Essen und Trinken, bei Tanz und Sang. Es türmten sich auf den Wirtstischen der Matte- und Riwelluchen, von dem ein jeglicher Kirchweihgast kostenlos schmabulieren durfte, so viel ihm behagte. Buntes Leben und Treiben durchwimmelte den Ort, fast wie am Jahrmarkt, der ehemals den Ort Eschau zum sparsamlichen Mittelpunkt geschäftlichen Frohsinn eines munter pulsierenden Lebens prägte.

Liebes heimatliches „Klein-Paris“, du bleibst mir traut und groß in herzlicher, klarer und verklärter Erinnerung!

Talentin Pfeifer

Kulturzeitschrift „Spessart“, Heft 3/1962



Foto oben links: Eschau – Lebensmittelgeschäft Günter Möller – Gasthaus „Krone“  
 Foto oben Mitte: Eschau – Textilgeschäft Felix Pfeifer – Blick bis zum Gasthaus „Löwen“  
 Foto oben rechts: Sommerau – Neue Schule. Foto unten: Sommerau – Wasserschloss – Ansichtskarte um 1965

## *Der Schwedenkopf*

Im Dreißigjährigen Kriege hatte auch Eschau, ehemalig ein bekannter Marktflecken des Vorspessarts, zahlreiche Drangsale zu erdulden. Brandschatzungen und Plünderung ließen die Einwohner verarmen, und nach dem Hunger stellte sich die Pest ein. Die schreckliche Seuche raffte ganze Familien dahin, und die Toten wurden ohne Sarg und ohne Sang und Klang eingescharrt. Man schrieb die Krankheit einer Vergiftung der Brunnen zu, und so suchte man sich durch Ausgrabung frischer Brunnen zu helfen. Zuerst wurde ein neuer Brunnen an der Kirchentreppe gegraben, hernach einer in der so genannten Vorstadt und außerdem noch ein solcher beim Hause des Wagners, der im Volksmunde der Millionenwagner heißt. Aber das Wasser, das aus allen diesen Brunnen floss, hatte die bläuliche Farbe und war Pestwasser. Endlich wollte man noch einen letzten Versuch wagen und grub den fünften Brunnen in der Mitte des Dorfes. Aber es fehlte an Händen, die wacker mit Zugriff; denn die Pest hatte schon so aufgeräumt, dass die wenigen Leute, die gesund und kräftig waren, für das begonnene Werk nicht ausreichten.

Da kamen gerade, als man schon daran dachte das Unternehmen aufzugeben, die Schweden ins Dorf, eine ganze Kompanie. Und weil sie für längere Zeit in Eschau Quartier beziehen wollten, erboten sie sich, den Brunnen zu graben. Sie hatten ihn auch bald fertig gestellt. Man untersuchte das Wasser voller Spannung und Erwartung, ob es genießbar wäre, und siehe, es war hell und klar und konnte ohne Bedenken getrunken werden. Doch die Leute waren ängstlich geworden und fürchteten, der neue Brunnen werde nach kurzer Zeit doch wieder trübes Wasser haben. „Ei“, sagte der schwedische Hauptmann, „ich rate euch, lasst einen Schwedenkopf aushauen und am Brunnen anbringen; da bleibt das Wasser unversehrt; denn vor einem Schweden fliehen selbst Pest und Teufel.“ Und die Leute folgten dem Rat, ließen neben dem Brunnen eine Säule errichten und darauf einen aus Stein gemeißelten Kopf befestigen, der den Kopf eines Schweden vorstellen sollte.

Die Säule, an der die Schweden ihre Pferde beim Tränken anhängten, nannte man die „Schwedensäule“, und der Kopf darauf wurde „Schwedenkopf“ genannt. Die Säule blieb als Wahrzeichen des Dorfes bis ins 19. Jahrhundert bestehen. Der Brunnen aber gab sein Wasser stets hell und unverdorben und wurde erst nach dem Bau einer Wasserleitung zugeschüttet.

Quelle: Spessart-Sagen, Valentin Pfeifer, Aschaffenburg 1948, S. 110-111. – Foto Schwedenbrunnen, siehe Seite 165

## *Das Niesen*

Unterhalb Eschau, von der Aubachbrücke bis zur Wegscheide, hörten einst die Leute zur Nachtzeit immer jemand kräftig niesen. Hatzi, hatzi! Aber sehen konnte man nichts, sosehr man auch nach allen Seiten ausspähte. Bei Tage, oder wenn irgendein Mensch zu erblicken gewesen wäre, hätte einem das viele Niesen lachend gemacht. So aber klang es unheimlich durch die Mitternachtsstille, und die Wanderer gingen jenes Wegstück eiligen Schrittes und atmeten auf, wenn sie die Wegscheide und die Aubachbrücke hinter sich hatten. Einmal nun kehrte der Eschauer Hannese Fritz vom benachbarten Rück nach Hause, und als er an den Kreuzweg kam, wo der Bergpfad zum Neuhof und nach Streit abzweigt, hörte er niesen: "Hatzi, hatzi!" Dreimal, viermal und mehr. Der Mann sann vor sich hin, dachte gar nicht daran, dass er am verrufenen Platz vorüber schritt und sagte nach seiner Gewohnheit: „Helf Gott!“ Darauf antwortete eine Stimme: „Dank Gott!“ und sie fügte noch bei: „Ein Glück, dass du mich angesprochen hast, jetzt bin ich erlöst.“ Bis der Hannese Fritz recht zu sich kam und ihm der Schreck in die Haare steigen wollte, hatte die Stimme ausgedet, und es war alles wieder still. Von der Stunde an blieb das unheimliche Niesen fort und ließ sich nicht wieder hören.

So kann der Wanderer um Mitternacht getrost jenen Weg gehen; man hört nur das trauliche Murmeln des Aubaches und das freundliche Rauschen der Erlenbüsche im Nachtwind.

Quelle: Spessart-Sagen, Valentin Pfeifer, Aschaffenburg 1948, S. 110

## ***Von dem Ambeditchen***

In einer Winternacht ging ein Eschauer Mann, der ein Glas über den Durst getrunken hatte, die Straße von Hobbach herab, und als er in die Nähe der Kinzbachbrücke kam, sprang ihm – hopp – etwas auf den Rücken und krallte ihn noch dazu am Hals, dass ihm fast die Luft ausging. Da wurde der Mann vor Schrecken nüchtern und dachte bei sich: „Das muss ein Ambeditchen sein!“ Er keuchte, indes ihm der Schweiß aus allen Poren drang, am Gänsebrunnen vorbei, und dort, wo der Feldweg in die „List“ abzweigt, ließ sich die Hockelast wieder herunterfallen, so schnell, wie sie aufgesprungen war, tat noch einen höhnischen Lacher und verschwand in den Brunnenwiesen. Der Mann aber war ganz erschöpft, wankte in Sommerau ins nächste Haus, um eine Zeitlang auszuruhen, ehe er wieder weitergehen konnte.

Ein andermal – das will ich auch erzählen – ging ein Mann aus Sommerau, der als furchtsam bekannt war, von Rück gegen Eschau hin. Es war so dunkel wie im Sack, und der Wanderer wünschte: „Ach, wenn ich nur schon daheim wäre!“ Im selben Augenblick hängte sich ihm ein Ambeditchen auf den Rücken, und eines packte ihn am rechten und eines am linken Arm, und so musste er bis Eschau laufen, während ihn dabei noch jemand heftig zwickte und zwackte. Im Eschauer Wirtshaus berichtete er, noch schlotternd vor Angst, wie sich ihm die Nachtkobolde angehängt und ihn mit Kneifzangen bearbeitet hätten. Er habe in einem fort „au weh!“ geschrien, doch sei ihm niemand zu Hilfe gekommen. Und erst am Ortseingang hätten die Ambeditchen von ihm gelassen und wären im Nu weg gewesen. Er goss ein Schöpplein Bürgstadter nach dem anderen die Kehle hinunter, so dass sein Gesicht wieder Farbe bekam, und dann rief er: „Herrje, wenn's noch einmal wär, tät' ich die Ambeditchen abschütteln“, und er fuchtelte zornig mit Armen und Händen, als ob er den Kobold erschläge. Da lachten alle, die in der Wirtsstube saßen, über diesen plötzlichen, verspäteten Mut, und am anderen Tage sprach sich das Begebnis in Eschau und Sommerau herum, und hüben wie drüben kicherte man über den Nachtwanderer und seine nachträgliche Tapferkeit.

Quelle: Spessart-Sagen, Valentin Pfeifer, Aschaffenburg 1948, S. 125

Neben den „Ambeditchen“ schreibt Valentin noch von den „Bellefexchen“; es sind ebenfalls neckische Kobolde.

### **Fangvorrichtung – für die Ambeditchen**

Die dargestellte Fangvorrichtung wurde in Sommerau noch in den 1960er-Jahren eingesetzt.

Auf dem Weg zur Geißheckenmühle, am Tor zum Sommerauer Schlossgarten, wurden mit den Sommergästen im „Löwen“ noch Versuche unternommen, die „Ambeditchen“ einzufangen, denn die Gäste waren sehr interessiert wie diese Kobolde aussehen und sie haben sich bereitwillig an den nächtlichen Fangversuchen beteiligt. Am Tor zum Schlossgarten wurden sie postiert, um bei einem Fangerfolg ein Signal zu geben. Die jungen Burschen sind dann als Treiber ausgeschwärmt und haben mit allerhand Radau die Kobolde zugetrieben. Die sehr hilfsbereiten Gäste haben dabei oft sehr große Ausdauer und Geduld bewiesen.

Da aber bisher alle Fangversuche gescheitert sind, wissen wir bis heute nicht so richtig wie die „Ambeditchen“ eigentlich aussehen.



Foto aus dem Internet

## Der Hannes-Jakob von Hobbach



Der Mainzer Kurfürst und die Grafen von Rieneck hatten sich Fehde angesagt, und eines Tages kam ein Mainzer Heer das Elsavatal heraufgezogen und belagerte die Rienecksche Burg Wildenstein, die links des Baches, unweit von Sommerau, auf einem Berge stand.

Im Sturm wagte man die starke Feste nicht zu nehmen, und so wollte man ihre Besatzung aushungern. Diese litt nach mehrwöchentlicher Belagerung auch große Not, es mangelte sehr an Mehl und Fleisch, und zuletzt waren an Schlachttieren nur noch ein Schwein und eine Kuh übrig. Zu allem Unglück schienen das die Feinde zu wissen;

denn wie einmal der Schlossherr mit seinem Knecht, dem Hannes-Jakob, über die Mauer ins Tal schaute, hörte er zwei Mainzer sagen: „Sie haben nichts mehr als ein Schwein und eine Kuh, jetzt wird das Nest bald unser sein.“

Der Hannes-Jakob, der von Hobbach gebürtig war, hatte einen guten Einfall. Er holte das letzte Schwein aus dem Stalle, warf es nieder und kniete sich darauf, so dass es schrie, als ob es geschlachtet werden sollte. Da spitzten die Mainzer die Ohren, weil sie dachten, jetzt müssten die Mundvorräte bald zu Ende gehen. Wie's der Hannes-Jakob aber nach drei Tagen wieder tat und nach weiteren drei Tagen abermals und immer so fort, da sagten sie: „Sie müssen noch vollauf zu leben haben im Schloss. Hört nur, sie schlachten schon wieder ein Schwein.“

Als er's so eine Weile getrieben hatte und die Leute den Gurt um den Leib immer enger schnallen mussten, waren sie gezwungen, ihr letztes Schwein zu schlachten.

Alsdann aber ging der Hannes-Jakob in den Stall, blökte wie ein Kalb und plärrte ein andermal wie eine Kuh, und die Feinde sagten: „Jetzt geht's ans Rindvieh“, und sie bekamen es allmählich satt, vor dem Schloss zu liegen.

Die Rienecker aber waren am Verhungern, und wie nun eines Tages noch ein einziger Schinken übrig war und sich kaum noch jemand auf den Beinen halten konnte, dankte der Burgherr seinen Mannen für ihr treues Aushalten und gab einem jeden zum Abschied die Hand, weil nun ja doch alle Hungers sterben müssten. Aber einer von ihnen verzagte immer noch nicht, und das war der Hannes-Jakob. Er wollte noch etwas versuchen und führte die Kuh, von deren Milch sie bisher gelebt hatten, aus dem Stalle, band ihr mit Flachs den letzten Schinken zwischen die Hörner und dazu einen beschriebenen Zettel. Dann trieb er die Kuh zum Tore hinaus. Einige Mainzer fingen die Kuh ein, hingen den Schinken ab und lasen, was auf dem Zettel stand; nämlich: „Sowenig die Kuh den Schinken frisst, sowenig die Festung euer ist.“ Die Mainzer guckten sich groß an und brachten die Kuh samt dem Zettel zu ihrem Anführer. Dem war die Zeit ohnedies schon zu lang geworden, und als er die Zeilen gelesen hatte, sagte er: „Blast zum Abmarsch; denn da verhungern wir eher, als dass denen da droben die Kost ausginge.“

Morgens zogen sie ab mit Sack und Pack das Tal hinunter; die Rienecker trauten zuerst ihren Augen nicht und wagten sich kaum zu mucksen. Dann aber ging ein Jubel los an allen Ecken und Enden. Die Kranken und fast zu Tode Erschöpften lebten wieder auf, alles umringte froh den Schlossherrn, der schmunzelnd seinen Schnauzbart strich und sagte: „Das hat uns Gott geraten. Aber sooft ich ein Schwein schreien und eine Kuh brüllen höre, will ich an den Hannes-Jakob von Hobbach denken und an seinen guten Einfall.“



## *Die verwünschte Frau vom Schloss Wildenstein*



Als die Grafen von Rieneck ausgestorben waren und der Amtmann ins Dorf Eschau herabzog, war das Schloss nur noch vom Schäfer bewohnt. Der hatte ein Stück Ackerfeld für sich und einen Weideplatz für seine Schafherde.

Einmal nun stand der Schafpferch auf dem so genannten kleinen Höhacker, an den oben und unten das Gebüsch des Waldes anstieß. Es war Nacht, und der Schafknecht lag in seiner Pferchhütte und schlief. Da wurde plötzlich seine Hütte erschüttert, so dass er erwachte und hinaussah. Zu seinem Schrecken erblickte er eine weiße Frau. Die hatte einen schwarzen Schleier um den Kopf und winkte ihm. Der Schäfer aber hatte eine solche Angst, dass er die Augen zudrückte und tiefer in seine Hütte kroch. Morgens erzählte er die nächtliche Erscheinung seinem Herrn. Der sprach ihm Mut zu. „Wenn die Frau wieder kommt“, sagte er, „dann rufst du sie

an mit den Worten: Alle guten Geister loben den Herrn. Was ist dein Begehrt?“

Die andere Nacht kam die Erscheinung wieder, und der Knecht tat, wie ihm sein Herr angeraten hatte. Da sprach die Gestalt: „Ich bin die verwünschte Frau vom Schloss Wildenstein, und du kannst mich erlösen. Sei morgen in der Nacht zwischen elf und zwölf Uhr an der Schlossbrücke, da komme ich, aber nicht so wie jetzt, sondern als eine Schlange, und ich werde mich an dir hinauf winden und dir die Schlüssel geben. Du darfst dich aber nicht fürchten, ich tu' dir nichts und kann dir nichts tun.“ Der Schafknecht willigte ein und sagte: „Ja, ich werde kommen!“

Was soll ich mich fürchten? dachte er. Moses fürchtete sich ja auch nicht vor der Schlange, die aus dem Hirtenstab wurde. Er fasste guten Mut und war im Innern stolz darüber, dass gerade er berufen sei, die verwünschte Frau zu erlösen. Und er fand sich zur bestimmten Zeit an der Schlossbrücke ein. Auf einmal erhob sich ein fürchterliches Krachen im Schloss, dass man glauben konnte, der ganze Bau stürze in sich zusammen, und es rauschte und rollte um ihn her wie Gewitterdonner. Siehe nun! Da kommt im Scheine des Mondes eine große eisgraue Schlange gekrochen, sie hatte ein Gebund Schlüssel im Maul, und sie fuhr auf den Schäfer los, um sich an ihm emporzuwinden. Den aber befahl ein solcher Schrecken, dass er laut aufschrie und davonlief.

Im selben Augenblick aber wurde die Schlange wieder zu einer Frau, jammerte herzerreißend und rief: „Wehe! Jetzt dauert's wieder hundert Jahre, bis ich erlöst werden kann. Denn es wird ein Kirschbaum wachsen drüben im Wald, und von ihm werden Bretter geschnitten, und aus den Brettern wird eine Wiege gemacht werden. Erst jenes Kind, das zuerst in dieser Wiege liegt, kann mich erlösen!“

Am folgenden Tag nahm der Schafknecht seine Schäferschippe und seinen Hund und wanderte weiter. Er hätte das Weinen und Jammern der Frau nicht noch einmal hören können.

Quelle: Spessart-Sagen, Valentin Pfeifer, Aschaffenburg 1948, S. 114-115. Zeichnung oben von Mary Wehsarg.

Blick zum Weiler Wildenstein  
aus der Sommerauer Flur  
Foto 2021: Otto Pfeifer



## ***Die Nachtmahlskannen***

Ehe das Schloss Wildenstein an die Grafen von Rieneck kam, gehörte es den Münzenbergern. Vielleicht haben diese Herren ihren Namen davon bekommen, dass sie, wie man sagt, eine eigene Münze hatten auf dem Berg, oberhalb Eschhaus, den man heutzutage die „Münzplatte“ heißt; denn sie waren sehr reich. Wenn sie aber einer gefragt hätte, wie sie zu dem vielen Gold und Silber gekommen wären, das da oben gemünzt wurde, würde die Antwort nicht schön gelautet haben. Mancher Kaufmann wusste davon zu sagen, den sein Weg durch den Spessart oder den Main herunterführte, manches Dorf und manches Städtlein, das ihren Zorn einmal unversehens gereizt, und die armen Untertanen auch, mit denen sie kein Einsehen und Erbarmen hatten. Es ist vielleicht auch mancher unter diesen Herren gewesen, der gerade nicht so schlimm war, der letzte aber, der auf dem Schlosse hauste, ehe es an die Rienecker kam, war noch einmal ein echter Münzenberger, trotzig, waghalsig, raubsüchtig und geizig. Weil aber nun das Geschlecht sein Maß erfüllt hatte, hob nun auch das Gericht über ihn an, und wie das erfüllt wurde, weiß man heutzutage noch zu erzählen.

In seinen jungen Jahren nämlich hatte dieser letzte Schlossherr von Wildenstein einmal ein Dorf angezündet und ausgeplündert, und hernach wollte er das geraubte Gut teilen lassen. Wie nun seine Knechte vor ihm auf einen Haufen legen mussten, was ein jeder gefunden, brachten sie auch die Nachtmahlskannen herbei, die sie aus der Kirche geraubt hatten. Diese wollte er für sich behalten, denn sie waren von purem Gold und gar sauber gearbeitet. Da trat der Pfarrer herzu und riet ihm ab: er möchte sich nicht daran vergreifen, denn es könnte ihm nimmermehr Glück bringen – weder ihm noch seinen Kindern. Er ließ sich aber nichts einreden, sondern frevelte noch dazu, indem er sagte: er wolle erst abwarten. Wenn ihm die Kannen Unglück ins Haus brächten, dann könne er sie immer wieder zurückschicken, wenn aber nicht, so sollten sie bei ihm auch gut aufgehoben sein, und er wolle denken, sie seien ihm beschert und bestimmt gewesen. Wie er heimkam aus dem Krieg, wollte er's doch nicht Rede haben, sondern verbarg die Kannen im Keller unter einem Steinhaufen, und wenn er zuweilen hinunterging, um sie sich anzusehen, durfte niemand mit als sein großer, schwarzer Fanghund, der niemals von seiner Seite kam, so dass niemand erfahren hat, wo sie denn eigentlich lagen.

Da geschah es nun, dass der Schlossherr durch Unrecht, Raub, Gewalt und Bedrückung von Jahr zu Jahr reicher wurde, und wie seine drei Söhne heranwuchsen, von denen die zwei ältesten waren wie der Vater – der jüngste aber war der Mutter nachgefahren und hatte ein gut Gemüt –, konnte er jedem von ihnen ein Schloss bauen.

Dem ältesten baute er eines an den Künigenberg im Wildenseer Grund und füllte ihm das ganze Haus mit Gold und Silber, denn er hatte ihn am liebsten; auch ließ er ihm einen großen Hirsch von lauterem Golde machen und stellte ihn über das Schlosstor, den sah man glänzen und blinken schon von weither. Dem zweiten baute er eines in den Heßgrund neben das Dorf Heckbach, und dem dritten baute er eines auf die Wiese oberhalb Unteraulenbachs. Es sah nicht aus, wie wenn ein Unglück kommen wollte über den Schlossherrn und seine Kinder, und er war so sicher und wohlgenut wie nur einer.

Wie er nun einmal des Abends in seiner Stube sitzt und durchs Fenster schaut, fliegt ein Rabe heran und schlägt mit dem Schnabel ans Fenster. Der schwarze Hund steht auf und fängt kläglich an zu heulen, und wie er ihm wehren will, tut's einen solchen Schlag, dass das ganze Schloss zittert und der Schlossherr sich am Stuhle halten muss. Folgenden Tages kommt die Nachricht, dass das Schloss am Künigenberg gestern Abend um die und die Stunde mit allen Leuten untergegangen sei; nur der Schlot gucke noch heraus, und aus dem komme der Schlossbrunnen geflossen wie aus einer Röhre.

Eine Weile ging's dem Münzenberger hart nach, denn er dachte an die Nachtmahlskannen und an den Pfarrer; er war still und in sich gekehrt und war nicht mehr so hart und grausam gegen die Leute. Nach etlichen Monaten aber starb sein Weib, die ihn von manchem Bösen zurückgehalten, und er nahm eine Haushälterin, Else geheiß, die ebenso hartherzig und geizig war wie er selbst. Bald war sein Gewissen wieder still geworden, und er trieb's wieder wie zuvor.

Jetzt kam ein großer Krieg ins Land. Der Feind kam und hauste mit Sengen und Brennen so übel, dass es zum Erbarmen war. Just um die Zeit, als der Feind heranzog, hatte der Schlossherr auf Wildenstein einen bösen Traum. Es kam ihm nämlich vor, als ob das Schloss, das er im Hessgrund gebaut hatte, auch nicht stehen bleiben wolle, sondern sich senke, und wie es schon stockwerkstief eingesunken, erscheine sein Sohn am Fenster und rufe: „Da seid Ihr dran schuld, Vater, weil Ihr das Haus auf Sand gebaut und weil Ihr kein Kreuz darauf gesteckt habt, und weil die Kannen noch unter dem Steinhaufen liegen.“ Wie er erwachte, schickte er gleich einen Boten nach Heckbach, er solle sehen, was sein Sohn mache, und wie er dem Boten nachschaut, steigt hinter dem Berg, wo Heckbach liegt, ein großer Rauch auf. Da ward's ihm noch bänger. Endlich aber kam der Bote zurück und meldete, der Feind habe das Dorf abgebrannt und sei weiter gezogen; das Schloss stehe aber noch, und sein Sohn sei wohl und lasse ihn grüßen. Da ward's ihm wieder leichter, und er meinte, das werde ihm im Traum vorgegangen sein.

Wie er aber des Abends in seinem Zimmer sitzt, heult der Hund wieder, gerade wie damals, und wie er zum Fenster hinaussieht, kommt der Rabe wieder geflogen – langsam wie ein Vogelgeier, aber geradeaus wie ein Pfeil – und schlägt mit dem Schnabel ans Fenster, und es kracht wieder, wie wenn die Erde auseinander fahren wollte. Da war das Schloss im Heßgrund auch untergegangen, und wie er sich folgenden Tages den Ort besieht, ist keine Spur mehr davon zu sehen – nur noch ein großer leerer Platz, wo es gestanden, und dabei die Mauern von dem verbrannten Dorf, gerade wie man's heutzutage noch zwischen Heidekraut und dem Gebüsch sehen kann.

Diesmal war's dem Schlossherrn doch zu arg geworden! Er konnte sich des Pfarrers Worte nicht mehr aus dem Sinn bringen und vertraute die Sache von den Nachtmahlskannen der Else an - wo er sie aber versteckt hatte, das sagte er nicht. Diese aber wollte ihm nach dem Munde reden und sagte: „Hin ist hin! Eure Söhne kommen doch nicht wieder, der dritte aber ist ein Betbruder, dem wird's nicht schaden, wenn Ihr auch die Kannen behaltet.“ Das gefiel dem Münzenberger wohl, denn der Geiz hatte sein Herz in einen Stein verwandelt, und er tat wie zuvor, doch sprach er schier mit niemand mehr ein Wort als mit der Else und seinem Hund, lachte auch nicht mehr, sondern war stumm und finster.

Wiederum ist der Schlossherr eines Abends in seinem Zimmer. Sein schwarzer Hund war krank geworden und eben am Verenden –, der Schlossherr hält ihm ein Schüsselchen mit Milch unter die Schnauze, das er fressen soll, aber der Hund rührt sich nicht. Mit einem Male aber steht er auf und stößt wieder sein erbärmliches Geheul aus, dann fällt er um und streckt alle viere von sich. Der Schlossherr fährt zusammen und läuft ans Fenster. Da kommt der Rabe wieder geflogen, geradeaus wie ein Pfeil, diesmal aber nicht langsam, sondern schnell, dass die Luft pfeift, und schlägt mit seinem Schnabel an das Fenster, dass die Scheibe klirrt. Da tut der Münzenberger einen Schrei, dass es einem durch Mark und Bein geht, und ruft: „Zwei sind hin, und jetzt kommt's an den dritten: Lauft und holt mir den Pfarrer, denn ich muss beichten!“ Die Else läuft in einer Hast nach Eschau und holt ihn. Wie er ankommt, war's dunkel geworden, und wie ihn die Else ins Herrenzimmer führt, waren die Lichter angesteckt, und der Münzenberger schreit in einem fort: "Zwei sind hin, jetzt kommt's an den dritten!" Der Pfarrer vermahnt ihn, dass er sich das Herz erleichtern solle, und der Schlossherr nickt mit dem Kopf und sagt: „Die Kannen liegen im – im“ – weiter kommt er nicht. Seine Kinnbacken fingen an zu arbeiten, als wenn er noch etwas sagen wollte, konnte es aber nicht herausbringen. Der kalte Schweiß trat ihm auf die Stirne, dann schnappte er noch einmal nach Luft, und – aus war es mit ihm. Wie er nun daliegt mit offenem, aufgesperrtem Munde, wie wenn er noch etwas zu sagen hätte – hui! da klirrt das Fenster, die Scheiben fahren auf den Boden, und der Rabe schießt herein, fliegt schreiend durchs Zimmer und schlägt mit seinen Flügeln die Lichter aus, dass es stockfinster wird.

An jenem Abend ist die Else närrisch geworden. Da der jüngste Sohn nicht herauf ins Schloss ziehen wollte, blieb sie allein drin wohnen. Bei Tag ging sie niemals heraus, in den mond hellen Nächten aber kam sie herunter ins Dorf an den Brunnen und wusch ihre Wäsche. Sie grüßte nicht und dankte nicht, wenn ihr jemand begegnete; wenn man aber fragte: „Wie geht's, Else?“ blieb sie stehen, sah einen mit starren Augen an und murmelte: „Es wirft, es wirft im Keller mit Steinen – man kann kaum bleiben vor dem Werfen.“

Nun war noch der jüngste Sohn des Schlossherrn übrig; der war ein rechtschaffener, leutseliger Mann und hatte sich verheiratet – Kinder aber hatte er nicht. Sonst ging's ihm gut, alle Menschen gönnten's ihm, und er lebte noch lange mit seinem Weib, nachdem sein Vater gestorben war. Da zog der Krieg wieder heran, und alle Leute, die einzeln wohnten, flüchteten; so wollten denn auch die beiden Herrenleute, weil sie das Wildensteiner Schloss nicht bewohnen wollten, hinabziehen nach Eschau.



Ihre Habe hatten sie zusammengepackt, die Pferde waren angeschirrt und standen im Hof – vom Tale aber zog ein Gewitter auf. Wie sie nun über die Schlossbrücke fahren, bricht das Wetter los, es donnert und blitzt, und die Pferde werden scheu und springen mit dem Wagen in den See; darin sind die Herrenleute ertrunken. Den Grund, der ihnen gehörte, heißt man heute noch den Herrengrund, und die Wiese, wo ihr Schloss stand, die Herrenwiese und den Brunnen, der dort quillt, den Herrenbrunnen. Das Schloss aber verfiel ganz und gar, und aus den Steinen ist das erste Haus in Unteraulenbach gebaut, links am Weg, wenn man von Eschau aus ins Dorf kommt. Hiermit war das Geschlecht der Münzenberger ausgestorben, und das Wildensteiner Schloss und Amt kam an die Grafen von Rieneck, die ein edles Geschlecht waren und viele Jahre regierten.

Der Künigenbrunnen im Wildenseer Grund, dort, wo das Schloss mit dem vielen Gold und Silber versunken, fließt heute noch und spült von dem vielen Golde hie und da aus. Vor nicht langer Zeit sind fremde Leute von weither gekommen und haben Sand aus dem Brunnen geholt, und nach einem Jahr holten sie wieder, und niemand wusste, woher sie waren und was sie damit wollten. Wie sie aber zum dritten Male gekommen und den Sand geholt hatten, sagten sie: „Jetzt kommen wir nicht mehr, wir haben nun Goldes genug; wenn die Leute wüssten, was in dem Sand ist, könnten sie alle reich werden.“ Man vermutet, es seien Bergleute gewesen.

Quelle: Spessart-Sagen, Valentin Pfeifer, Aschaffenburg 1948, S. 130-135

### ***Das Liesbethchen von Mönchberg***

In einer Zeit, da man noch an Hexen glaubte, hatten die Mönchberger einen Schultheiß, Staudersjörg genannt. Der war sehr reich, aber ein böser Mensch und galt auch als großer Hexenmeister. Obwohl seine Schandtaten dem Amtmann und der ganzen Gemeinde bekannt waren, wollte sich doch keiner an ihn wagen aus Furcht, dass er ihm eine antun möchte, und so wurde er je länger desto kecker und übermütiger. Bei allen schlimmen Händeln hatte er die Hand im Spiele. Endlich aber, nachdem er es viele Jahre ungestraft getrieben, kam ein Amtmann, der war sehr scharf und wollte dem Greuel endlich ein Ende machen. Er gab daher den Befehl, den Staudersjörg einzubringen und hinter Schloss und Riegel zu setzen. Als dieser davon hörte, wusste er wohl, dass es ihm ans Leben ginge. Aber er bereute nichts, sondern wurde dermaßen zornig und erbittert, dass er die ganze Welt hätte umbringen können. In seiner Raserei ging er zuerst in den Stall und stach die schönste Kuh tot, die er hatte. Dann lief er hinaus ans so genannte Hexenbrunnlein oberhalb der Waldmühle, wo er eine Wiese besaß, und fand dort das Liesbethchen, die als Magd bei ihm diente, mit dem Grasstrumpf Futter machen. Sie war auch aus Mönchberg und ehrlicher Leute Kind. Wie er sie sieht, schreit er sie an, sie habe ihm seine beste Kuh verfüttert, daheim liege sie mausetot im Stall. Die Liesbeth müsse nun solche bezahlen, wenn nicht, so wolle er sie in den Turm sperren und krumm schließen lassen, auch Vater und Mutter dazu; und er wolle ihr in der ganzen Gegend ein Geschrei anrichten, dass sie keinem Menschen mehr unter die Augen treten dürfe. Darüber entsetzte sich das Mädchen so sehr, dass sie die Hände rang und laut jammerte, und als er wieder fort gegangen war, weinte sie immer noch und wusste sich nicht zu helfen.

Da steht mit einem Male einer neben ihr und fragt, weshalb sie so klage. „Ach“, antwortete sie, sie habe ihrem Herrn die beste Kuh verfüttert und könne doch nichts dazu: jetzt solle sie die Kuh bezahlen und hätte doch kein Geld, und ihre Eltern hätten auch nichts. Wenn's einem so gehen

könne, da müsse doch kein Gott im Himmel sein. Der Fremde bot sich ihr als Freund an und meinte, er werde das Geld sogleich herbeischaffen, und sie brauche ihm nur ihre Seele zu verschreiben. Weil sie nun vor Angst nimmer wusste, was sie tat, versprach sie's – der Fremde aber war der Teufel. Sie wollte mit ihm heimgehen und unterschreiben; er sagte aber, das sei nicht nötig. Feder und Papier habe er bei sich, und vom Finger laufe ihr ja Blut, damit könne sie auch unterschreiben. Da guckte sie ihre Hand an und wirklich! Sie musste sich mit der Sichel geschnitten haben, das hatte sie wohl gar nicht bemerkt.

Sie unterschreibt also, der Teufel nimmt die Schrift, gibt ihr einen Beutel voll Geld und entfernt sich. Sie aber hebt das Tuch mit dem Gras auf und geht heim. Sie kommt am elterlichen Haus vorbei und hört drinnen ihre Mutter wimmern, als wenn sie krank wäre. Wie sie dann eilends in die Scheune tritt und das Gras auf die Tenne wirft, sieht sie ihren Herrn vor sich. Der hatte sich an einem Balken aufgehängt, aus Furcht, er würde draußen auf dem Platz, den man „Hexenbrand“ hieß, öffentlich verbrannt werden.

Das Liesbethchen geht in den Stall, um nach der verendeten Kuh zu sehen und bemerkt, dass die Kuh nicht verfüttert, sondern tot gestochen worden war. Da fällt es ihr zentnerschwer aufs Herz, dass sie umsonst ihre Seele dem Satan verschrieben habe, jammert noch mehr als zuvor und läuft zum Pfarrer. Sie erzählt ihm, was vorgefallen war und bittet um Rat, wie sie ihre arme Seele retten und von dem Bösen loskommen könne, denn ihre Verzweiflung sei grenzenlos. Der Pfarrer sagte, sie solle das Geld sogleich wegwerfen, in die Kirche gehen und beten und diese nicht eher verlassen, bis er's ihr sage.

Unterdes war es Abend geworden. Wie sie nun aus dem Hause tritt, steht der Teufel da, bietet ihr die Zeit und sagt: „Ich habe mein Geld wieder klingen hören; wo willst du hin, doch nicht in die Kirche?“ „Zu meiner Mutter“, sagt das Liesbethchen, „die am Brunnen wohnt; lass mich gehen, ich fürchte mich vor dir“ – und will vorbei. „Warum hast du's so eilig?“ fragt der Teufel, während er neben ihr hergeht und sie am Rocke festhält, „nimm mich auch mit!“ Das Liesbethchen sagt: „Ach, mir ist angst, die Mutter stirbt, und ich sehe sie nicht mehr in alle Ewigkeit.“ „Ha“, antwortet der Teufel, „sie wird wohl nicht gleich sterben“ und packt das Liesbethchen bei der Hand. „Lass mich geh'n“, bittet es, fängt an zu weinen und zu schluchzen und sucht von ihm loszukommen. Aber der Teufel hält sie fest wie mit eisernen Zangen.

Indem fängt es an, auf dem Kirchturm zu Abend zu läuten; und die Leute, die noch auf der Gasse waren, ziehen die Mütze vom Kopfe und beten. Der Teufel aber muss vor jedem, der betet, stehen bleiben und kann nicht eher vorbei, als bis jener ausgebetet hat. Wie dies das Mädchen merkt, fängt sie zu laufen an, geht aber nicht in ihr Haus, sondern will so schnell wie möglich die Kirche erreichen, und der Teufel bleibt immer weiter zurück, und wie das Mädchen hinaufgekommen ist und auf die Kirchenstaffel tritt, schaut sie sich um und sieht den Teufel wie fest gebannt noch unten stehen. Dort stand ihr Vater und betete noch, und sie erkannte ihn an seinem hellfarbenen Kittel.

Nun hört das Läuten auf, und in demselben Augenblick kommt ihr der Teufel nach wie ein Sturmwind, packt sie an den Haaren und sagt: „Es hilft dir nichts, Liesbeth! Hättest du das Geschrei bei dem Pfarrer nicht gemacht, so hättest du noch eine Weile gute Tage haben können; jetzt aber ist's aus. Vor einer Stunde habe ich deinen Herrn geholt, jetzt hole ich seine Magd. Aber die Kirche sollst du dir noch einmal ansehen.“ Wie er das sagt, fährt er mit ihr in die Höhe und dreimal um den Kirchturm herum, das Liesbethchen aber fängt an zu beten: „Herr Jesus, dir leb ich; Herr Jesus, dir sterb ich.“ Da muss der Teufel sie auf die Erde niedersetzen; wie er's aber getan, fällt das Mädchen um und ist tot.

Den Staudersjörg haben die Henkersknechte abgeschnitten und, weil er ja allgemein für einen Hexenmeister gehalten ward, draus auf dem „Hexenbrand“, dort, wo der Wildenseer Grund nach Mönchberg hinüberbiegt, einfach eingescharrt.

Für das Liesbethchen aber hat der Pfarrer Fürbitte eingelegt, und so ist es ehrlich begraben worden. Seine Mutter ist bald darauf auch gestorben, und sein Vater ist weggezogen.

# Von Mönchberger Leuten und ihrer Wesensart

Der Erinnerungskreis meiner glücklichen Jugend schließt auch das Marktdorf Mönchberg ein, das eine gute halbe Stunde vom Heimatort Sommerau entfernt auf südöstlicher Höhe thront. An klaren Tagen kann man deutlich die stattliche Häuserzahl des Marktfleckens in der Sonne schimmern und den Turm der stillen Barockkirche aufrogen sehen.

Welche Personen aus Mönchberg begegneten mir aus am frühesten in den Jahren der Kindheit? Das war zunächst die gute alte Ursel („Orschel“ im heimatischen Volksmund), die im regelmäßigen Turnus von zwei bis drei Monaten zu uns herüberkam. Sie handelte mit Wolle und hatte diese in einem Holzkoffer auf dem winzigen Leiterwägelchen verstaubt. Ein kräftiger schwarzer Hund zog das Wägelchen. Die „Orschel“



Ein wichtiger Mann in Mönchberg: Polizeidiener Valtin Schmitt aus dem Geschlecht der Stappeschuster, im Volksmund auch „Schellous“ genannt, der Känder amtlicher Nachrichten. (Zeichnung: Bösel)

schenkte den kleinen Mädchen ihrer Kundschaft zierliche Fingerringe, den Jungen farbige Schusser.

Mehr als an den Schussern freuten wir Buben uns über den kohlschwarzen Zoghund, der so willig vor dem kleinen Wagen dahintrabte und genau wußte, wo die einzelnen Kunden seiner „Herrin“ wohnten. Bei den betreffenden Häusern hielt er das Gefährte von selbst an und blieb geduldig stehen, bis die Alte wieder herauskam. „Der Mohr beißt nicht“, sagte die Ursel freundlich. „Ihr dürft ihn anfassen und streicheln.“ Wir nützten solche Gelegenheit und löhnten die Zutranlichkeit des ruppig aussehenden Tieres mit einer saftigen Speckschwarte, die in unserer Küchekammer herumlag. Und die Ursel? Nachdem ihr die Mutter einige Wollstränge abgekauft hatte, blieb sie noch ein bißchen zum Plaudern da. Hinterher

sagte die Mutter: „Mit der Orschel hab' ich 'a gerne zu tun. Sie ist so rechtlich, eine grundsätzliche Frau. Ich höre auch die Mönchberger Sprache so gern.“ Jawohl, die Mönchberger Lokalsprache ist von besonderer, angenehmer Eigenart.

Der eingesessene Mönchberger wendet in seiner Rede öfters als Bewohner anderer Orte die Verkleinerungsstöße an; nicht die Endung „chen“, sondern „lein“, in der Mundart „je“. Er holt also das „Köffele“ für die Reise aus der Stobenecke hervor und trägt ein „Köbble“ Holz von der Halle in die Küche herein. Auch nimmt er das „Laible“ Brot aus dem Tischkasten. Wenn er derartige Worte, wie „Kindie“, „Haible“ (Häuschen) oder „Lämmle“ (Lämmchen) ausspricht, dann fühlt man die Bedeutung von „je“ als Kosestöße heraus; ein zärtlicher Klang schwingt bei der Mönchberger Aussprache mit, ein warmer Unterton, der dem Angesprochenen sympathisch berührt. Und die Sprachweise der Mönchberger ist hinsichtlich der Klanghöhe stark differenziert. Der Mönchberger besitzt ein örtlich vererbtes, scharf ausgeprägtes Klangunterscheidungsvermögen. Deshalb kann der Mönchberger gewöhnlich auch gut singen und führt einen lebhaften Gesprächston. Aus demselben Grund eignet er sich gut für das Theaterspielen (Laienspiel). Vor mehreren Jahren wohnte ich der Aufführung des vom dortigen Pfarrer Weber verfaßten, wertvollen Heimatstückes „Das Liesbethchen von Mönchberg“ bei. Da konnte man beobachten, wie die Mitspielenden nicht nur von ihrer Rolle erfaßt waren, sondern auch den Sprechton durchaus richtig trafen. Da gab es nichts Einseitiges, wie es manchmal bei Laienspielern vorkommt, nichts Monotonies. Diese Mitspielenden trugen das Gespür für Sprachschattierungen und Klangunterschiede in sich.

Die Mönchberger Mundart besitzt eine weitere Eigentümlichkeit, die Erwähnung verdient. Der Mönchberger formt die Wörter viel mit dem Gaumen; ein leichtes Rollen in der hinteren Rachenhöhle begleitet sein Sprechen. Bei uns hieß es früher: Der Mönchberger „lorpet“. Woher dieser Ausdruck? Ich weiß keine Erklärung dafür. Im Elsavatal war aber die Bezeichnung früher, wie bemerkt, für das mundartliche Sprechen der Mönchberger üblich gewesen. Resultiert die Bildung von Gaumen- bzw. Gurgellauten etwa aus der Höhenlage des Ortes? Die Mönchberger mußten früher, als es noch keinen Autobus gab, die Höhe hinanstelgen, ob sie vom Elsavatal oder vom Meingrund heraufschritten. Und erst recht mußten sie einen steilen Berg erklimmen, wenn sie in ihren Wald wollten, der sich in der Richtung gegen Reistenhausen-Fechenbach ausdehnt.

Im allgemeinen bewahrten die Mönchberger Einwohner das Mundarterbe bis zur neuesten Zeit, also bis ins zwanzigste Jahr-

Kulturzeitschrift „Spessart“, Ausgabe 1952/3 - Fortsetzung nächste Seite.



Mönchberg  
Foto um 1958

links: der „Ochsen“  
rechts: Bäckerei  
Otto und Rosa Pfeifer.  
(Otto war ein Bruder von  
Valentin Pfeifer)

Später Bäckerei von Rita  
Pfeifer/Amrhein/Gutting.



Überlagertes Foto: www.spessartbad-moenchberg.de

hundert. Dafür war wohl die ebene Höhenlage des Marktfleckens mitbestimmend.

Nun will ich wieder von Mönchberger Leuten berichten, die mir in früher Jugend begegneten.

Alljährlich nach der Getreideernte zatterte die große Dampfdreschmaschine aus Mönchberg in unser Dorf, von einem Bauernhof zum andern. Damals, vor sieben Jahrzehnten, war Mönchberg eine der wenigen Gemeinden, die eine eigene Dampfdreschmaschine besaßen und sie auch benachbarten Ortschaften überließen. Es waren für uns Bauernbuben schier festliche Tage, wenn die plumpe, schwere „Lokomotive“ und der mächtige, breite Dreschwagen von Hof zu Hof wanderten. Wir sahen neugierig und bewundernd zu, wie die beiden Mönchberger Maschinenisten Amrhein und Geyer kraftvoll und gewandt mit Hebesisen und Winde hantierten, um Lokomobile und Wagen zu „stellen“; ferner, wie sie den Dampfkessel mit Wasser füllten und den gewichtigen Treibriemen um das große Schwungrad der „Lokomotive“ schlangen.

Pünktlich um ein Viertel vor sechs Uhr erkoch der schrille Pfiff der Maschine in die stille Morgenfrühe. Das Dreschen begann von surrendem Lärm begleitet. „Es sind zuverlässige Leute, diese Mönchberger“, sagte Vater anerkennend; „sie fangen pünktlich an und hören pünktlich auf. Sie überantworten auch niemand, wie man allgemein weiß. Ihnen kann sich jeder Bauer anvertrauen.“ Und gute Leute waren es auch. Das bestätigt folgende Erinnerung. Vor der Mittagspause trollte ich harmlos um die Lokomobile herum und wich dem Maschinenisten Amrhein nicht von der Seite. Er schenkte meine Schnüdnose zu sehen und sagte lächelnd: „Warte, Kleiner, du darfst pfeifen lassen“, und nun hob er mich empor und ließ mich den Hebel der Dampfpeife herab-drehen. „So, nur fest zusehen!“ Ich zog mit beiden Händen, ein hoher, greller Pfiff durchschnitt den langweiligen Brummen der Dreschmaschine, und die Haken Helfer, die vom Dreschwagen das leere Stroh zu Gurben banden, winkten mir froh und bejubelt zu. Wie wichtig kam ich mir vor! „Stehst du?“ sagte lachend der Mönchberger Maschinenmann, „auf dein Zeichen hin müssen wir zu Dreschen aufhören.“ Und ja; das große Eisenrad der Lokomobile drehte sich langsamer und das surrende Rädergeräusch des Dreschwagens stand still. Ha, war das nicht ein Erstarrter, der Mönchberger Maschinenführer! Doch, da kommt mir noch ein anderer Mönchberger in den Sinn, der Metzger Heider. Er erwarb manches gemästete Tier aus dem städtischen Viehstall. Mit diesem Fleischmeister wurde der Vater immer sogleich handelsmäßig. Jener musterte den Stier oder das fette Rind mit Kenneblick und machte dann ein entsprechendes Preisangebot. Bei einem solchen Käufer war auch kein „Schmuß“ (Metzger) nötig. „Wenn alle so rechtlich gesinnt wären wie der Metzgermeister Heider“, meinte Vater, „hätten wir Bauern leicht

ter zu verkaufen, und es wäre manches besser für uns“. Diese Worte grüßten sich mir tief ins junge Gedächtnis ein. Acht Jahre mochte ich zählen, als der Vater jenem Geschäftsmann wieder einen fetten Stier verkaufte. Ich stand dabei. Der Metzger betrachtete den Stier bedächtig von allen Seiten und nickte hernach sein Angebot. Der Vater nickte und mit einem Handschlag war der Kauf bzw. der Verkauf vollzogen und rechtskräftig geworden.

Der Stier ließ sich nur widerwillig zum Hof hinaufführen. „Wie wär's“, sagte der Metzger, „wenn der Kleine dort den Stier ein bisschen antreiben würde! Er braucht es nicht umsonst zu tun.“ Und so kam ich mit dem Metzger Heider bis nach Mönchberg. Wir schritten durch Eschau, zu diesem Ort hinaus und weiter auf dem Höhenweg durch die Eschauer Flur bis zum „Wirbel“. Das ist die höchste Stelle auf dem Weg nach Mönchberg. Am „Wirbel“ hielten wir kurze Rast. Und der Metzgermeister bemerkte lachend: „Wo wir jetzt stehen, tanzen die Hexen in der Walpurgisnacht. Standst dich aber nicht zu fürchten, Bob“, fügte er hinzu, „das haben die Alten nur so gemeint, und obergläubische Leute meinen das allerdings auch jetzt noch. Dort drüben, wo der Wildenseer Grund nach Mönchberg hinüberbiegt, dort bei der Waldmühle, ist die Stelle, wo die Mönchberger ihre Hexen verbrannt haben. Der Platz heißt jetzt noch Hexenbrand. War ein schlimmer Wahn, der Hexenbergleube: eine Dummheit, die manchem unschuldigen Menschen das Leben kostete. Höh, hopf! Wir wollen weitergehen!“ Über ein Wiesengründlein gelangten wir auf die Bahstraße und kurz darnach ins Dorf. „So, jetzt stärke dich!“ ermunterte mich der Metzger. „Best's verdiept!“ Er ließ mir einen Teller rote Fleischwurst und einen dicken Keil Schwarzbrot auftragen. 30 Pfennig Lohn erhielt ich noch obendrein. Das war damals für einen Ruben viel Geld, und ich lief stolz und glücklich ins Heimatdorf zurück.

So traten also einige Leute von Mönchberg: die Händlerin Ursel, zwei Dreschmaschinenführer und ein Handwerksmann als Vorbilder von Rechtschaffenheit und aufgeschlossener Freundlichkeit in mein erstes Jugendland – und auch später. Und ich Rechtsempfinden und freundliches Entgegenkommen als Bestandteile Mönchberger Wesensart bestätigt. In bezug auf das Rechtsempfinden rühmte man rundum die Unnachgiebigkeit der Mönchberger und zugleich ihre Klugheit. Sie studierten auch das Gesetzbuch näher, wenn es notwendig war. So wird zum Beispiel erzählt, daß sie einen jahreslangelangen Rechtsstreit um ihren großen Wald endlich stärglich beenden konnten, weil sie mit großer Rindigkeit die einschlägigen, verwickeltesten Gesetzesparagrafen herausfanden, die für sie günstig waren. Sie wurden deshalb von den Einwohnern der umliegenden Ortschaften mit dem Necknamen „Gesetzbücher“ bedacht. Die gegenseitige Ortsnachsicht stand früher überhaupt

in spätker Blüte. So, wie einst die Schip-pacher „Tannenrecken“ genannt wurden, die Eisenfelder aber „Sandhasen“ und die Rük-ker die „Grumbüdrücker“, so hieß man also die Mönchberger die „Gesetzbücher“. Und man sagte von ihnen, daß sie die Gesetzesparagrafen in der Rocktasche sogar aufs Feld mittrügen.

Bei ihrem ausgeprägten Rechtsempfinden ist es verständlich, daß die örtliche Sage einen wüsten Rechtsbrecher, der sich doch einmal in ihren Reihen befand, den Stauders Jörg, für immer gebrandmarkt hat. Dieser mußte nach dem Tode „wewern“ bzw. umgehen, weil er zur Lebzeit böseartig und verstockt das Recht beugte und arme Menschen unterdrückte. In solchen Fällen ließ das Volksempfinden keine Gnade walten. Der gewissenlose Jörg Stauder mußte in der Nähe der Waldmühle, wo man seinen Leiden am einscharte, ruhelos umwandern; er konnte nach der Volksempfinden keinen Frieden finden, weder für den Leib noch für die Seele, so lange, bis er durch das unetete Umherziehen Buße getan hätte.

Zu den Charaktereigentümlichkeiten des Mönchbergers gehörte neben seiner unbestechlichen Redlichkeit, der Aufgeschlossenheit und Freundlichkeit den Fremden gegenüber auch ein berechtigter Stolz. Fragen Sie nur einmal einen Mönchberger, wo er zu Hause wohnt! Er wird mit Gemut-tung und mit einem Begleitton von Selbstbewußtsein antworten: „Ich bin aus Mönchberg.“ Er ist heimatstolz. Er denkt daran, daß die Feldflur seines Heimatortes zu den größten der Gegend zählt und fruchtbareren, schwereren Ackerboden (Lehm und Löß) aufzeigen kann. Er weiß auch, daß seine Gemeinde ein weites Waldgebiet (Ihren genannt darf und daß ihre Jahrmärkte einst weithin Ansehen genossen, der Bartholomäusmarkt („Bortemamarkt“) und der Kreuzmarkt (Rade April). Ehadem berichte auf den Mönchberger Märkten ein reger Betrieb. Sie hatten großen Zulauf von auswärts. In den Wirtschaftslern spielte die Musik zum Tanz, und es entstand ein richtiger Jahrmärktel. Heute freilich sind es nur noch zwei oder drei „Stände“ mit Zucker-sachen (Garts), die als kärgliche Reste an das shamalge Gunte Marktlichen Mönch-bergs erinnern.

Der heimatstolze Mönchberger ist ortsgeschichtlich interessiert und besitzt Kenntnis davon, daß früher in seinem Dorfe Adelsgeschlechter ansässig waren (das „Schloß“ bei der Kirche); aber er weiß auch, daß noch vor gut hundert Jahren zahlreiche fleißige Lotenweber ihre Webstühle in Klirren ließen. Die dortigen Einwohner schätzen mit Recht auch ihr altverwöhntes Gotteshaus. Eine Frau von dort äußerte sich bei mir in einem Gespräch sogleich: „Unsere Kirche steht unter Denkmalschutz.“ Die Mönchberger Bevölkerung hat sich auch den altüberlieferten frommen Stan des Spessarters bewahrt. Man erkennt das schon daran, daß sie zu den allgemeinen kirchlichen Festen noch einige andere Tage kirchlich feierlich begehen, wie „Johannes den Täufer“ (Kannstag) am 24. Juni, Johannes Enthauptung (29. August) und auch den Wendelma-tag (20. Oktober).

Das schon mehrfach erwähnte gefällige Wesen der Mönchberger mag mit der Tatsache bekräftigt werden, daß Pfarrer und Lehrer sich bald bei ihnen wie daheim fühlen, lange bleiben und sich nur schwer wieder vom Dorf trennen.

Auch die Heimatvertriebenen fanden in Mönchberg gute Aufnahme und kamen mit den einheimischen Leuten bald in ein vertrauensvolles Verhältnis. Es ist über die Gastfreundlichkeit der Mönchberger nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet: „Wer Mönchberg einmal besucht hat, kommt wieder.“ Nicht nur wegen der schönen landschaftlichen Lage und der herrlichen Rund-sicht, die sich von seiner Höhe aus bietet, oder wegen des bekannten, modernen Schwimmbades und der häufigen Sportver-anstaltungen, sondern auch deshalb, weil die Mönchberger Einwohnerschaft ihre Gäste nach bestem Willen umsorgen und zufriedenzustellen will. Valentin Pfeifer

## ***Der Bauer und der Teufel***

In Mönchberg war ein Bauer, der wollte gerne reich werden und verschrieb sich dem Teufel für einen Sack voll Gold. Hänge nur deinen Sack in den Schlot, sprach der Teufel, dann werfe ich von oben soviel Geld hinein, bis der Sack voll ist. Der Bauer war aber ein schlauer Kunde, nahm einen Sack, schnitt ihn unten auf und hängte ihn hernach in den Schlot.

Der Teufel kommt und schüttet einen Haufen Geld hinab. Das fällt durch den Schlot und den aufgeschnittenen Sack herunter in die Küche und der Bauer schafft es geschwind beiseite. Fragt der Teufel: Ist der Sack bald voll? Antwortet der Bauer: Was denkst du, man sieht noch gar nichts!

Ärgerlich fährt der Teufel davon, holt wieder eine Menge Geld und leert's in den Schlot. Jetzt ist doch der Sack bald voll! ruft der Teufel von oben herab. Ach wo, entgegnet der Bauer, der Boden ist noch nicht einmal bedeckt.

Das muss ein Sack sein so groß wie ein Wagentuch! schreit zornig der Satan. Sieh doch selbst nach! erwidert der Bauer. Und der Teufel guckt in den Schlot und sieht auch den Sack; aber drinnen ist's noch ganz schwarz und glänzt kein Gold.

Nochmal fliegt der Teufel fort und bringt schnaufend und ächzend soviel Geld, als er nur schleppen kann. Und die blanken Geldstücke klingen und klirren in die Küche herab, das ist ein Heidenspaß!

Allein der Sack wird nicht voll, so oft auch der Satan Geld herbeiträgt. Ja, sagt der Bauer, dann ist der ganze Handel nichts; denn es war ausbedungen: Der Sack muss voll sein. So hast du auch keinen Teil an mir.

Bei solchen Worten gerät der Teufel in Wut und brüllt: Da ist Betrug im Spiele, Aber was ist zu machen? Der Satan hat sein Wort nicht eingelöst und kann dem Bauern nichts anhaben. Und pfauchend fährt er in die Nacht hinaus und in die Hölle.

Quelle: Spessart-Märchen, Valentin Pfeifer, Aschaffenburg 1920, Band III S. 37-38

## ***Ein Bauer heilt einen Doktor***

Ein Bäuerlein aus der Ortschaft Mespelbrunn, dem früheren Neudorf, wollte sich nicht seiner Lebtage auf steinigen Bergäckern herumplagen, sondern dachte sein Brot leichter zu verdienen.

Er ging zu einem Arzt und fragte ihn, ob er nicht auch ein Doktor werden könne: Die Stirne wollte er schon gewaltig hochziehen, ein ernstes Gesicht machen und auch eine große Hornbrille aufsetzen, wie es sich für einen richtigen Doktor gehöre; davor wär's ihm nicht leid. Der Doktor ging im Scherz auf den Wunsch des Bauern ein und riet ihm, er solle ein Töpfchen Wasser kochen und dieses einmal mit Heidelbeeren blau, das andermal mit Himbeeren rot färben und das dritte mal mit Waldmeister grün. Und damit solle er zu Kranken gehen und ihnen zu trinken geben. „Schaden kann solche Arznei nicht!“ sprach der Doktor und lächelte dazu. Und der Bauer ging heim und tat, wie ihm gesagt wurde. Nach einiger Zeit kam er in den Ruf eines Wunderdoktors, und weil er immer mit dem Töpfchen zu den Patienten ging, hieß er nur der „Töpfchesdoktor“. Bei allen Krankheiten schickte man zu ihm und erst im Notfalle zum richtigen Arzt oder überhaupt nicht. Denn, wenn der Töpfchesdoktor nicht Rat wusste, wer sollte dann helfen können? Da wurde nun der Arzt, welcher dem Bauern Lehrmeister gewesen war, einmal selber krank. Er litt an einer gefährlichen Stauung im Körper und es half kein Mittel und kein Doktor, soweit dieser auch herkam. Der Arzt sah schon den Tod vor Augen, und nun schickte seine Frau ohne Wissen des Kranken zum Töpfchesdoktor. Der kam dann auch und, als er hereintrat mit dem Töpfchen und dem roten Himbeerwasser darin, da fiel den Arzt das Lachen an, und er lachte und lachte, und sein ganzer Körper schüttelte und bog sich bei dem mächtigen Ausbruch von Heiterkeit; denn es dünkte dem Arzt zu spaßig, dass der Bauer auch an ihm Heilversuche unternehmen wollte. Und siehe – durch die große, lustige Erschütterung begannen Blut und Säfte wieder im Körper zu kreisen, es trat eine Wandlung zum Besseren ein – und der Arzt war gerettet.

So heilte der Bauer auch den Doktor, und sein Ruf verbreitete sich jetzt noch mehr.

Quelle: Das Wirtshaus zu Rohrbrunn, Valentin Pfeifer, Aschaffenburg 1958, S. 102-103

## Erinnerungen an die Eisenbahn im Elsavatal



Blick von der Sommerauer Flur am „Geisheckenwald“ / „Erzgraben“ auf die Bahn im Elsavatal, oberhalb des Klosters Himmelthal. Foto um 1960

## Das Jubiläumsfest – „100 Jahre Post ! – 40 Jahre Eisenbahn !

Es war wohl das größte Ereignis, das die Gemeinden im Elsavatal jemals erlebt haben.

Der anschließende Pressebericht gibt darüber detailliert Auskunft.



Fest „100 Jahre Post! – 40 Jahre Eisenbahn!“ 1950. Festwagen mit Küfer Alois Frieß und Schlepperfahrer Emil Pfeifer.



Festzug in Sommerau auf der Höhe Schlosserei/Tankstelle Jesberger. Foto 1950.

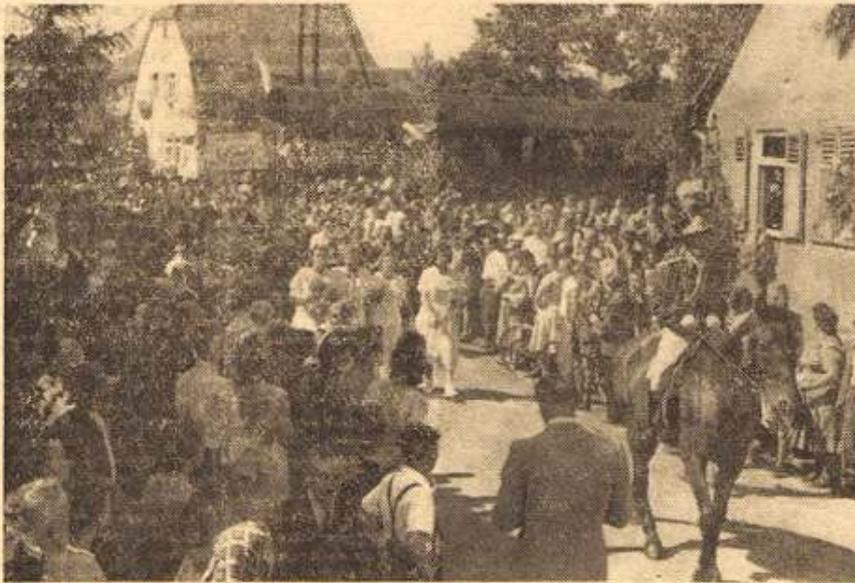


Karikatur-Zeichnung zum Jubiläum von Lutz Nüllen

# Zwei Welten trafen sich wieder

## Die Postkutsche und das Spessartbähngle beim Elsavatal-Heimfest

Der ganze untere Spessart feierte am Samstag und Sonntag mit den Eschau-Sommerauern das Elsavatal-Heimfest „100 Jahre Post — 40 Jahre Spessartbahn“. „Guck emohl, e Postschees!“, riefen die Kinder schon in den Nachmittagsstunden einander zu und wahrhaftig, eine waschechte gelbe Postkutsche aus dem vergangenen Jahrhundert wurde da von zwei schmucken Pferden durch den Spessart gezogen. Hei, wie sie ausgriffen die beiden Rösser, wenn der uniformierte Postillon in sein Horn blies! Fast verlassen waren die Straßen um diese Zeit, verlassen von den mechanischen Dingen, die da nach der Jahrhundertwende unsere liebe alte Postkutsche von den Basaltstraßen verdrängt hatten. Heute war sie wieder da, stolz und ehrwürdig wie der alte Hessenthaler Postillon Keßler auf dem Kutscherbock, der noch einmal seine Glanzzeit erleben durfte. Der blau-weiße Federbusch auf seinem hohen Hut stieb lustig im Fahrtwind. Eine alte vergessene Zeit lebte vor den Spessartlern an diesen beiden Sonnentagen wieder auf. Ueber Eschau, Sommerau, Hobbach, Wintersbach, Heimbuchenthal, Mespelbrunn, Hessenthal und wie sie alle heißen mögen, die Spessartdörfer in den grünen Auen, ging die lustige Fahrt und überall warfen lachende Spessartmädels dem Postillon und seinen Begleitern Blumen zu, als ob man die Auferstehung des 19. Jahrhunderts feiere. Eigens aus dem Coburger Postmuseum hatte man die Kutsche mit den Originalkostümen für Kutscher, Fahrgäste und Begleiter in das Elsavatal gebracht und echt wie das ganze Gefährt war die Freude, mit der es allerorts empfangen wurde.



Die Spitze des Festzuges überquert die Bahngleise am Eschauer Bahnhof (Aufnahmen: Weinkauf)

Inzwischen wurde überall in den traulichen Dörflein Festesschmuck angelegt, in Eschau und Sommerau reichte sich Fahne an Fahne und grüne Birken gaben den Straßen ein festliches Gepräge. Nicht oft werden hier Feste gefeiert, aber die wenigen leben noch Monate nachher in der Erinnerung des kernigen Völkchens des unteren Spessarts weiter. So war man am Samstagabend gar nicht verstimmt, daß das Elsavatal bis gegen 21.30 Uhr ohne elektrischen Strom war. Was brauchte man auch Strom zu einem Fest, das eine Epoche symbolisiert, in der die Petroleumlampe noch Triumphe feierte? Die Rücker Blaskapelle spielte deshalb fidel im Dämmerlicht ihre volkstümlichen Weisen auf dem Festplatz an der Elsava, unmittelbar am Schoße des zweiten Jubiläumskindes, der Spessartbahn. Als das Bähngle am Samstag um 22.15 Uhr fahrplanmäßig laub rollte, ließ der Lokomotivführer lustig die Dampfpeife ertönen und einige Feuerwerkskörper platzten am dunklen Abendhimmel. Alldieweil erzählten sich alte Postler und Bahnlerner Geschichten aus ihrer Zeit. Nur ein kleines Häuflein war es, dem das Schicksal diesen Tag miterleben ließ. Eine Ehrung nach der feierlichen Einholung der lampenbegleiteten Postkutsche ließ die alten Recken freudig-stolz schmunkeln. Es wurde noch gesungen an diesem Samstagabend (vom Männergesangsverein Eschau und dem Gemischten Chor Hobbach), musiziert und getanzt und Lehrer Caps hielt es in seiner Begrüßungsansprache mit dem Sprichwort: „In der Kürze liegt die Würze.“ Ein gelungener Auftakt ließ auf ein gelungenes Fest schließen!

### 6000 Menschen waren in Eschau

Schon zu früher Morgenstunde weckte am Sonntag das Posthorn die schlafenden Eschauer und Sommerauer. Dem Gottesdienst in den beiden Ortspfarrkirchen schloß sich eine Totenchrung an, die in Eschau durch den Vorsitzenden des Festausschusses Günther und in Sommerau durch den Rektor a. D. Valentin Pfeifer vorgenommen wurde. Indessen hatten sich in der Kreisstadt Obernburg viele Neugierige am „Scharfen Eck“ vor dem Rathaus versammelt, in Erwartung der Postkutsche. Pünktlich um 11 Uhr rollte unter Hornsignalen das gelbe Gefährt den „Gänstroa“ hinauf und jubelnd wurde es von den Obernburgern begrüßt. Vor dem geschmückten Rathaus spielte die Großtheimer Kapelle Herbig zum Standkonzert auf, während in den historischen Mauern des Gasthauses „Hirschen“ eine kleine Feierstunde stattfand. Es war das gleiche Gasthaus, in dem vor 40 Jahren die Festlichkeiten zur Eröffnung der Spessartbahn stattgefunden hatten. Lehrer Caps, Eschau, stellte den Ehrengästen die Insassen der Postkutsche vor. Der „Graf Erbach war persönlich mit Gemahlin“ erschienen und der alte Postillon Keßler aus Hessenthal lächelte verschmitzt, als Caps davon erzählte, wie er täglich vor dem Mespelbrunner Schloß in sein blinkendes Horn geblasen und dafür vom Grafen Ingelheim jeweils einen Becher Wein erhalten hatte. Einmal durfte der Postillon sogar mit der erlauchten Gräfin über das Johannisfeuer hüpfen. Interessiert lauschten die Gäste, Präsident der Bundesbahndirektion Nürnberg, Dr. Fischl, Ober-

postrat Dr. Schmidt von der Oberpostdirektion Nürnberg, Oberbundesbahnrat Lehner, Bundesbahnrat Reinhardt, Bundesbahnamtmann Reichel aus Aschaffenburg, Schulrat Dr. Lauer, Obernburg, Lehrer Keimel, der zweite Vorsitzende des Spessartbundes und die vielen Postler und Bahnlerner den Erzählungen von Lehrer Caps. Bürgermeister Nees, Obernburg, würdigte in einer Ansprache die Stunde des Tages und grüßte seine Gäste mit einem „Glückauf, für Post und Spessartbahn für die nächsten 50 Jahre!“

Mit der Kapelle Herbig an der Spitze ging es dann über die neue Brücke zum Bahnhof, wo bereits das gierendengeschmückte Jubiläumsbähngle auf die hohen Festgäste wartete. Viele Obernburger winkten ihnen nach und überall auf der Bahnstrecke standen die Bewohner des Elsavatales um „ihrer“ Bahn zum 40. Geburtstag zu gratulieren. Dieweil schaukelte das weitaus ältere Gefährt, die Postkutsche, auf der Landstraße gen Eschau. Auch sie wurde überall jubelnd empfangen. In Schippach stimmte der Gesangsverein Rück-Schippach den Choral „Das ist der Tag des Herrn!“ an. In Eschau-Mönchberg war der Empfang nicht weniger eindrucksvoll und es schien, als ob die Spessartler miteinander wetteifern wollten in der Begrüßung ihrer Jubiläumsbahn, die so viel neues Leben in das Tal der Elsava gebracht hat. Ob in Hobbach, Wintersbach oder Heimbuchenthal, überall standen jubelnde Menschen an der Bahnstrecke und vor den geschmückten Stationsgebäuden.

Gleichsam als Höhepunkt des Tages formierte sich nach der Rückkehr des Jubiläumszuges ein Festzug vor dem Eschauer Bahnhof. Inzwischen hatten sich weit über 5000 Menschen in der bäuerlichen Marktgemeinde, im Mittelpunkt des unteren Spessart, versammelt. Es war ein Festzug, der hier durch die Straßen von Eschau und Sommerau zog, wie er in der Geschichte des Elsavatales bisher nicht zu verzeichnen war. An der Spitze marschierte das ältere der beiden Geburtstagskinder, die Post mit Kutschen, Autos und Omnibussen. In den Ehrenchaisen saßen die alten „Postler“ und „Bahnlerner“. Dichtgedrängt ließen die Neugierigen den schier endlosen Zug an sich vorbeiziehen, in dem fast kein Verein des ganzen Elsavatales; keine Interessengruppe fehlte.

Auf dem Festplatz drängten sich dann die Massen. Die immerhin geräumigen Hallen vermochten nur einen geringen Teil der Festbesucher aufzunehmen. Schulter an Schulter standen sie im Freien und lauschten den Klängen der tüchtigen Rücker Bläser. Festpräsident Günther fand einige kernige Begrüßungsworte und Lehrer Caps ehrte neben acht Postlern 22 Bahnlerner. Er gab gleichzeitig einen geschichtlichen Überblick über die Entwicklung von Post und Bahn im Elsavatal. Inzwischen war auch noch der Bundestagsabgeordnete Hugo Karpf eingetroffen. Direktor Dr. Fischel und Dr. Schmidt fanden einige passende Worte an die Festmenge — ihnen schlossen sich eine Reihe prominenter Redner an. Und als dann in den späten Abendstunden das Feuerwerk den Himmel rötete, war selbst der Anspruchsvollste auf seine Kosten gekommen. Post und Bahn im Elsavatal hatten ein Jubiläum erlebt, das ihrer würdig war. Das Heimfest des Elsavatales wird noch lange von sich reden machen! F. N.



**Festzug – „100 Jahre Post ! – 40 Jahre Spessartbahn !“ – 1950**



Ein Festzug, wie ihn Sommerau und Eschau noch nicht gesehen hat.



Im Hintergrund das „Schlander-Haus“ mit Backofen, Scheune und Garten. Der Festzug ist an der Sommerauer Kirche angekommen. Es war auch ein Erinnerungsfest für den ehemaligen Postillion Eduard Schreck (kl. Foto links unten).



Kloster Himmelthal bei Rück. Foto aus „Die Kunstdenkmäler von Bayern – Unterfranken“, 1925

## Die „Bahnkuni“

Eine Jubiläumserinnerung  
an den Bau der Elsavatal-  
bahn von Valentin Pfeifer

1909–1959!

Ein halbes Jahrhundert ist dahingegangen, seit die Spessartbahn durch den Elsavagrund entstand. Zu diesem Jubiläum der so segensreich gewordenen Zweigbahn erwacht in mir die Erinnerung an eine Begebenheit, die sich damals im mittleren Elsavatal zugetragen hat.

Ein jeder im Tal kannte die „Bahnkuni“. Wer war sie? Sie war eine Frau, oder, genauer gesagt, ein Fräulein in den hohen Dreißigern, und sie war als Vorarbeiterin bei der Firma beschäftigt, die den Bau der Bahnstrecke durchführte. Die Kunde: „Eine Frau schmeißt mit am Bahndamm“ wirkte sensationell in unserer Gegend. Aber bald hatte man sich an die Bahnkuni gewöhnt. Kuni war etwa mittelhoch, hatte breite, echte Schuhe und war überhaupt von grober, kräftiger Gestalt, was sie befähigte, gleich den Männern die schwere Arbeit zu leisten, die man einmal ein Bahnbau mit sich bringt. Sie konnte keine zierlichen, weißen Hände ihr eigen nennen; denn das Graben, Hacken und Schütten hält eine Hand nicht zart und weich, sondern macht sie schwielig und hart. Und wenn Kuni jenseits die Hand schüttelte, dann spürte er daraus eine Härte, die auch zu jener friedlichen Zeit, um 1910, in manches Leben griff, auch in die Lebensbahn der fleißigen Kuni. Sie stellte also bei der Arbeit voll und ganz ihren „Mann“, und wahrhaftig, ihre Füße staken in hohen Schafstiefeln wie jene der Mannsleute, als in der Tabohle, wo sich das Grundwasser sammelte, das Bahngelände gerichtet wurde. Nach getanem Tagewerk fand sich die wackere Kuni mit den Arbeitsschneidern in der Schöpfacher oder in der Röcker „Krone“ ein und half zuweilen bei der Bedienung der Wirtsgäste mit; fröhlich nicht mit der Anmut und Geschmeidigkeit einer gekennnten Kellnerin, aber doch rechtschaffen, so

daß sie jeder Gast leiden mochte. In ihrem herben, knochigen Gesicht standen ein Paar wasserhelle Augen, die recht fröhliche Güte, doch auch eine zielbewußte Entschlußkraft verrieten. Das bewies sich immer wieder bei den verschiedensten Gelegenheiten. Als ich einmal die Landstraße dahinging, gegen den Haggall am Kloster Himmelthal, wo sich die Hügel zur Linken und zur Rechten der Elsave ganz nahe zueinander neigen, als ob sie sich vereinen wollten, da erblickte ich drüben an der einseitigen Bahnstrecke die Kuni, unverdrossen Steine ausgräbend, die sie alsdann mit starker Hand beiseite warf. Ihr rotes Kopftuch glänzte im sonnigen Mittag, und dort am erlesenen Elsavabach spielten jauchzende Kinder. Indes ich die Straße entlang schlenderte, drang ein verhaltener Schrei an mein Ohr: Oder sollte es eine Täuschung gewesen sein? Nein, Rafs schallten gleich darnach herüber. Das rote Kopftuch schimmerte durchs Erlengbüsch. Dort, am Wasser, malte etwas Besonderes geschehen sein. Ich eilte hinüber. Als ich das Buch erreicht hatte, kam die Bahnkuni in ihren Schafstiefeln herangestiegen. In ihrem Arm hielt sie ein Bündel, ein Kind. Sie legte das schier leblose Wesen geschwind auf den Rasen und klopfte ihm auf den Rücken. Da regte sich das Kind, ein kleines Mädchen, wieder; es war beim Spielen in den hier lebhaft fließenden Bach gefallen und fast ertrunken. Doch da taumelte es schon wieder auf den Füßen, und Kuni lachte befreit. „Du Rotmas'n“, sagte sie zwei-, dreimal, „du kleine Rotmas'n, mach', daß du heimkommst!“ An der Hand größerer Kinder trippelte das gerettete Kind triefend nach heimwärts. „Du Rotmas'n!“ rief Kuni nochmals hinterher und tratschte in ihren Röhrenstiefeln lachend zur Arbeitsstelle zurück. Jawohl, so war die Bahnkuni.

Kulturzeitschrift „Spessart“, Juli 1959

## Valentin Pfeifer erzählt:

# Der Chausseehannes und die Spessartbahn

Vor einem halben Jahrhundert kannte der Volksmund bei uns noch keinen Straßenwärt, sondern es gab nur einen Chausseemann, welche Benennung wohl eine Nachwirkung des französischen Einflusses napoleonischer Zeit auf sprachlichem Gebiet ist. Aus den damaligen Franzosenjahren blieben ja auch noch andere Fremdwörter zurück, wie zum Beispiel „malade“ (krank) und „toujours“ (immer), die heute noch zuweilen vom Landbewohner gebraucht werden.

Vom Chausseemann oder, bestimmter gesagt, vom Eschauer Chausseehannes will ich nun erzählen. Er hatte 42 Jahre die Distrikstraße betreut und zwar die Teilstrecke vom Aulbach an bei der Wegkreuzung Mönchberg-Hück und Eschau-Streit bis über Hobbach hinaus, nächst dem heutigen Bahnhof Wintersbach. Länger als 48 Jahre! Als ganz kleiner Junge suchte ich ihn „draußen“ auf und sah ihm neugierig zu, wie er schamlos den Schotter — nicht zu wenig und nicht zu viel — über die Wegfläche schleppte. Und wenn dann am herrlichen Sommertag die Sonne ihre Funken über den Schotterkiesel streute und davon der Quarz schimmerte wie edles Geschmeide, so daß „seine“ Straße festlich herausgeputzt schien zum hehren Johannistag, dann konnte sich der Mann wahrlich wie ein Kind freuen. Von der schmalen Ebene des Fußpfades herauf glitzerte der rote Sand, den unser Chausseehannes mit Sorgfalt und Bedacht hingebreitet hatte. Auf dem Gehsteig duldete er kein Gräslein, und wenn sich doch eins hervorwagte, hackte er es gleich wieder fort. „Mei! Straß muß sauber und ordentlich dahing, da hab' ich immer drauf gehalten!“ Wie gut, lieber Chausseehannes, daß du nicht 1945 mehr erlebtest, die Zeit der Schlaglöcher in unserem Bezirk, ich glaube du wärest, justament vom Schlag getroffen worden!

Der alte Wegwäscher und ich waren gute Freunde, und er erzählte mir gar manches, was ihm auf der Straße während der Jahrzehnte begegnet war. So hatte er eine Reihe von Postkutschen gekannt, angefangen vom „Malefizmichel“ bis zum „Postschorsch“ und den noch jetzt lebenden, den Posthallenkarl von Eschau und den Schrecker Eduard von Sommerau, der bekanntlich seiner Eheleib-

sten beim Vorüberfahren in der Morgenfrühe durch kunstgerechtes Peitschenknallen zu huldigen pflegte. Der „Malefizmichel“ sei ein wunderlicher Kaut gewesen, meinte der Chausseehannes. Habe man zu ihm gesagt: „Schön Wetter heute“, so habe er geantwortet: „Malefizschön!“ „Deine Pferde können aber schnell laufen, Michel!“ „Malefizschnell!“ „Heut bist du spät daran!“ „Malefizpakt!“ gab der Michel zur Antwort. Und vom dicken Jörg erzählte mein Chausseehannes auch; wie jener eingeschlafen war auf hohem Kutscherbock und die Pferde allzulänglichem dahintroteten, so daß die „Post“ ganz gewiß zu spät an die Bahn nach Eisenfeld-Obernburg gekommen wäre, wenn nicht er, der Chausseemann, dem schlafeligen einen Puff mit dem Hackenstiel „hingelenkt“ hätte. Dann aber habe Jörg eilig die Postkule angegriffen und die Bahnstation noch rechtzeitig erreichen können.

Im Winter bis ins Spätfrühjahr kamen Tag für Tag die Holzfuhrwerke talab gefahren, der Heils Fritz von Krusenbach gar mit drei Stammwagen zugleich und die Frieße Konrada „Buwe“ aus Sommerau auch fast täglich. „Bald werden wir nimmer die Strecke herunter kommen“, sprach eines Tages der Hofbauernsohn vom oberen Grund; „wenn die Bahn gebaut wird.“ „Was!“ schreckte der Chausseehannes auf, „was brauch' ich eine Bahn?“ Dann blieben doch die Fuhrwerke aus mit ihren gemütlichen Knechten, dachte er sich, und damit auch des Jockenmüllers Schimmel, der ihn jedesmal vertraulich anwieserte und dafür die knusprige Brotkruste zwischen die Zähne gehoben bekam. „Dann gilt meine Straße ja nichts mehr“, sinnierte der Mann, „wenn die alte, liebe gelbe Postkutsche nicht mehr darüber rollen darf.“ Wer würde dann seine Arbeit lieben? Wer des sorgsam geebneten Fußsteigs achten, auf dem er kein Gräslein duldete, und wer sähe auf den sauber gepflegten Gräben, der schnurstraks die Straße begleitet! Etwa die Leute in den neumodischen „Wagen ohne Gai!“? Mit nichten! Die gucken stolz durch große Brillen in die Weite, so meinte der einfache Chausseemann, und wer künftig in der Bahn vorüberfähre, der nehme von seiner Straße überhaupt keine Notiz.

Was hilft dir all dem Gräbeln, Freund Chausseehannes? Bald nämlich wird die schon längst geplante Bahnstrecke abgesteckt von vierenden Geometern und einmal wird der Bau in Angriff genommen werden. Allmählich rückt dann der Zeitpunkt heran, jener Wintertag 1918, da zum erstenmal der mit Girlanden und bunten Bändern geschmückte Zug den Elsavagrund hinaufpustet. Unser Straßenwärt starrt ihn die ersten Male an, schwer wie eine Teufelschlinge, die rauchenden Glöckel geifert und übersätlich in sich aufheben möchte, was früher die Fuhrwerke auf der gepflegten Straße gemächlich talabwärts trugen. Diese Bahn lärmt am Chausseehannes vorbei, ohne auch nur ein bißchen zu verweilen. Höflichens, daß sie ihn noch auspufft und großtäterisch himmelt und klutelt. „Ich fahr' net mit“, sprach er zornig vor sich hin. „Mit der Bahn fahr' ich net!“ Allein, nach und nach gewöhnte er sich doch an den Anblick der „Neuen“, rufem auch weiterhin Fuhrwerke, wenngleich in viel geringerer Zahl, über die Straße knarnten, und mancher braves Aufefahre den Altra freundlich zuwinkte. Jawohl, hernach meinte gar einmal der gute Chausseemann: „So ein Bähle ist eigentlich doch etwas Schönes die Leut' sitzen gemütlich und denken daran, und krank wird keiner davon, wie ich früher gemeint hab!“ Und siehe, eines Sommertags sitzt er selbst in dem einst von ihm so geschmähten Zügelein, weil er im hohen Alter in die Stadt Aschaffenburg fährt und mit die Freude seines Besuchs bereitet. Er konnte sich nicht genug damit tun, das neue Verkehrsmittel des Elsavagrunds zu loben: „Unser Bähle ist halt was Praktisches“, wiederholte er mehrmals, „was ganz Praktisches!“ Er schien mächtig stolz zu sein, als er erwähnte, daß es auch talauf, wie zum Beispiel bei der größeren Steigung am Kloster Himmelthal, eilig vorwärtsstrebte und seine Arbeit schaffe, wie sich's gehöre.

„Gegen unser Bähle ist wirklich nichts zu sagen“, bekräftigte mein Heber alter Chausseehannes, „das tut sei Soch, jawohl! Unser Bähle ist süchtig!“ Und gerne gab ich ihm recht!

Kulturzeitschrift „Spessart“



416 b Obernburg-Elsenfeld—Heimbuchenthal							
725	1741	ab Aschaffenburg Hbf . . . an		716	1720		
8835	8845	8847	8809	Zug Nr.		8832	8842
214	1606	1826	2359	ab Obernburg-Elsenfeld . . . an	621	1486	1609
828	1618	1891	2358	Schippach . . . . .	614	1421	1803
842	1625	1840	2358	Eschau-Mönchberg . . . . .	696	1410	1753
897	1627	1847	2351	Eschau Sommerau . . . . .	601	1404	1748
816	1633	1835	000	Hobbach . . . . .	598	1367	1740
852	1640	1901	005	v Wintersbach (Mahn) . . . . .	548	1363	1736
866	1647	1909	012	an Heimbuchenthal . . . . .	548	1345	1729

Fahrplan aus dem Jahr 1946

# Die letzten Schnaufer der Elsavatalbahn

HE-14.3.2020

Eisenbahngeschichte: Bilder der Eisenbahn-Fotografen Dietrich Bodeck erinnern an Dampflokromantik auf der Strecke nach Heimbuchenthal

Von unserem Mitarbeiter  
**ERST HÄPPLER**

**OBERRUNG/ELSFELD.** »Unsere Loks gewöhnten sich das Rauchen ab« lautete ein Werbespruch der Bundesbahn in den 1960er Jahren. Das war allerdings nur die halbe Wahrheit. Denn es war das Jahrzehnt einer Stilllegungswelle, der sich die Elsavatalbahn zum Opfer fiel. Vom einst regen Verkehr auf dieser Strecke sind jetzt zahlreiche Fotodokumente des Eisenbahndans Dietrich Bodeck zugetraut, die jahrzehntlang in einem Keller lagen. Dieses Bildarchiv wird jetzt vom Fachschriften-Autor Wilfried Kohlmeier betreut, der Aufnahmen daraus unserem Medienhaus zur Verfügung stellte.

Als sich in den 1960er Jahren die Bahn nicht nur das Rauchen, sondern auch das Fahren abgewöhnte, wurden Verbindungen wie Aschaffenburg - Höchst, Tauberbischofsheim - Königheim, Mosbach - Muden, Lohr - Wertheim oder Jossa - Wildflecken gestrichen. Im Frühjahr 1968, nach 38 Betriebsjahren, kam das Aus für die Elsavatalbahn von Oberburg-Elsfeld nach Heimbuchenthal.

## Umstellung auf Bahnbusse

Für den Fotografen Dietrich Bodeck war das »höchste Eisenbahn« dort noch einmal der Dampflok zu huldigen. Dass die Strecke auf der Abschnallsliste stand, hatte er aus dem Bahnkursbuch Winter 1967/68 erfahren. Dort stand: »Für die Strecke



In Heimbuchenthal gab es eine Lokstation mit einem Kohlenbunker und einem Kohlerikan. Hier übermachten auch die Lok.

ist Umstellung auf Bahnbusverkehr beantragt. Einstellung des Schienenverkehrs wird gegebenenfalls örtlich bekanntgegeben.»

Zum Glück für Bodeck ließ sich die Bahn aber Zeit bis zum Fahrplanwechsel am 25. Mai 1968.

Danach war noch sechseinhalb Jahre lang eine dieselbetriebene Kleinlok mit Güterwagen bis Eschau-Mönchberg unterwegs. Ein aus Hanau kommender »Abschiedsbesonderzug« mit über 300 Fahrgästen an Bord war am 15. Oktober 1978 die allerletzte Fahrt auf dem Restabschnitt der Elsavatalbahn. Am sonnigen 26. März 1968 herrschte noch »Dampflokromantik«. Entgegen seiner Gewohnheit, die Fotoarbeiten ausschließlich per Bahn zu absolvieren, nahm Bodeck sein Auto. Er wollte ja die Dampflok unterwegs

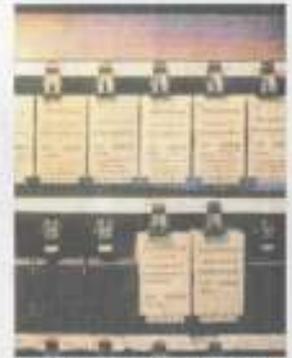
## Zur Person: Dietrich Bodeck

Dietrich Bodeck wurde 1930 in der Niederlausitz geboren und lebt heute nach dem Studium in Frankfurt am Main. Nach dem Abitur absolvierte er in der damaligen DDR ein Ingenieurstudium. 1954 führte er in den Westen und stieg bei der Firma ATE-Bremmen rasch in eine leitende Stelle auf. **Ständiger Begleiter auf seinen Dienstreisen war die Fotoausrüstung:** zu der neben Spiegelreflex- und Kleinbildkameras eine Winko und eine Mittelformatkamera



Dietrich Bodeck.  
Foto: Ernst Häppler

gehörten. Auch in der Freizeit hütete der unverfälscht gebärbene Bahrfahrer seinen Hobby, solange es ihm noch gesundheitlich möglich war. Später landete sein **umfangreiches Fotoarchiv** im Keller und blieb **jahrrelang unangehört**. Während seiner Fotojournen in den 1950er Jahren lernte Bodeck auch den damaligen Schüler und heutigen **Fachschriften-Autor Wilfried Kohlmeier** kennen. Über einen von diesem kürzlich herausgegebenen **Eisenbahnbildband** wurde der Kontakt wiederbelebt mit der Folge: dass Kohlmeier jetzt das Archiv betreut. Ni Bodecks Erbenbesitz hat er die Bildauswahl unseren Medienhäusern zur Verfügung gestellt. (eh)



740 DM kostete 1968 die Fahrt nach Frankfurt. Die erhöhten Preise wurden handschriftlich ergänzt.

in der Landschaft aufnehmen.

Als er am Bahnhof Oberburg-Elsfeld vorfuhr, machte sich gerade der »Gmp 9287« stark. »Gmp« stand im Bahnjargon für »Güterzug mit Personenbeförderung«. Das Verkehrsaufkommen war mehr als bescheiden. Fahrgäste fanden sich in den beiden Personenwagen nicht ein, und

auch nur zwei Güterwagen wollten mit ihrer Fracht in den Spessart.

## Vier Mann Besatzung

Dennoch war mit der Fuhre eine vierköpfige Besatzung unterwegs: Lokführer, Heizer, Zugführer und Zugschaffner. Pünktlich um 9 Uhr startete der Zug. Für die rund 17 Kilometer lange Strecke sollte er



Unterwegs im Elsavatal. Die 1935 gebaute Lok vom Typ 64 wird von Eisenbahrfreies »Bubi« genannt.

eine ganze Stunde brauchen. Dieter Bodeck hätte kein Azilo gebraucht, um ihn zu verfolgen - mit dem Fahrrad hätte es auch geklappt.

## Kohle und Wasser bunkern

Im Eschau-Mönchberg war ein längerer Rangieraufenthalt vorgesehen. Hier gab es aber außer zum Abhängen eines der beiden Güterwagen nichts zu rangieren. In Heimbuchenthal wurden Kohle und Wasser aufgefüllt. Dann hatten Lok und Mannschaft Pause bis zur Rückfahrt als reiner Personenzug um 11.14 Uhr.

Fünfmal je Richtung war die Dampflok wochentags im Elsavatal unterwegs - von morgens 6.04 Uhr bis abends 22.01 Uhr. Der Fahrplan war wesentlich auf den Schichtarbeiterverkehr zu den Glanzstoffwerken ausgerichtet.

Main-Echo, 14.03.2020

## Drei Relikte aus der Eisenbahnzeit im Elsavatal



Der Kilometerstein „6“ stand in der Nähe vom Kloster Himmelthal. Nun steht er für die Hs.Nr. 6. Das Schild „P“, forderte ein Pfeilsignal vom Lokführer, es stand 800 Meter oberhalb vom Kloster Himmelthal. Es lag auf dem „Gesicht“ im Brennnessel-Gestrüpp.

Eine Illustration von Lutz Nüllen.

# Elsavatabahn

## Erschließung des Spessarts mit der Eisenbahn



Während des Wilhelminischen Kaiserreiches (1871-1918), dem goldenen Zeitalter der Eisenbahn, weckte dieses neue Transportmittel in schwach entwickelten Gebieten die Hoffnung nach einer Wirtschaftsaufschwung. So entstanden im Spessart einige Nebenlinien, zu denen auch die Elsavatabahn gehört.



Drei mal Spessart-Eisenbahnen, deren Linien heute eingeseilt sind. Links die Elsavatabahn, in der Mitte die Biebergrundbahn und rechts die Linie Jossa-Wildflecken bei Allersgrünau.

Nachdem die industrielle Entwicklung am Unterrhein Fuß gefasst hatte, sahen die Gemeinden in Elsavatal durch einen Bahnschluss die Chance, am wirtschaftlichen Aufschwung teilzunehmen. Durch Eingaben und Petitionen von Politikern und Bürgern konnte der bayerische Staat vom Nutzen eines solchen Unternehmens überzeugt werden. Begründet wurde die Notwendigkeit einer modernen Verkehrsverbindung durch die steigende Ausfuhr forst- und landwirtschaftlicher Erzeugnisse. In Richtung Spessart sollten vor allem landwirtschaftliche Hilfsgüter (Dünger, Maschinen) sowie Kohlen und Straßenschotter transportiert werden. Hinzu trat der Wunsch, den aufkommenden Fremdenverkehr mit „Sommerfrischlern“ zu fördern. Die Trasse, die nach



Als Auswahl sehen Sie drei Spessartbahnen in der Übersicht. Im Norden des Spessarts schloss die Biebergrundbahn die Erztaubergwerke um Bieber, wobei besonders Eisenerz transportiert wurde. Die ganz im Nordost gelegene Bahn Jossa - Bad Brückenau führte vom Rande des Spessarts in die Hochrhen. Das Aus für die Bahnen kam mit der wachsenden Motorisierung auf der Straße, die zu einem massiven Rückgang der Fahrgastzahlen führte.

zweijähriger Bauzeit am 9. Januar 1910 der Öffentlichkeit übergeben werden konnte, führte zunächst von Oberburg nach Heimbuchenthal mit einer Option der Verlängerung bis Hessenthal. Auf der Strecke verkehrten täglich zwischen 13 und 16 Züge. Besonders der Holztransport erwies sich als attraktiv, so dass an den Stationen Wintersbach, Eschau-Mönchberg und Heimbuchenthal Holzverladestationen entstanden. Hinzu trat Holzkohle, die in Meßern gebrannt wurde.



Festfahrkarte zur Eröffnung der Elsavatabahn. Das Programm forderte auf zur Teilnahme an einem zwanglosen Frühstüchchen im „Hirschen“ in Oberburg.



Bis zum Schluss im Jahre 1966 fuhren Dampflokomotiven auf der Trasse Oberburg-Heimbuchenthal. Dort an Endbahnhof gab es einen Krane, mit dem das Befüllen des Tenders mit Kohle möglich war - ein Vorgang, der einen gewissen Aufwand erforderte.



Die Elsavatabahn in voller Pracht bei ihrer letzten Fahrt am 25. Mai 1968

Die Industrialisierung setzte nicht in dem erhofften Ausmaß ein. So wurde der Standort des 1925 in Betrieb genommenen Glasstoffwerkes in Eschenfeld/Erlenbach mit Rücksicht auf die Elsavatabahn ausgewählt, orientierte sich aber vor allem am Main als Schifffahrtsstraße. Die Bahn richtete sich bei der Personenbeförderung mehr und mehr nach den Bedürfnissen der im Maintal arbeitenden Pendler.

Bis in die 1950er Jahre florierete der Bahnbetrieb. Mit der Konsolidierung des Wirtschaftswunders und der beginnenden Mobilität per PKW sank die Bedeutung der Elsavatabahn rapide. Die Wirtschaftlichkeitsberechnung von 1966 ergab ein Minus von 377.000 DM (ca. 190.000 EURO), damals eine enorme Summe. Zwangsläufig folgte die Stilllegung - zunächst des Personenverkehrs - im Jahr 1968. Der



Warum heißt der Eschauer Bahnhof „Eschau-Mönchberg“? Die Mönchberger haben zunächst eine Stichbahn in ihr Seitental befürwortet. Nachdem dieser Plan verworfen wurde, beteiligte sich Mönchberg an den Grundbesitzverträgen für den Bahnhof in Eschau und wurde dafür im Gegenzug in den öffentlichen Bahnstatistiken aufgenommen.



zwischen Eschau und Oberburg betriebene Güterverkehr wurde schließlich 1978 eingestellt. Bis 1980 war die gesamte Strecke rückgebaut. Fast 20 Jahre lang hielt der (heute nicht mehr existierende) Verein „Historische Elsavatal-Bahn“ die Erinnerung aufrecht, aus dessen Bestand ein Großteil der hier präsentierten Informationen stammt.

Der Rückbau der Gleise nach der Einstellung des Betriebes schritt schnell voran. Heute verlaufen auf der Trasse Rad- und Wanderwege sowie die Umgehungsstraße von Eschau.



During the time of the second German Empire (1871-1918), the golden era of the railroad, the new means of transport raised hopes for the economic development of poor areas. Therefore a 25 km long railroad line was opened in the Spessart Mts. between Heimbuchenthal and Oberburg in 1910. It was used by commuters working in factories at Aschaffenburg and other places along the lower Main river. Forest products were the principal freight. The railroad flourished up to the 1950s, but went into rapid decline with the economic upturn of the Wirtschaftswunder and increasing mobility by private automobiles. Consequently passenger transport was shut down first, in 1968, followed by the freight service in 1978. Much of the former track has been transformed into a bicycle lane.

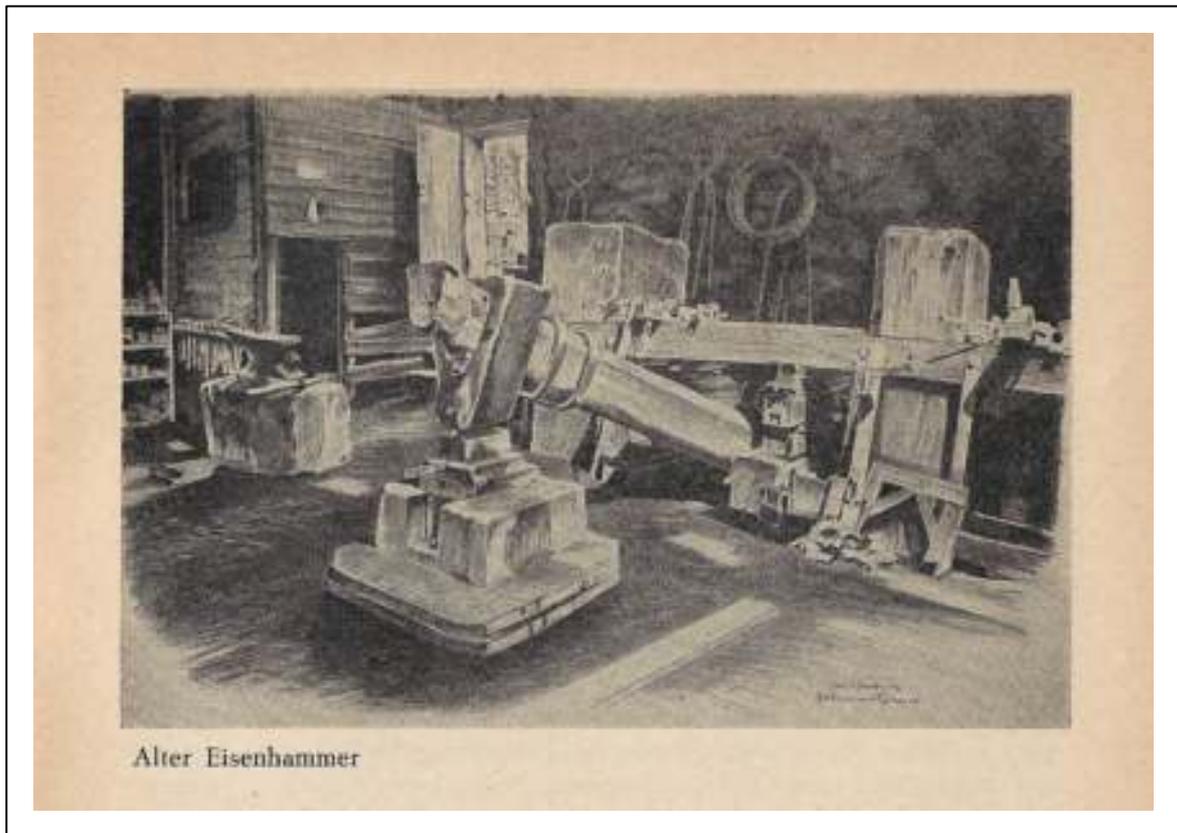


Pendant l'ère wilhelminienne (l'Empire allemand, entre 1871 et 1918), le trafic ferroviaire était à son apogée, on attendait des prodiges des responsables de ce moyen de transport nouveau. Surtout, dans les régions peu développées, on espérait en tirer un bénéfice important quant à l'économie et au commerce. En 1910, la ligne de chemin de fer entre Oberburg et Heimbuchenthal, longue de 25 km, a été inaugurée. Les personnes qui vivaient, c'étaient les travailleurs qui faisaient la navette entre leur domicile et les usines à Aschaffenburg et celles dans les communes sur le Main. Les marchandises transportées comprenaient surtout des produits de l'économie forestière. L'exploitation ferroviaire prospérait jusque dans les années 1950, ensuite c'était le début de la régression, parce que le miracle économique allemand mettait l'accent sur d'autres secteurs et parce que la mobilité des travailleurs était assurée par le nombre de voitures de plus en plus disponibles. Une restructuration de l'écoulement du trafic était devenue inévitable: d'abord, à partir de 1968, on ne transportait que des marchandises, et la suppression totale de cette ligne a eu lieu 10 ans plus tard, en 1978. Aujourd'hui, en majeure partie, l'ancien remède de la voie ferrée sert de piste cyclable.

## Die drei Eisenhämmer im Elsavatal



Blick zum „Höllhammer“ bei Heimbuchenthal. Es war das älteste Hammerwerk (1702 bis 1891) im Elsavatal.  
Foto 2015: Alexander Karpf



Das Bild wurde entnommen aus: – Unterfränkischer Heimatbogen – Aschaffenburg und Umland, Heft 15, 1965



Historische Ansichtskarte (um 1910) vom „Neuhammer“, auch „Wintersbacher Hammer“ genannt, (Gemeinde Dammbach, OT Wintersbach), einem ehemaligen Eisenhammer der Familie Rexroth (1813 – um 1865). Die Familie Rexroth hat die Gebäude 1869 an eine Brauerei verpachtet, d. h. die Hammertätigkeit war zu dieser Zeit bereits eingestellt worden.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurde im Neuhammer eine Holzschnitz-Schule eingerichtet. Nach deren Schließung konnten die Kunsthandwerker in der nachfolgenden Schreinerei weiterbeschäftigt werden. Im Jahr 1917 erwarb Carl Elter, Pächter seit 1907, den Neuhammer.

Um 1920 wurden für die neue Pfarrkirche „St. Laurentius“ in Sommerau, dem sogenannten „Spessartdom“, ein Teil der schönen Innenausstattung gefertigt.

Hier am Neuhammer verläuft die Grenze zwischen den Landkreisen Aschaffenburg und Miltenberg (früher Obernburg). Die Gaststätte „Zur Eisenbahn“ (Karl Lahr), gebaut um 1910, später Gasthaus „Zum Auerhahn“ (ganz rechts), gehört zur Gemeinde Hobbach, heute ein Ortsteil des Marktes Eschau im Landkreis Miltenberg. Der Dammbach mündet hier in die Elsava.

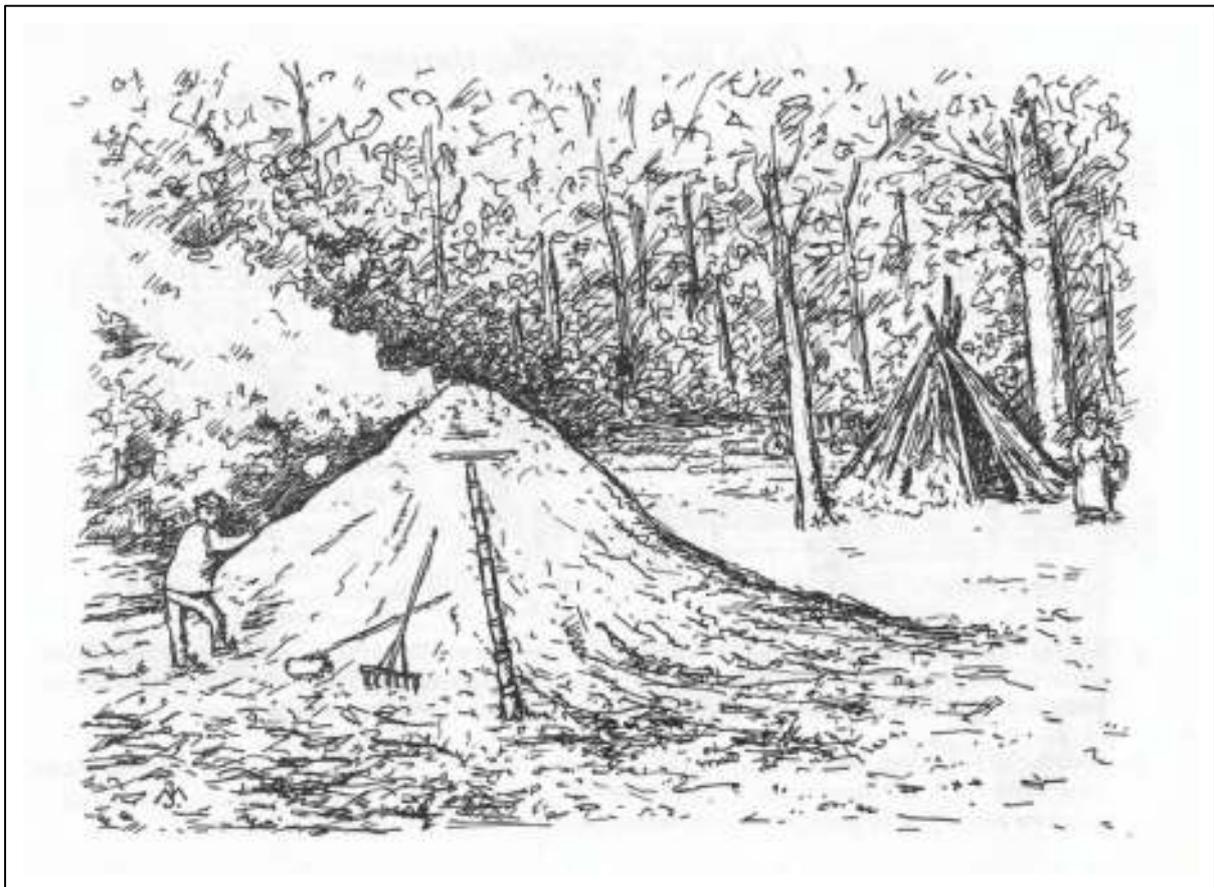


Der Rexroth-Friedhof oberhalb des Höllhammers. Fotos 2009: O. Pfeifer

Ein Kartenausschnitt mit den drei Hammerwerken.



Hobbacher Eisenhammer (1767 bis 1888) – Nachnutzung als Kuranstalt „Villa Elsäva“ durch Dr. Richard Wehsarg und seiner Schwester Wilhelmine Lahr. Nach dem II. Weltkrieg bis 1977 Altersheim, nun Schullandheim.



Der waldreiche Spessart bot gute Bedingungen für die Köhlerei und für die Eisenhämmer.  
Zeichnungen von Josef Michelbach.



Im musealen Hammerwerk bei Hasloch, gegründet 1779, werden auch noch Aufträge bearbeitet. Um 1997 wurden von dem Schmied Armin Hock (1955–2017) Glockenklöppel angefertigt.  
Fotos: Otto Pfeifer



Anschließend gab es zur Geschichte der Hammerwerke im Spessart sehr interessante Informationen.

## Erinnerungen an die heimatliche Kreisstadt Obernburg

Damals sprach Vater zu mir, dem Siebenjährigen: „Morgen darfst du mit nach Obemburg, und da kannst du den Main und die Eisenbahn sehen!“ Wir schritten dann auch am nächsten Tag über den „Kreuzbuckel“ – so genannt, weil die Sommerauer Markusprozession über diesen Hügel zum Kloster Himmelthal wallt – und im Vorbeigehen sah ich etwas ängstlich nach der Himmelthaler Klosterscheuer hinüber, wo eine eingemauerte Steinplatte gemäß der Sage die Gestalt des Teufels zeigt, wie er eine ungehorsame, weltsüchtige Nonne umkrallt. Bald hatten wir das durch seinen feuerfesten Ton bekannte Dörflein Schippach hinter uns, nahmen den Weg durch den „Forst“ und kamen an den Dammswiesen vorüber.

Da erzählte Vater vom Hirtenjörg, der in dieser Gegend einst sein Unwesen trieb und gar manchen ahnungslosen Wanderer niederschlug und ausplünderte. Es währte lange, bis der sich als Biedermann verstellende Schafhirte entlarvt und der gerechten Strafe zugerührt werden konnte. Weil der Straßenräuber sein verbrecherisches Handwerk jahrelang unentdeckt zu betreiben vermochte, schrieb ihm das einfache Volk die Gabe des Unsichtbarmachens zu. Die Heimatsage berichtet, der Hirtenjörg habe nachts einen Finger seines toten Kindes wie ein Kerzenlicht angezündet, und dieses Licht hätte ihn unsichtbar gemacht, so dass die Überfallenen und Ausgeraubten den Täter nicht erkannten. Sie sahen bloß das Lichtlein im Dunkeln schweben, aber den wegelagernden Elsenfelder Schäfer erblickten sie nicht.

In Elsenfeld erregte „Sankt Nepomuk auf der Brück“ meine kindliche Neugierde, und bald danach trat ich vorsichtig über das Gleis der Bahnstrecke Miltenberg – Aschaffenburg. Hier sah man schon den Main breit und behäbig zwischen flachen, schilfbewachsenen Ufern dahingleiten. Eine „Mainkuh“ lärmte flussauf und ich beobachtete staunend, wie flink sich der lange, schwarze Schiffsrumpf an der dicken, rasselnden Kette vorwärts bewegte. Nach links und rechts ausspähend schlenderte ich über die mir so mächtig dünkende Brücke und lugte da und dort in die Tiefe, wo sich der Strom verschlafen und träge talein wälzte. Der „Kettenschlepper“ passierte jetzt gerade einen Brückenbogen und zog einen Schweif beladener Schiffe hinter sich her. Wie gering war doch um 1890 der Fuhrwerksbetrieb über die Obernburger Brücke! Einige grüne Leiterwägelchen klapperten uns entgegen und die Chaise des Bezirksamtmanns rollte an uns vorbei. Das war der gesamte Wagenverkehr, indes ich über die Brücke trollte. An ihrem jenseitigen Ende guckte der Zolleinnehmer gelangweilt aus einem niedlichen Backsteinhäuschen und reichte dem Vater nach der Entrichtung von drei roten Pfennigen einen Zettel hin, den ich mit meinem Abc-Schützen-Können geschäftig zu entziffern versuchte.

Im hellen Mittagsstrahl blickte und blinkte das Städtlein heran. Voll Freude und Spannung, voll glückseliger Erwartung setzte ich zum ersten Mal den Fuß auf das Pflaster der heimatlichen Bezirksstadt. Der Vater führte mich zunächst ein Stück Weg an der schäumenden Mümling entlang, die mir viel wilder und reißender erschien als unser lieblicher, murmelnder Elsavabach.

Wir bogen dann ins malerische Gassengewinkel ein, bewunderten Türme und Tore, die Umfassungsmauern und inmitten der Stadt vor allem das schöne Rathaus. Ich überhäufte den Vater mit Fragen, die er begrifflicher Weise nicht alle zu beantworten vermochte. Nach dem längeren Rundgang kehrten wir in der Gastwirtschaft „Zum Ochsen“ von Eduard Deckelmann (1853–1928) ein. Der Metzgermeister und Wirt versah in jenen Jahren auch das Bürgermeisteramt und genoss weit und breit großes Ansehen. Die älteren Obernburger werden sich des hochgewachsenen, kernhaften Mannes noch erinnern, dessen Wort nicht nur in der Kreisstadt, sondern auch in ganz Unterfranken Klang und Gewicht hatte. Der gute Wirt stellte einen Teller mit zwei würzigen Knoblinen und einem Wasserstöllchen vor mich hin und brachte damit meine Bubenseligkeit auf den Höhepunkt. Während sich der gesprächige Mann mit meinem Vater unterhielt, betrachtete er mich lächelnd, und als die eifrigen Kaumuskel den letzten Wurstzipfel verschwinden ließen, fragte er: „Na, Junge, habt ihr neulich an Ostern auch tüchtig mit „Haseneiern“ gepickt?“ Ich schaute den Gastwirt verständnislos an. „Gepufft!, sagt man bei uns“, ergänzte der Vater. Ah, jetzt wusste ich, was Bürgermeister Deckelmann meinte, und nickte fröhlich: „O ja!“ „In Obernburg gehen die Buben zum Eierpicken hinunter auf die Hohlwiese“, fuhr der Ochsenwirt fort. „Und bei uns auf die Brunnenwiese!“ platzte ich heraus. Die ländliche Schüchternheit, die mich vorher noch beengt hatte, war nun weg, und ich erzählte dem Obernburger Bürgermeister Deckelmann von dem Ostertreiben der Jugend im Elsavatal: vom Eierwerfen, Eierschwimmen und „Puffen“. Beim Puffen schlugen wir mit den Eiern spitz auf spitz, stumpf auf stumpf und Seite auf Seite. Ich berichtete auch, dass Müllers Edmund mit dem roten Stopfsei seiner Mutter zugeschlagen hatte und deswegen von den Buben verprügelt wurde. Der kinderfreundliche Bürgermeister lachte hellauf und meinte: „Hm, wir waren ja auch einmal Buben!“ Und er sah dabei meinen Vater belustigt an. Hierauf sagte er ernster: „Hört, kommt doch einmal zum Sankt-Anna-Tag nach Obernburg! Da ist es bei uns besonders feierlich und schön.“ Wir versprachen es und verließen die gastliche Stätte, um den Heimweg anzutreten. Auf der Elsenfelder Seite, an der Station, fand ich noch Gelegenheit, einen Zug ein- und ausfahren zu sehen, damals für einen Spessartbuben ein seltenes Erlebnis. Wie viel gab's dann zu Hause der Mutter zu erzählen!



Die im Aufsatz – *Erinnerungen an die heimatliche Kreisstadt Obernburg* – von Valentin Pfeifer erwähnte Sage vom „Hirtenjörg“ hier in Gänze.

## ***Der Hirtenjörg***

Zu Elsenfeld lebte ein Schäfer, der „Hirtenjörg“, und seine Frau, die Ev. Sie galten im ganzen Umkreis als rechtschaffene Leute. Wenn der Mann auf dem Dammsfeld die Schafe hütete, blies er dabei religiöse und andere Lieder, so ergreifend und schön, dass den Vorübergehenden das Herz bewegt wurde.

Nun geschahen aber in der Gegend damals viele Räubereien und Morde, und so sehr man nach den Tätern forschte, man konnte und konnte sie nicht entdecken, nicht einmal die Spur von ihnen. Die Leute wurden auf der Straße überfallen und erschlagen, und besonders am Dammsfeld häuften sich die Verbrechen dermaßen, dass sich abends kein Mensch mehr durchs Tal wagte. Denn nicht nur ein einzelner Fußgänger wurde niedergeschlagen und ausgeraubt, sondern auch zwei und mehrere, die zusammen des Weges gingen. Morgens sah man sie tot im Walde liegen. So musste man annehmen, dass eine ganze Bande ihr Unwesen triebe. Wer dachte an den Hirtenjörg und seine Frau, die nach außen so fromm und ehrbar schienen!

Keine Seele hätte auch nur im entferntesten an sie gedacht, und doch waren sie die Täter. Warum wurden sie eigentlich niemals erappt? Das kam so. Sie gebrauchten bei ihren Verbrechen die Schwarze Kunst. Wenn ihnen ein Kind geboren wurde, schnitten sie diesem den kleinen Finger ab und dörzten ihn, und wenn sie einen Einbruch oder einen Mord verüben wollten, brannten sie den Finger an wie eine Kerze, und solange der Finger brannte, waren sie unsichtbar.

Da konnten die Leute, wenn sie unterhalb Schippachs durch den Tannenwald gingen, nichts wahrnehmen als ein Licht neben dem Wege. Sobald sie aber hinkamen und an nichts Böses dachten, schlug ihnen der Hirte mit dem Holzbeil auf den Kopf, ohne dass sie wussten, woher der Schlag kam.

Nun zogen einmal, noch ehe der Hirtenjörg verheiratet und ein Mörder geworden war, drei Burschen aus Elsenfeld im Frühjahr, auf den zweiten Ostertag, in die Fremde. Der eine war ein Schneider, der andere ein Schmied, und der dritte, namens Kaspar, war der einzige Sohn aus der Mühle und hatte Müller gelernt. In Rück kehrten sie noch einmal im Wirtshaus zur Krone ein, um Abschied zu trinken, weil sie immer so gute Kameraden gewesen waren. Da machten sie dann miteinander aus, sie wollten sieben Jahre in der Fremde bleiben. Wenn sie aber nach dieser Zeit noch am Leben wären, so wollten sie sich auf den zweiten Ostertag wieder hier treffen und miteinander heimkehren, wie sie Elsenfeld auch zusammen verlassen hatten.

Alsdann marschierten sie das Elsavatal hinauf, am Kloster Himmelthal vorüber, und bei der Aubrücke trennten sie sich. Zwei gingen rechts und der dritte links. Und sie hatten Glück. Sie kamen zu tüchtigen Meistern in Arbeit und ersparten sich ein schönes Stück Geld. Sieben Jahre vergingen, die drei machten sich auf den Weg in die Heimat und kamen wieder am Ostermontag in der Rücker „Krone“ zusammen, wie sie es verabredet hatten.

Der Müller war zuerst da, dann stellte sich der Schmied ein und hernach der Schneider. Sie hatten eine große Freude, als sie einander gesund wiedersahen, erzählten von ihren Erlebnissen und tranken auf baldige Meisterschaft, bis es endlich zu dunkeln anfang. Dann brachen sie auf und wollten heimwärts. In den letzten Tagen aber war Tauwetter eingetreten, die Elsava war über ihre Ufer gestiegen und hatte das ganze Tal unter Wasser gesetzt, und es brauste, wie wenn der Rhein durchs Tal ströme. Als nun die drei in die Nähe der Kreuzmühle kamen, dorthin, wo der große Nussbaum stand, hörten sie den Schäfer blasen: „Nun sich der Tag geendet hat“, und sie sagten: „Das ist der Hirtenjörg, jetzt werden wir bald daheim sein.“ Auf einmal hörte das Blasen auf, und es wurde ein Licht angesteckt. Sie sahen das Licht, aber niemand, der es trug, sondern das Licht fackelte vor ihnen kerzengerade in der Luft herum.

Der Hirtenjörg hatte die Wanderer kommen hören, hatte sich hinter den Nussbaum versteckt und auf sie gelauert. Der wilde Bach aber trieb seine Fluten bis unter den Baum, und da stutzten die drei Kameraden und überlegten, ob sie weiter vorwärts oder wieder zurück sollten. Plötzlich rief eine Stimme: „Legt die Felleisen ab, dann will ich jedem seinen Treff geben!“ und zugleich versetzte er dem Schneider, der voranging, einen Schlag auf den Kopf, dass er taumelte. Da wussten die drei nicht, wie ihnen geschah, und sie baten, er möge die Felleisen nehmen, nur solle er ihnen das Leben lassen. Da sagte der Hirtenjörg: „Meinetwegen, wenn ich's auch nicht gerne tue, aber euer Bündel legt ihr hierher und all eure Kleider darauf, und wenn ihr euch ausgezogen habt, steigt auf den Nussbaum und muckst euch nicht – sonst ist's um euch geschehen.“ So stiegen sie auf den Nussbaum, und als sie droben waren,

wollte der Schäfer mit den Felleisen und Kleidern davongehen. Dabei fiel ihm jedoch der Finger herunter, den er angesteckt hatte, und das Licht erlosch.

Und weil der Mond gerade hinter einer Wolke hervorkam, erkannten ihn die drei und schrien: „Hirtenjörg, Hirtenjörg!“ Da warf er die Felleisen und Kleider wieder hin, nahm seine Doppelflinte von der Schulter, trat unter den Baum und sagte: „So, jetzt hat euer letztes Stündlein geschlagen. “Wie sie das hörten, fingen sie aufs neue an, ihn um ihr Leben zu bitten, versprachen auch, ihn niemals zu verraten, und er sollte doch an den großen Jammer denken, den er anrichten würde, wenn er sie umbrächte. Der Hirtenjörg aber lachte und meinte, wem denn so großes Leid geschehe?

Da sagte der Schneider: „Mein Meister hat mich immer lieb gehabt; denn es hat ihm keiner so zur Zufriedenheit gearbeitet wie ich. Ich hab' ihm geschrieben, dass ich komme und wieder zu ihm will, und heute wartet er auf mich und wird sich keinen Rat wissen, wenn ich nicht eintreffe.“ – „'s ist nicht wahr“, sagte der Schäfer, „heute morgen erst hat er einen neuen Gesellen eingestellt“ und schoß ihn vom Baum. Der Schneider aber war nicht gleich tot, sondern fiel mit einem Schrei herab ins Wasser und plätscherte und gurgelte drinnen herum und „schlängelte“ mit Händen und Füßen, dass der Schäfer laut auflachte. Dann wurde er das Tal hinabgeschwemmt.

Der Schmied sagte: „Das Evchen und ich kennen uns seit zehn Jahren, und jetzt wollen wir Hochzeit halten. Sieh, in meinem Felleisen steckt das Kränzchen, das soll sie an ihrem Hochzeitstag tragen. Heute wartet sie auf mich und hat keine frohe Stunde mehr, wenn ich nicht heimkomme.“ – „'s ist nicht wahr“, lachte der Schäfer, „das Evchen denkt nicht mehr an dich – es ist schon seit sechs Jahren meine Frau; schau hinüber, dort steht sie bei den Schafen.“ Und damit drückte er los. Der Schmied fiel tot vom Baum und trieb auch das Tal hinunter.

Der Kaspar sagte: „Hirtenjörg, Hirtenjörg! Wir sind zusammen aufgewachsen und haben als Kinder alle Tag miteinander gespielt. Weißt du noch, wie wir uns ein Wasserrädchen schnitzten und es in unseren Mühlbach stellten? Da hast gar nicht genug hinsehen können, als sich das Rad so lustig im Kreise drehte. Hirtenjörg, wenn du mich auch umbringst, sollst du dein Leben lang keine ruhige Stunde mehr haben. Und bedenke, meine Mutter hat seit sieben Jahren jeden Morgen und Abend gebetet, dass ich noch einmal heimkomme und ihr die Augen zudrücke, heute ist sie fünfundsiebzig Jahre alt geworden und wartet auf mich.“ – „'s ist nicht wahr“, sagte der Schäfer, „deine Mutter ist alt und schwachsinnig geworden die letzten Jahre her und weiß gar nicht mehr, dass sie einen Sohn hat, und liegt schon lange in ihrem Bette.“ Dann schoß er auch den Müller vom Baum. Er hatte ihn aber nicht recht getroffen, und als er fortgeflobt wurde, schrie er immer noch: „Hirtenjörg, Hirtenjörg!“ Dieser aber meinte, er könne sich am Ende noch ans Land herausarbeiten und schlich ans Wasser hinunter, um ihm den Garaus zu machen. So kam er auch an die Mühle, und weil darinnen noch Licht war, schaute er durchs Fenster. – Da saß wirklich des Kaspars Mutter, die alte Müllersfrau, noch in ihrem Sessel und betete. Der Tisch war mit weißem Linnen gedeckt, und es standen zwei Teller darauf und eine Flasche Wein mit Gläsern. Da schrie's noch einmal weit unten vom Wasser her: „Hirtenjörg, Hirtenjörg!“, dass die alte Frau den Kopf hob und horchte; den Schäfer aber schüttelte es am ganzen Leib – denn gerade jetzt musste der Kaspar in den Main getrieben sein.

Was aber dieser gesagt hatte, traf ein. Der Schäfer hatte keine ruhige Stunde mehr. Wo er ging und stand, hörte er das Wasser rauschen und zwischendrein rufen: „Hirtenjörg, Hirtenjörg!“ Bald riefen's die drei Wandergesellen miteinander, bald der Kaspar allein, wie er gerade untergehen wollte, und bald die alte Frau, und weil er das nicht mehr länger aushalten konnte, stellte er sich dem Gericht und seine Frau auch, und sie bekannten alles, was sie getan hatten. Sie wurden dazu verurteilt, dass sie auf dem Dammsfelde lebendig von vier Pferden zerrissen werden sollten.

Das Weib starb reumütig. Der Schäfer blieb bis zuletzt verstockt und ohne Reue. Als er schon auf dem Richtplatz stand, fing er an zu lachen, und als man ihn fragte, warum?, da sagte er, drüben sähe er den Nussbaum stehen, von dem er die drei Handwerksburschen herabgeschossen hätte, und da falle ihm gerade ein, wie der Schneider im Wasser plätscherte und gurgelte. Das sei so lustig anzusehen gewesen, dass er jetzt noch darüber lachen müsse.

Als die Hinrichtung vom Hirtenjörg und seiner Frau vollzogen war, wurden ihre Leichen verbrannt, und die Asche wurde in den Main gestreut.

Quelle: Spessart-Sagen, Valentin Pfeifer, Aschaffenburg 1948, S. 90-94

**Lob des Spessarts**

*O Spessart, edler Forst, du bist  
Der Wälder Preis zu jeder Frist.*

*Wie weit umher in Land und Gauen  
Auch forschend rings die Augen schauen:*

*Mit deinen Buchen, deinen Eichen  
Lässt sich kein anderer Wald vergleichen !*

*Wie Säulen schlank im Tempelraum  
Stehn deine Stämme, Baum an Baum,*

*Und deine Wipfel wölben sich,  
Zum weiten Dom andächtiglich;*

*Und drüber lacht der Sonne Schein  
Und ihrer Strahlen hell Gefunkel*

*Blitzt durch das kühle Laubedunkel  
Und wirkt grüngoldne Lichter drein.*

*Es führet deiner Bäume Pracht  
Der Strom weithin als edle Fracht;*

*Der Main trägt sie auf mächt'gem Floß  
Zum Rhein; der in den salz'gen Schoß;*

*Denn dort das Schiff auf weitem Meer,  
Das rüstig fährt im Sturm einher,*

*Hoch in der Luft die Masten stolz,  
Gezimmert ist's von deinem Holz;*

*Die Eich' aus der sein Rumpf gebaut,  
Sie wuchs dort, wo der Spessart blaut !*

## Literarischer Streifzug:

### von Kurt Tucholsky

\* 09.01.1890 in Berlin; † 21.12.1935 in Göteborg

Wanderung durch den Spessart 1927 (Auszug) –  
in PANTER, TIGER & Co

Bildpostkarte um 1910



### *Wer kennt Odenwald und Spessart?*

Was ein richtiger Deutscher ist, so kennt der sein Italien und Sizilien und die Riviera und Schweden und Norwegen ... aber ob er auch sein eigenes Land genau kennt, das steht noch dahin ... Es ist keine Leierkastenpoesie in dieser Landschaft, und die dummen Kitschlieder haben im Grunde nichts mit dem Odenwald, nichts mit dem Spessart, nichts mit den süddeutschen Waldgebirgen zu tun. Wer zwischen dem Dreieck: Frankfurt – Würzburg – Heidelberg einmal langsam mit dem Auto reist oder zu Fuß wandert, der hat an Wein, Städtchen und Wäldern ein Erlebnis, das ihn ins Mark Deutschlands führt, in jenes Deutschland, das der Deutsche nicht so gut kennt, wie es das verdient.

### *Lichtenau; Sonnabend.*

Die Perle des Spessarts. Dies ist nicht das Wirtshaus im Spessart, das liegt in Rohrbrunn – aber wir benennen das um. Hier ist es richtig ... Dies ist eine alte Landschaft. Die gibt es gar nicht mehr; hier ist die Zeit stehengeblieben. Wenn Landschaft Musik macht: dies ist ein deutsches Streichquartett. Wie die hohen Bäume rauschen, ein tiefer Klang; so ernst sehen die Wege aus ... um uns herum rauscht der abendliche Parkwald. ...

... Wir schmecken einmal, zweimal, dreimal. „Dieser Wein“, sage ich als alter Kenner, „schmeckt nach Sonne“. – „Und nach dem Korken!“ sagen die beiden anderen gleichzeitig. Herr Wirt! Drohend naht er sich. Nun heißt Mut gezeigt! Auf und drauf!

„Herr Wirt ... es ist nämlich ... also probieren Sie mal den Wein!“ – Er weiß schon, was ihm blüht. Und redet in Zungen, ganz schnell. „Wo ist der Korks? Erst muss ich den Korks haben! Zuerst den Korks!“ der „Korks“ wird ihm gereicht – er beriecht ihn, er schnuffelt an der Flasche, er trinkt den Wein und schmeckt ab; man kann es an seinen Augen sehen, in denen seltsame Dinge vorgehen. Urteil: „Ich hab gleich gesehen, dass die Herren keine Bocksbeuteltrinker sind! Der Wein ist gut.“ Berufung ... „Der Wein ist gut!“ – Revision ... „... ist gut!“ Raus.

Da sitzen wir nun. Ein mitleidiger Gast, der bei dem Wirte wundermild zur Kur weilt, sieht herüber. „Darf ich einmal versuchen –?“ Er versucht. Und geduckten Rückens sagt dieser Feigling: „Meine Herren, der Wein schmeckt nicht nach dem Korken! Wenn er nach dem Korken schmeckt, *dann möpselt es nach* –!“ Natürlich möpselt es. Wir hatten keine Ahnung, was das Wort bedeutete – aber es ging sofort in unseren Sprachschatz über. Jeder Weinkenner muss wissen, was „möpseln“ ist. Aus Rache, und um den Wirt zu strafen, trinken wir noch viele, viele Flaschen Steinwein, von allen Sorten, und alle, alle schmecken sie nach Sonne.

### *Lichtenau; Sonntag.*

Bei uns dreien möpselt es heute heftig nach.



**Georg Keimel, ein Berufskollege von Valentin Pfeifer, hat sich u.a. mit dem Spessart-Wanderlied um den Spessart verdient gemacht.**

*Spessart-Wanderlied*  
Worte und Weise: Georg Keimel

Weißt du, wo die Eichen trotzig ragen, wo das  
Bächlein munter talwärts fließt, wo die Buchen grüne Schirme  
tragen, wo vom Berghang Heidekraut und Ginster grüßt! Da wohnt stiller  
Friede, da blüht heimlich Glück! Komm einmal zum Spessart, kehrest bald dahin  
zurück! So laßt uns froh durch Spessartwälder ziehen, an frischer Quelle halten gute  
Rast. Wenn selige Wanderfreuden uns erblühen, dann schwindet Alltags Mühe, Last und Hast.

2. Weißt du, wo die Rehlein friedlich grasen, wo der Hirsch die stolze Krone trägt,  
und die Wildsau hörsch du cornig blasen, und der bunte Specht die Waldestrommel  
schlägt! Da spielen die Märchen, da webt Geistersang, da lockt aus den Büschen  
uralter Waldhornklang. So laßt uns froh...

3. Weißt du, wo im schönsten Wiesengezonde winkt das Dörflein traute im  
Abendschein! Laßt zusammenshalten uns im Burde, Spessartvolk und  
Wanderer treu und einig sein! Du Mann aus dem Spessart, hier nimm meine  
Hand! Gott schütze die Heimat, die Leute und das Land. So laßt uns froh...

Aus dem „Heimatbuch DAMMBACH 1241–1991“

### Sommerauer Lied

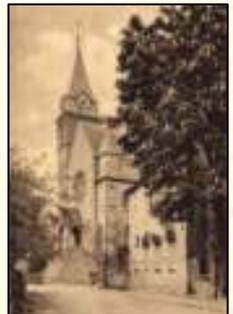
Ein Dörf-lein liegt im Spes-sart-wald, im Tal der El-sa - va; lang  
hin-ge-streckt in blum'-ger Au, um - rahmt von Flur und Wald. Oh  
Dörf-lein klein in sonn' ger Au, wie bist du mir so lieb, so traut; auf  
dich hab' ich mein Glück ge-baut, mein lie-bes Som-mer - au!

2. Hoch überragt das stille Dorf der Andacht schmuckes Haus;  
der Wetterhahn in luft'ger Höh', sucht schönstes Wetter aus.  
Für's Dörflein klein in sonn'ger Au, wie bist du mir so lieb, so traut;  
auf dich hab' ich mein Glück gebaut, mein liebes Sommerau!
3. In Märchenruh, im Grün versteckt, träumt's Schloss von Sommerau;  
die Mauern sahen Freud und Leid des Dorfs an blum'ger Au.  
Oh Dörflein klein in sonn'ger Au, wie bist du mir so lieb, so traut;  
auf dich hab' ich mein Glück gebaut, mein liebes Sommerau!
4. Auf stiller Höh' die Toten ruh'n von Erden Müh und Plag.  
Die alt' Kapell' hält treue Wacht, sie kennt ja all ihr Tun.  
Im Dörflein klein in sonn'ger Au, wie bist du mir so lieb, so traut;  
auf dich hab' ich mein Glück gebaut, mein liebes Sommerau!
5. Und bleibt mir Reichtum auch versagt im Spessartdörflein klein,  
so will ich doch zufrieden sein, denn da bin ich daheim.  
Im Dörflein klein in sonn'ger Au, wie bist du mir so lieb, so traut;  
auf dich hab' ich mein Glück gebaut, mein liebes Sommerau!



Text und Melodie um 1930, von  
Ruprecht Motzel, Lehrer in Sommerau  
Ein Berufskollege von Valentin Pfeifer

Foto um 1930



## Wanderungen im heimatlichen Umfeld von Valentin Pfeifer.

Wer das Umfeld von Eschau und Sommerau näher erkunden will, dem möchte ich zwei Wandertouren vorstellen. Ausgangs- und Endpunkt sind jeweils Sommerau mit Parkmöglichkeit, z.B. am Friedhof oberhalb der alten Pfarrkirche St. Laurentius. Schlussrast im „Löwen“ in Eschau. Das Sommerauer Schloss ist privat und kann leider nicht besichtigt werden. Etappenbilder im Buch.

### Wandervorschlag 1

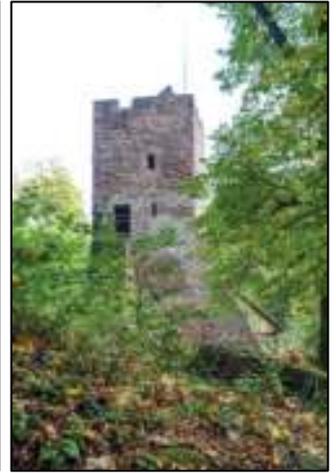
Hesselmühle – Bolender-Kreuz – Schloss Oberaulenbach/Wildgehege – Geishöhe/Einkehr/Aussichtsturm – Burgruine und Weiler Wildenstein – Eschau/ev. Epiphaniaskirche/Hist. Rathaus/Einkehr – Sommerau/Skulpturengarten/“Spessartdom“



Steg über die Elsava bei der Hesselmühle



Aussichtsturm Geishöhe



Ruine Wildenstein

Fotos 2019: Michael Häfner, Dreieich

### Wandervorschlag 2

Kloster Himmelthal – Eichelsbach/Flurkapelle/Kirche St. Barbara/Hochkreuz im Kinzbachgrund – Eschau/ev. Epiphaniaskirche/Hist. Rathaus/Einkehr – Sommerau/Skulpturengarten/“Spessartdom“.



Kloster Himmelthal um 1960 – Klosterkirche St. Sebastian  
Fotos: ob. Bader, Elsenfeld – Kunstdenkmäler Bayern 1925





Ein Blick über das nördliche Sommerau.  
Foto 2008: Alex Heiter



Ein Foto aus der Sommerauer  
Flur in das Wildensteiner Tal.  
Foto 2009: Otto Pfeifer



Ein Blick über den Schafhof auf Eichelsbach.  
Foto 2008: Alex Heiter

# Das Hochkreuz im Kinzbachgrund

## Die Geschichte eines Flurdenkmals



Der Eichelsbacher Kaplan Nikolaus Faulstich verfasste im Jahre 1884 selbst den Bericht über die Weihe des Hochkreuzes im Kinzbachgrund. Darin heißt es, das Kruzifix sei 1551 von einem Unbekannten gestiftet, aber seinerzeit nicht geweiht worden. In einer feierlichen Einweihung geschah dies am 27. April 1554, wobei sich zwei Prozessionen dem Kreuz näherten: eine aus Hobbach und eine aus Eichelsbach.

Wer der Stifter des Kreuzes war, ist bis heute nicht mit letzter Sicherheit geklärt. Eine plausible Geschichte beginnt mit der spätabendlichen Heimkehr des Bäckerlehrlings Johannes Eibert von Hobbach nach Eichels-

bach. Geisterhafte Gestalten versperrten ihm den Weg, worauf er versprach, hier ein Kreuz zu errichten, wenn er heil nach Hause komme. Nach verfügte er aber nicht über die nötigen Mittel dafür, gelangte dann aber nach mehreren Jahren nach Daidesheim in der Pfalz, wo er zu Reichtum kam. Nun ließ er das Kreuz anornnen in Auftrag geben. Der ausführende Pfarrer von Sommerau vergaß die Genehmigung der Forstverwaltung einzuholen, worauf



Das Original des Berichtes über die Weihe des Hochkreuzes im Kinzbachgrund, geschrieben vom Eichelsbacher Kaplan Nikolaus Faulstich aus dem Jahre 1884.

Prozess in Gang kam, an dessen Ende das Kreuz hätte entfernt werden sollen. Durch Einschaltung eines bayerischen Landtagsabgeordneten wurde dies zwar verhindert, jedoch fiel der Name des Stifters Eibert in den Akten.

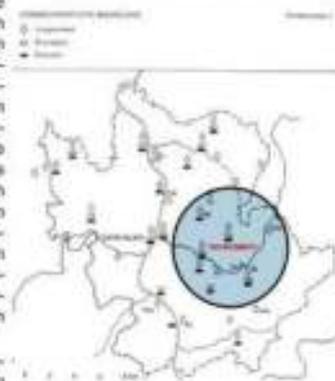


Der Stifter des Kreuzes, Johannes Eibert, im Kreise seiner Familie.

### Die Wüstung „Kinzbach“

Dem Spessart hängt das Klischee an, er sei seit jeher eine menschenleere Waldlandschaft, in der sich höchstens die Räuber tummeln. Tatsächlich war es ganz anders. Große Teile der Region waren unbewaldet und mit Dörfern und Höfen besiedelt. Der Höhepunkt dieser Erschließungsphase war im frühen 14. Jahrhundert erreicht. Danach reduzierte sich die kultivierte Fläche über die Jahrhunderte durch Pestepidemien sowie den Folgen des 30-jährigen Krieges. Insgesamt zählen wir im Spessart über 50 wüstgefallene Siedlungen, die bislang nicht wissenschaftlich bearbeitet wurden.

Eines dieser verschwundenen Dörfer ist die Wüstung Kinzbach, die sich hier im Kinzbachtal befand. Es gibt über Kinzbach bislang keine gesicherte schriftliche Quelle, jedoch eine Reihe von Hinweisen. So sollen um 1900 noch Meumeste gefunden worden sein. Bei der Wiederaufforstung der Freiflächen im Kinzbachtal sei man auf guten Ackerboden gestoßen. Darüber hinaus schreibt der Kleinwiltstädter Benefiziat Heinrich Kilian in seiner 1931 erschienenen Chronik, dass Kinzbach 1333 zur Pfarrei Sommerau gekommen sei und dass der Ort 1555 nach dem Ausbruch der Pest aufgegeben worden sei. Die letzte Bewohnerin müsse seit dieser Zeit im Wald immer als „Kinzbachfressche“ (die Kinzbachfrau) umherspuken, und die Menschen in die Irre führen. Mit der Aufstellung des Hochkreuzes sei diese jedoch verschwunden.



Nach einem Stück Weg errichtet eine Tafel an den aufgegebenen Dorf Kinzbach.



Ein Grenzstein des 18. Jahrhunderts im Kinzbachtal markiert die Grenze zu den Gräfinngeweihten Restungen (zu Schloss Mespelbrunn).

 This cross was erected out of gratitude for having escaped some unknown danger. Perhaps it was the appearance of the ghost of the „Kinzbach Woman“ who had been the last inhabitant of the village of Kinzbach abandoned in 1555. As the cross has been erected in 1551 without permission of the forest administration, there were years of legal dispute to keep it from being torn down.

 Le croix a été érigé pour signifier l'évasion d'un danger. La légende locale parle d'une rencontre avec la „Kinzbachfrau“, qui aurait été la dernière habitante du village de Kinzbach, abandonné en 1555, quelques ans après la guerre des Trente Ans. Les habitants d'Eichelsbach ont érigé ce croix en 1551, et comme ils n'avaient pas demandé l'autorisation de l'Administration des Eaux et Forêts, il y a eu des années de procès pour que le monument n'ait pas été rasé.

### Info-Tafel – Kulturweg

Anmerkung: Pfarrer in Sommerau, von 1866 bis zu seinem Tod, war Eduard Wolz (1833–1898).

Siehe auch: Valentin Pfeifer, Spessart-Sagen, 1948, „Das Kinzbachfraache“ - S. 106-107



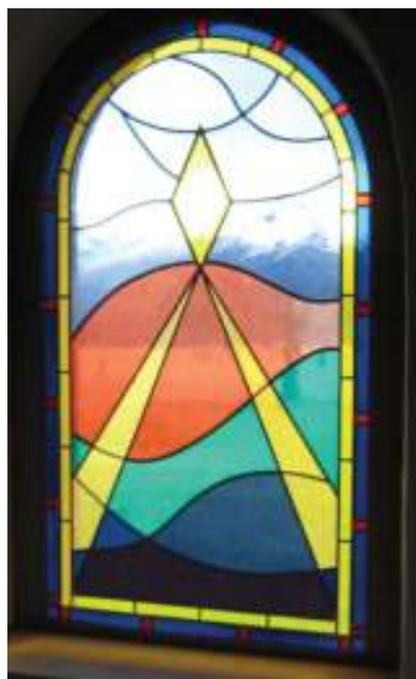
## Die Flurkapelle in Eichelsbach ist ein beliebtes Wanderziel, auch für Sommerauer Leute!

Die Kapelle liegt am fränkischen Marienweg.

Fotos 2010: Otto Pfeifer



Die Fatima-Muttergottes wurde 1954 bei einer Reise in Portugal erworben.



## Die Hesselsmühle - Einst Getreide- Öl- und Sägemühle.

Die Geschichte der Hesselsmühle reicht bis in das 15. Jahrhundert zurück, als sie in einer Bestandsaufnahme von Liegenschaften der Freiherrn von Fechenbach als „Haslismühle“ erwähnt wird. Über die Verstrickung des Hesselsmüllers Jakob Hock in die Bauernaufstände von 1525 und den von ihm veranlassten Überfall auf das Schloss Sommerau hat Pfarrer Caspari berichtet. Im 16. Jahrhundert lässt sich eine Wassernutzung in Form einer Getreidemühle mit Mahlwerk, angetrieben von einem überschlächtigen Wasserrad mit über 3,5 m Durchmesser nachweisen. Zu dieser Zeit trat für den Betrieb einer Ölmühle ein zweites Wasserrad gleichen Ausmaßes hinzu. Ihr Herzstück bestand aus einem



Die Hesselsmühle um 1930



Die Hesselsmühle an der Straße zwischen Sommerau und Hobbach auf einer historischen Aufnahme.

über Transmission angetriebenen Stampfhammer. Ein etwa 4 m langer Hartholzstamm von ca. 30 cm Durchmesser wurde mit Wasserkraft bis zu einem bestimmten Punkt hochgezogen, an dem er sich löste und auf die Ölfrüchte hinab sauste, die auf einer dicken Steinplatte lagen. Die Platte war mit einem Holzkasten eingefasst, damit das Rapsöl aufgefangen werden konnte. Seitlich befand sich ein Auslauf für den Abfluss des Öls,



Ausschnitt der Uraufnahme von 1844

das anschließend am offenen Feuer erhitzt und dadurch haltbar wurde. Ein drittes Wasserrad sorgte schließlich für den Antrieb eines Gatters zum Schneiden von Stammholz. Mit diesen drei Funktionen konnte die Wasserkraft ganzjährig genutzt werden. Als Mahl-, Öl- und Schneidmühle ging die Hesselsmühle 1777 in den Besitz des Franz Anton Baumann über und wurde von seinen Nachkommen über fünf Generationen bis 1925 weitergeführt. Damit endete die Mühlennutzung. Bis 1955 diente das Triebwerk noch zur Stromerzeugung über einen Generator. Im gleichen Jahr ging die Hesselsmühle in den Besitz der Familie Aichinger über, die 1966 ein Gasthaus mit Pensionsbetrieb eröffnete. Die Stromgewinnung aus Wasserkraft wurde 1974 durch den Anschluss an das öffentliche Stromnetz ersetzt. Der 1989 eröffnete Biergarten erfreut sich großer Beliebtheit. Heute ist das Gasthaus mit Biergarten von Familie Manfred Aichinger immer Montags, sowie an verlängerten Wochenenden im Sommer geöffnet.



Das einzige Foto, auf dem das Mühlrad der Hesselsmühle teilweise zu sehen ist (1950er Jahre).



Ansicht von Hobbach kommend, vor der Straßenverlegung, um 1960



Die Hesselsmühle heute.



Fotos unten 5/2020: Otto Pfeifer

Infotafel Kulturweg (Ausschnitt) - Archäologisches Spessartprojekt.

Anmerkung: Die Familie Aichinger hat die Gaststätte geschlossen und das Anwesen 2020 verkauft.

Die Geschichte der Hesselsmühle reicht bis in das 15. Jahrhundert zurück, als sie in einer Bestandsaufnahme von Liegenschaften der Freiherrn von Fechenbach als „Haslismühle“ erwähnt wird.

Siehe auch: Valentin Pfeifer, Spessart-Sagen, 1948, „Der Hesselmüller“ - nicht hier, aber in den Sagen, S. 119-122



## BOLENDER – KREUZ

Standort: An der Straße von Eschau nach Unteraulenbach, gegenüber der Hesselsmühle. – Ersatz für das verschollene Rugkreuz. Errichtet 2007, auf Initiative von Toni Bohlender, Seckmauern. Künstler: Paul Kramer, Großwallstadt.  
Foto 2008: Otto Pfeifer

### *Das Gewissen*

In Eschau war einmal vor vielen Jahren auf Fastnacht beim Tanz ein Mord geschehen und der Erschlagene auf der Wiese, wo man ihn tot gefunden begraben worden. Da die Tat im Dunkeln geschah und außerhalb des Wirtshauses, konnte man nicht sagen, wer der Täter gewesen. Die man als verdächtig eingesetzt hatte, wurden wieder frei gegeben. Auf der Wiese, wo der Erschlagene gefunden und begraben worden, ließ die Gemeinde ein steinernes Kreuz setzen; und die ganze Sache, die anfangs viel von sich reden gemacht, wurde allmählich vergessen.

Mehrere Jahre darauf predigt der Pfarrer eines Sonntags über das fünfte Gebot: Du sollst nicht töten!; denkt aber weder an den Mord, der damals geschehen war, noch an den Mörder. Wie die Kirche aus ist, geht ein Unteraulenbacher an dem Bach hinauf – im Sonntagsanzug, aber ohne Hut. Über dem Bach drüben lag die Wiese, auf der man das Kreuz zum Gedächtnis des Mordes aufgerichtet hatte. Da bemerkte ihn ein Mann, der gerade sein Vieh tränkte und rief ihm nach: „Nachbar, Ihr habt ja keinen Hut auf, wo habt Ihr denn Euern Hut gelassen?“ – „Ach“, antwortet dieser und fährt sich mit der Hand über die Stirne, „der dumme Pfaff hat heute gepredigt, ich hätte auf Fastnacht jenen Mann umgebracht; darüber war ich verstürzt und habe meinen Hut in der Kirche stehen gelassen“. – „Wenn Ihr’s nicht getan habt“, sagte der andere, „so braucht Ihr auch nicht zu erschrecken!“

Der Mann ging seines Wegs weiter, und hat ihn von dieser Stunde an niemand mehr gesehen. Man erzählt aber, er habe daheim in seiner Scheuer sich erhängt und sei von seinen Kindern, um die Schande nicht auf die Familie zu bringen, abgeschnitten und im Scheuertenn eingegraben worden.

Eschauer Heimatbuch von Karl Appel - 1985 – Seite 349–350. Abschrift: Otto Pfeifer

# Burg und Weiler Wildenstein

## Rienecker Gründung im Südpessart



Die Spezialkarte des Nürnberger Paul Pinzger von 1562/64 zeigt Burg Wildenstein mit dem nahe legendären Dorf, die mit „M“ gekennzeichnete Mühle dürfte da liegen, wo nicht viel später Schloss Obenaubach entstand.

1260 und 1271 geschlossen wurden.

An der Seite des Erzbischofs standen dabei die Grafen von Hanau, die innerhalb kürzester Zeit in den Hochadel aufgestiegen waren und heftig an der Erweiterung ihres Territoriums an der Kinzig und in der Wetterau arbeiteten. Die Grafen von Rieneck, die ihren Aufstieg im 12. Jahrhundert unter den staufischen Königen erlebt hatten, fehlte nun, in der Zeit des „Interregnums“ (kein König regierte das Römische Reich deutscher Nation 1254-1273) die Unterstützung.

Merkwürdigerweise erfahren wir nichts von einer Fehde oder von Kriegszügen zwischen Mainz und Rieneck. Das Ergebnis der geschlossenen Vereinbarungen war jedoch stets nachteilig für die Grafen von Rieneck.

Der Bau von Burg Wildenstein ist in der Auseinandersetzung des Erzbischofs Mainz mit den Grafen von Rieneck im 13. Jahrhundert begründet. Es ging um die Vorherrschaft im westlichen Vorspessart zwischen Alzenau und Himmelthal. Die Grafen von Rieneck versuchten, in diesem Gebiet durch den Ausbau von Rodungen, die Anlage von Siedlungen und von Burgen, ihr Territorium auszudehnen. In den Urkunden fassbar wird dieser Konflikt in Verträgen zwischen den beiden Parteien, die zwischen



Die beiden frühen Abbildungen von Burg Wildenstein mit Landschaft stammen von 1749 und (in den 1800er Jahren übertragen) von 1800. Die obere Abbildung zeigt ein noch außergewöhnliches Gebäude, während sich im 19. Jahrhundert eine Ruine präsentiert.



Die Funktion der Burg Wildenstein in der Auseinandersetzung ist unklar. In den Verträgen erscheint eine zweite Burg in Eschau, die schließlich zerstört wird. Darüber hinaus wechselte Wildenstein zwischen 1260 und 1271 mehrmals den Besitzer, wird zerstört und wieder erneuert. In diesem Zusammenhang wird die Burg 1266 erstmals mit Namen Wildenstein genannt. Abschließend bleiben den Grafen von Rieneck die Besitztümer um Eschau erhalten. Die Weichen für die Zukunft werden mit dem Heiratsvertrag zwischen Rieneck und Hanau im Jahr 1272 gestellt. Damit war den Hanauern ein weiterer Schritt bei der Erweiterung ihres Einflusses gelungen, der, wie erhofft, nach 1559 zu einem erheblichen Zugewinn aus dem rieneckischen Erbe nach deren Aussterben führte.



Im frühen 20. Jahrhundert ist die Burg Wildenstein bereits Ausflugsziel für „Sommerfräcker“, die den Spessart besuchen. Die Ruine entwickelte sich zum Postkartenmotiv.



Die Burg Wildenstein heute ist die einzige teilweise erhaltene mittelalterliche Burganlage im inneren Spessart.



Eine Postkarte aus der Zeit um 1900 zeigt Burg und Dorf Wildenstein als Touristenziel an.

Wildenstein nach Klingenberg gelang ihnen nicht - hier kam ihnen das Mainz-Erzstift zuvor.

Unter den Grafen von Erbach, die 1559 in Eschau das Erbe der Grafen von Rieneck antraten, verlagerte sich das Leben weg von der Burg in den Ort Eschau. Militärisch hatte die Burg seit der Entwicklung der Feuerwaffen im 15. Jahrhundert ihre Funktion verloren, da die Mauern einem Beschuss nicht widerstanden. Zunächst noch von einem Anmann bewohnt, verfiel das Gebäude immer mehr, und wurde nicht mehr instand gesetzt - im Gegenteil, wohl manches Gebäude der Umgebung dürfte später mit gehauenen Steinen der Burg errichtet worden sein.

Der Weiler Wildenstein unterhalb der Burg erscheint schon auf der Pinzgerkarte um 1562 (siehe links oben). Über seine Geschichte ist bislang wenig bekannt. Sicher auch beeinflusst von der umtriebigen „Villa Elzava“ unter der Leitung von Dr. Wehsag setzte auch in Wildenstein im frühen 20. Jahrhundert der Spessart-Tourismus ein, der die Bewohner dazu brachte, ein „Touristenheim“ zu eröffnen.



Die Burghunde Wildenstein erfüllen das verlassene Gelände durch Veranstaltungen zu neuem Leben.

Seit mehreren Jahren machen sich die Burghunde Wildenstein um die Sanierung der arg mitgenommenen Ruine verdient. Sie befestigen marode Mauerteile sowie den Turm, rücken Burg Wildenstein durch Veranstaltungen wieder in den Blickpunkt des Interesses und tragen somit zum Erhalt der über 700 Jahre alten Anlage bei.



Wildenstein castle owes its origin to a power struggle between the archbishopric territory of Mainz and the counts of Rieneck from 1260 to 1271. The Rieneck side unsuccessfully attempted to expand its territory by clearing the forest, installing new settlements and, above all, by building castles. Another attempt to broaden their power base together with the counts of Hanau and Erbach also failed when, after the demise of the house of Rieneck in 1559, its territory was split up. The counts of Erbach inherited the lands around Wildenstein. For a number of years now the „Burghunde Wildenstein“ historical society has been working to restore the poorly preserved ruins of the castle.



Pour comprendre l'histoire de la fondation du château fort de Wildenstein, il faut bien étudier les années 1260 à 1271, époque du conflit entre les archevêques de Mayence et les comtes de Rieneck. Ce qui y joua le rôle le plus important, c'était la contestation au sujet de la suprématie dans l'Ouest du Spessart. Le dessein des comtes de Rieneck: défrichage du territoire, fondation de villages, mais surtout de châteaux forts - tout cela pour aggrandir leur territoire. Cet essai n'a pas réussi. De même que les comtes de Hanau et d'Erbach, ceux de Rieneck s'efforcèrent vers une concentration de pouvoirs plus solide. L'année décisive dans l'histoire de cette dynastie: en 1559, la maison s'est éteinte: ce qui a suivi, c'était la répartition du comté de Rieneck. C'étaient les comtes d'Erbach qui ont hérité du territoire autour de Wildenstein. Aujourd'hui, il y a un groupe actif qui, depuis quelques années, s'occupe de l'assainissement du château fort de Wildenstein, malheureusement tombé presque en ruine. L'Association des Amis du château fort de Wildenstein.

Infotafel Kulturweg

Siehe auch: Valentin Pfeifer, Spessart-Sagen, 1948, u.a. „Der Hannes-Jakob von Hobbach“ - S. 192



Der Weiler Wildenstein im Frühlingskleid um 1960.



Ansichtskarte von Wildenstein um 1910



Burgfreunde Wildenstein. Foto 2014: Otto Pfeifer

# Schloss Oberaulenbach

## Sitz der Familie von Mairhofen



Das Schloss Oberaulenbach erscheint in der Region nie in militärischem Kontext. Es dürfte von Beginn an für die Repräsentation errichtet worden sein, wobei es mehrmals den Besitzer wechselte. Der Ursprung von Gebäude und dem umgebenden Besitz lag in einer so genannten Forsthub, einer für die Waldgebiete üblichen Verwaltungseinheit, die hier zunächst dem Deutschen Ritterorden diente und 1483 zusammen mit der Kommande (= Verwaltungsbezirk) Stadtprozelten an das Erzbistum Mainz überging.



An der Stelle des Schlosses Oberaulenbach ist auf der Spessartkarte des Nürnbergers Paul Pfinzing von 1602/94 eine Mühle (M) eingezeichnet.

Die Anfänge des Schlosses Oberaulenbach dürften - wie bei der Sichtung des Baubestandes während der Renovierung 1912 festgestellt wurde - in das 15. Jahrhundert zurückgehen. Zugemauerte Schießscharten weisen auf den Wehrcharakter des Gebäudes hin, das für jene Zeit in Verbindung mit der Familie Pfeil von Aulenbach gebracht wird. Auf der Spessartkarte



Auf einer Karte der Gemarkung des Markhölchen Territoriums von 1746 ist das Schloss Oberaulenbach abgebildet.

des Nürnbergers Paul Pfinzing von 1562/94 ist zwar die Burg Wildenstein deutlich eingezeichnet, Oberaulenbach hingegen fehlt. Statt dessen findet



Die Schwanztür des Schlosses Oberaulenbach heute.

sich an dieser Stelle ein Mühlengebäude. Dieses unterscheidet sich in der Darstellung deutlich von den übrigen Mühlen der Pfinzingkarte wie z. B. von der nahe gelegenen Hesselmühle (Hesselm.), weil sich hier eine Ummauerung feststellen lässt. Vielleicht stand das Gebäude zur Zeit der Kartenherstellung in seiner Bedeutung mehr als Mühlenstandort im Vordergrund denn als Wohnsitz der Familie Kotwitz von Aulenbach. Diese Familie, die Oberaulenbach bis 1693 besaß, gab die architektonischen Grundzüge bis heute vor. In diesem Jahr wurde das Schloss an den Kurlmainzer Kanzler Maximilian Freiherr von Mairhofen verkauft.

Die Familie von Mairhofen besitzt das Schloss noch heute. Zusammen mit den beiden anderen Herrschaftsbauten nahe Oberaulenbach, Schloss Sommerau und Burg Wildenstein wurde auch Oberaulenbach in den Bauernkriegen und im 30-jährigen Krieg schwer in Mitleidenschaft gezogen. Zum Zeitpunkt des Verkaufs an die Freiherren von Mairhofen befand sich das Anwesen in ruiniertem Zustand.



Postkarte aus dem frühen 20. Jahrhundert mit dem Schloss Oberaulenbach. Richtiglich besitzt mit Unteraulenbach. Ein Herrschaftsverhältnis über den Weiler Unteraulenbach ist seit dem 15. Jahrhundert nicht nachweisbar.



Das Schloss Oberaulenbach wurde 1912 grundlegend saniert und dabei eingestürzt.

Das Schloss Oberaulenbach wurde 1912 grundlegend saniert und dabei eingestürzt. Im frühen 20. Jahrhundert wurde das Elsassvital durch die tatkräftige Hilfe von Dr. Wehsarg zu einem Ausflugsziel für erholungsbedürftige Städter. Vor diesem Hintergrund wechselte der Charakter des Schlosses Oberaulenbach vom Herrschaftssitz zum reizvollen Landschaftsbild. Oberaulenbach muss stets in Verbindung mit dem Stadtschloßchen in Klingenberg gesehen werden, das die Kotwitz von Aulenbach 1693 an die Familie von Mairhofen verkauften und das bis zum Ende des Alten Reiches im Jahr 1803 das wirtschaftliche Zentrum der Herrschaft darstellte. Nach einer Phase des Wechsels entschied man sich zum Bleiben in Oberaulenbach und führte 1912 eine aufwändige Sanierung durch, die dem Gebäude eine charakteristische Note des frühen 20. Jahrhunderts hinzufügte.

Das Stadtschloßchen der Familie von Mairhofen in Klingenberg wurde im 18. Jahrhundert erbaut.



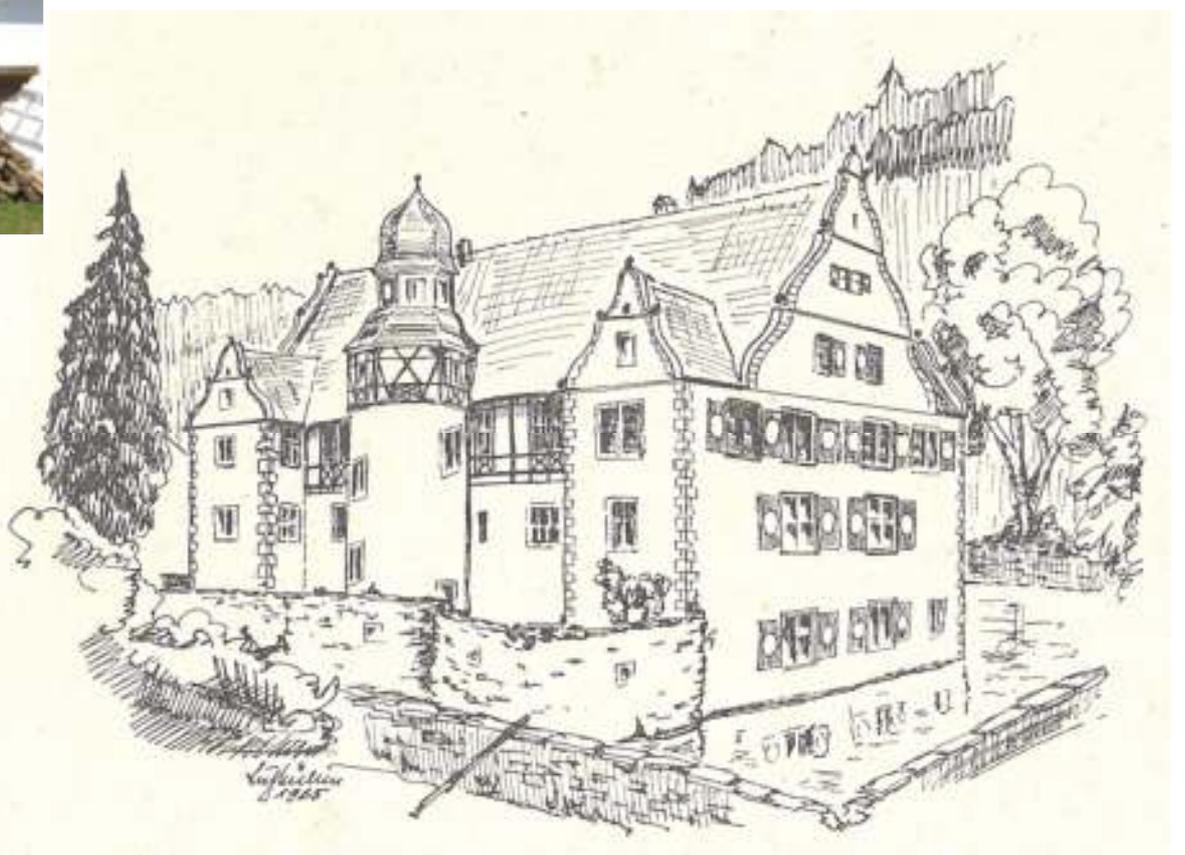
The castle of Oberaulenbach was never of any military importance for the region. Right from the beginning it seems to have been erected for representation. Several phases of rebuilding with changing ownerships have much affected the exterior, but its character has been preserved as a castle protected by a water-filled moat. The original building and surrounding property were set up as the centre of a forest administration district (Waldhuben) of the Mainz territory. Since 1693 the castle has been in possession of the von Mairhofen family.

Ce qui caractérise le château entouré d'eau d'Oberaulenbach, c'est le phénomène qu'il n'était jamais d'une importance militaire quelconque pour la région. Dès le début, il était probablement destiné à la représentation, à un train de vie élevé. Quant à son intérieur, il faut constater qu'il y a eu des transformations considérables (passé aux propriétaires successifs), mais ce qu'on a laissé dans le même état, c'était le caractère d'un château entouré d'eau. Concernant les motifs de sa construction, il faut les chercher dans l'histoire des archevêques de Mayence et de leur essai de bien administrer leur territoire basé du Spessart: on a créé des «Forsthuben», c'est-à-dire des districts administratifs forestiers, et Oberaulenbach pouvait en avoir été un centre. C'est la famille noble de Mairhofen qui possède le château depuis 1693.



1693 verkaufte Georg Philipp Kottwitz von Aulenbach das Schloss an den kurmainzischen Oberamtmann zu Klingenberg August Maximilian Freiherr von Mairhofen.  
Foto: Main-Echo um 1995

Madonna  
im Hof  
- 1756 -



Zeichnung von Lutz Nüllen



Schloss Oberaulenbach, Eingangseite. Fotos 2009: Otto Pfeifer



**Sommerau-  
Oberaulenbach**  
Alte HsNr. 65  
Ausschnitt aus  
der Ur-Aufnahme  
von 1844



## Otto Pfeifer – Großneffe von Valentin Pfeifer

Am 24. April 1948 wurde ich, als Sohn der Sommerauer Landwirts-Eheleute Emil Pfeifer (1913–1954) und Johanna Pfeifer geborene Englert (1921–2002), im Kreis-krankenhaus Obernburg geboren. Obernburg war damals Kreisstadt des Landkreises Obernburg. Meine jüngeren Brüder sind Heinrich und Karl Pfeifer.



Foto: Heinz Linduschka, Elsenfeld

Die Volksschule in Sommerau besuchte ich von 1954 bis 1962. Mutter Johanna wünschte sich sehr, nachdem Vater Emil schon 1954 verstorben war, dass ich das landwirtschaftliche Hofgut übernehmen sollte. Doch zunächst wollte ich einen Beruf erlernen. In Obernburg bei den „Glanzstoff-Werken“ begann ich im September 1962 eine Ausbildung zum Maschinenschlosser (3 ½ Jahre). Danach war ich bis zu meinem Grundwehrdienst in Wildflecken und Veitshöchheim (1/1969–6/1970), in den Hauptwerkstätten der „Glanzstoff“ beschäftigt. Nach dem Wehrdienst nahm ich im Juli 1970 dort wieder die Arbeit auf. Ab 01.06.1971 bis zum Beginn eines Maschinenbaustudiums (3 Semester) in Weilburg a. d. Lahn, im September 1971, war ich bei der Firma Möser in Kleinauheim bei Offenbach im Maschinenbau beschäftigt. Nach dem Abschluss zum Maschinenbautechniker im Januar 1973, fand ich in meinem früheren Unternehmen, das mittlerweile als „Enka Glanzstoff“ firmierte, eine Anstellung im zentralen Ingenieurbüro und arbeitete dort genau 33 Jahre bis zum Ruhestand im März 2006, im Maschinen- und Anlagenbau.

Seit Februar 1973 bin ich verheiratet. Meine Frau Gertrud geborene Schwab, stammt aus Elsenfeld. Wir haben drei Kinder, eine Tochter und zwei Söhne.



Im Juni 2007 war ich mit dem Fahrrad zu einer unvergesslichen Pilgerreise nach Santiago de Compostela in Spanien aufgebrochen. Etappenziele waren u.a. Taize, Le Puy-en-Velay, Conques und Lourdes. Der Weg über die Pyrenäen führte über den Somport-Pass nach Jaca in Spanien, Kloster San Juan de la Peña, Monreal, Puente la Reina, Burgos, Leon usw. Weitere Etappenziele auf der Rückfahrt waren z.B. Kap Finisterre, Muxia, Gijón, Bilbao, San Sebastián, Urrugne, Biarritz, Nevers, Vezelay, Verdun, Metz, Saarbrücken usw. Die Reise wurde dokumentiert.



Im Sommer 2009 war das Ziel der Pilgerreise die Ewige Stadt Rom. Die Reise führte über Füssen, Reutte, den Fern- und Reschenpass nach Meran, Bozen, Trient, Verona, Ostiglia am Po, Bologna, Florenz, Arezzo, Cortona, Assisi zum Ziel nach Rom. Die Rückreise erfolgte mit der Bahn bis Rosenheim und von dort auf dem Fahrrad zurück nach Sommerau. Auch diese Reise wurde dokumentiert.

Die Leidenschaft zu meiner Heimat, habe ich wohl von meinem Großonkel Valentin mitbekommen. Das Ergebnis ist anschließend aufgelistet.

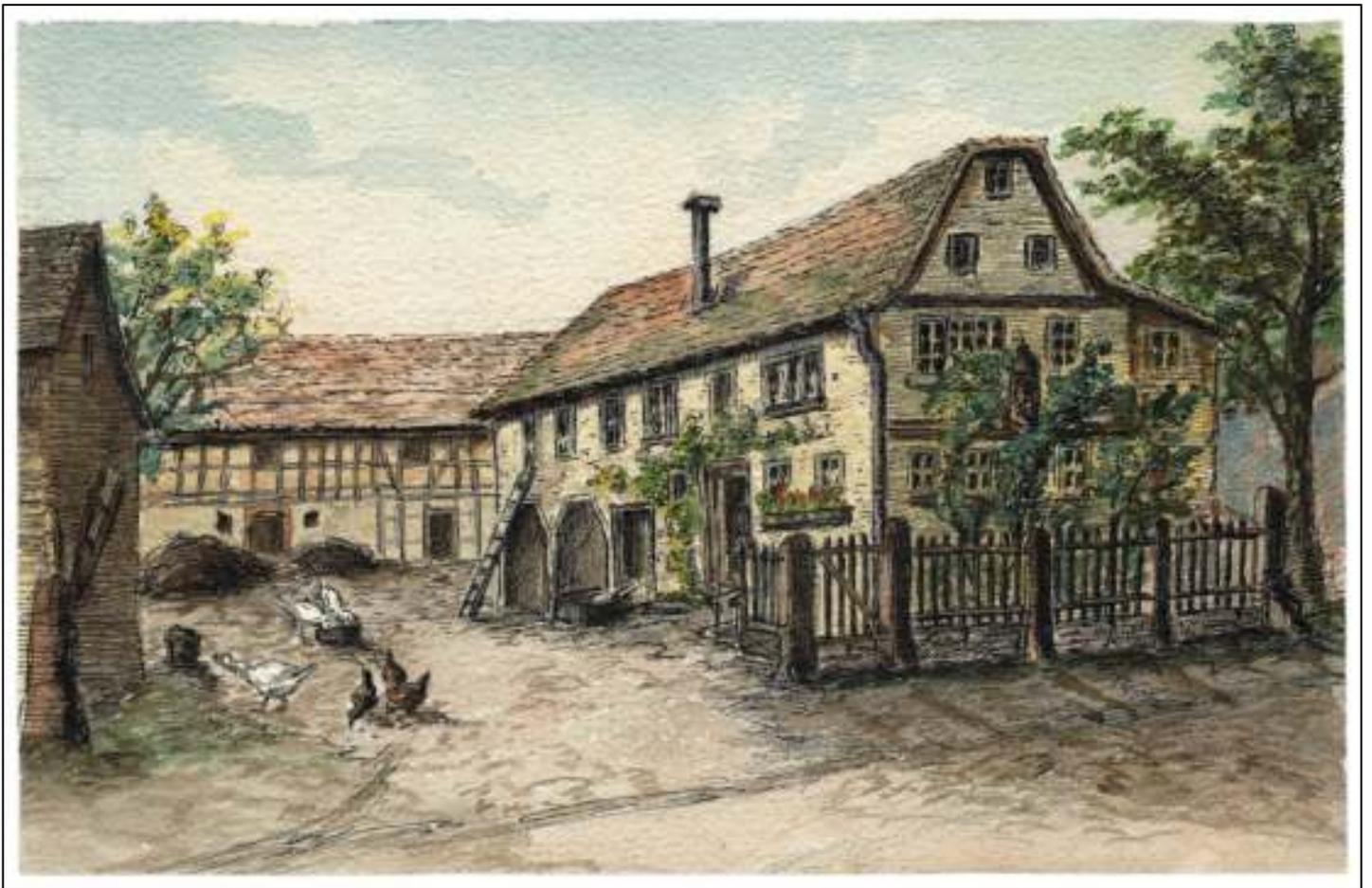
### Buchprojekte im Selbstverlag:

- „Historisches Häuserbuch von Sommerau“ von 2010
- „Die Geschichte der Pfarrei und der Kirchen St. Laurentius Sommerau“ von 2012
- „Chronik der Familie Pfeifer Sommerau“ von 2017
- „Sommerau im Spessart“ – Bildband von 2020

Sommerau, im November 2021

Otto Pfeifer

## Stammhof der Familie PFEIFER in Sommerau



Zeichnung/Aquarell aus dem Album des ersten Sommerauer Ehrenbürgers (1907) Valentin Pfeifer in Köln.

Die Zeichnung ist nicht signiert, aber vermutlich um 1906 von Mary Wehsarg gezeichnet.

## DIE LITERARISCHEN WURZELN DES SPESSARTDICHTERS VALENTIN PFEIFER

von Alexander Karpf

An eine einzige Begegnung mit Valentin Pfeifer kann ich mich erinnern. Es muss im Spätsommer 1963 oder im darauffolgenden Frühjahr gewesen sein. Mit meiner Großtante Elisabeth Pfeifer war ich in Aschaffenburg unterwegs, als wir ihren Cousin Valentin trafen. Die beiden hatten sich viel zu erzählen und für mich, den nicht einmal vier Jahre alten Buben, war das recht langweilig. Deshalb drängte ich Tante Elis mehrmals zum Weitergehen. Schade, war es doch für mich die letzte Gelegenheit diesen interessanten Mann zu treffen. Seine Tage waren gezählt.

Heute wohne ich ganz in der Nähe der nach dem ehemaligen Rektor der Volksschule Aschaffenburg-Damm benannten Pfeiferstraße und die Erforschung der Geschichte von Valentin Pfeifer ist mir zu einer Herzensangelegenheit geworden. Allerdings ist das so eine Sache mit dem Namen und der Person Valentin Pfeifer. Denn der Rektor und Spessartdichter war schon der dritte Träger dieses Namens mit Wurzeln in Sommerau, bei dem Verbindungen zu literarischen Größen und Begegnungen mit zeitgeschichtlichen Persönlichkeiten eine Rolle spielte. Die außergewöhnliche unauflöslich miteinander verwobene Geschichte der drei Namensvettern lohnt einer genauen Betrachtung und beginnt schon im November 1763 in Sommerau.

### VALENTIN PFEIFER – DER MERCATORE (1763-1840)



Der erste Valentin kam auf dem Stammhof der Familie Pfeifer zur Welt. Die Pfeifers waren seit Generationen in Sommerau im Spessart ansässig und dort nach den Freiherren von Fechenbach und dem Baron von Mairhofen die größten Landbesitzer. Wie sein Nachfahre der Spessartdichter, war dieser Valentin nicht dazu berufen Bauer zu werden. Man schickte ihn aufs Gymnasium der Franziskaner nach Miltenberg, das er aber schon nach zwei Jahren verließ, um in Mainz seine Gymnasialzeit zu beenden und anschließend die Universität zu besuchen. Nach dem Studium verdingte er sich bei dem Mainzer Kammerherrn Baron von Harff als Hauslehrer und unterrichtete dessen Kinder. Die Familie von Harff besaß bei Monschau das höchstgelegene Wasserschloss der Eifel. Erwähnenswert ist, dass Valentins Schülerin Charlotte von Harff einen Freiherren von Stauffenberg heirateten sollte. Sie wurde zur Urahnin von Claus Schenk von Stauffenberg, der durch sein Attentat auf Adolf Hitler tragische Bekanntheit erlangte.

Nach drei Jahren wechselte Valentin Pfeifer Wohnort und Beruf. Er ging nach Amsterdam und wurde ein erfolgreicher Kaufmann und Reeder. Im Sommerauer Kirchenbuch ist er bei einem Taufeintrag als „*Mercatore in Amsterdam*“ vermerkt. Im Januar 1797 ehelichte er Maria Agnes Weyll (1772-1856), Tochter des Kölner Rangschiffers Johann Christian Weyll (1724-1798) und dessen Ehefrau Anna Katharina geborene Hofbauer (1732-1819) aus Mainz.

Der Mercatore Valentin Pfeifer verheiratete seine älteste Tochter Maria Georgina (1797-1863) mit Wilhelm Kiderlen (1798-1870), dem Sohn eines Tuchmachers aus Ulm. Der Schwiegersohn war Konsul in Amsterdam für das Königreich Württemberg. Als König Wilhelm I. von Württemberg gemeinsam mit Kronprinz und Prinzessinnen die Stadt besuchte, durften die Kiderlens der adeligen Familie die Sehenswürdigkeiten zeigen und speisten täglich mit den Hoheiten. Als Dank erhielten sie, wie im Märchen, einen kostbaren Brillantring und der König verlieh Wilhelm von Kiderlen einen Adelstitel. Die mitgereiste Prinzessin Sophie von Württemberg heiratete später Wilhelm III.,

den König der Niederlande. Diese Ehe war allerdings alles andere als glücklich. Doch das ist eine andere Geschichte.

Literarisch interessant ist, dass Wilhelm von Kiderlen einen jüngeren Bruder Namens Wilhelm Ludwig Joseph hatte. Der begleitete im Jahr 1832 den spätromantischen Schriftsteller Nikolaus Lenau (1802-1850) auf seiner Reise nach Amerika. Lenau war der herausragende lyrische Dichter Österreichs im 19. Jahrhundert und ist in der deutschsprachigen Literatur als typischer Vertreter des Weltschmerzes bekannt. Wilhelm Ludwig Joseph Kiderlen (1813-1877) selbst wanderte 1836 endgültig in die Vereinigten Staaten aus, war dort im diplomatischen Dienst, als Herausgeber und Redakteur mehrerer deutscher Zeitungen und als Schriftsteller tätig. Von ihm stammt das Werk *„Geschichte der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. 1497 bis 1837“*. In der Gesamtausgabe des Briefwechsels zwischen Karl Marx und Friedrich Engels wird Wilhelm Ludwig Joseph Kiderlen, neben den schon aufgezählten Berufen, als aktiver Anhänger der Whig-Partei geführt.

Im Leben der jüngsten Tochter des Mercatore – Lilla Pfeifer (1813-1868) – gibt es ein engmaschiges Beziehungsgeflecht zu den Hauptvertretern der deutschen Romantik. Denn im Jahr 1836 trat Lilla Pfeifer im Frankfurter Kaiserdom mit Georg Franz Melchior Brentano (1801-1852) vor den Traualtar. Georg war der Sohn des Franz Dominicus Maria Joseph Brentano (1765-1844) und der Johanna Antonia Josepha von Birkenstock (1780-1869), genannt Toni. Lillas Schwiegervater Franz Brentano war das Oberhaupt der Familie Brentano und auch Chef des gleichnamigen Frankfurter Handels- und Bankhauses. Franz stammte aus der ersten Ehe des dreimal verheirateten Peter Anton Brentano (1735-1797). Hätte der Kaufmann Franz Brentano nicht das vom Vater ererbte Vermögen gemehrt und für seine Halbgeschwister Clemens Brentano und Bettina von Arnim geborene Brentano gut verwaltet, so wäre deren Leben in anderen Bahnen verlaufen.

Lilla Pfeifer heiratete also in eine Familie ein, deren Verdienste um Deutschlands Kunst und Kultur ihresgleichen suchen. Beginnen wir bei Maximiliane von La Roche (1756-1793), der zweiten Frau von Peter Anton Brentano und Franz' Stiefmutter. In seinen jungen Jahren schwärmte Goethe für die „Maxe“ und musste mit ansehen, wie sie von ihrer Mutter, der Schriftstellerin Sophie von La Roche (1730-1807), mit dem wesentlich älteren, verwitweten Kaufmann Brentano verheiratet wurde. Den Schmerz darüber verarbeitete der junge Dichter in seinem Roman *„Die Leiden des jungen Werthers“*. Darin verlieh er der Lotte, der weiblichen Hauptfigur des Romans, Maximilianes schwarze Augen. Aus der Ehe von Maximiliane und Peter Anton gingen zwölf Kinder hervor, die allesamt Onkel und Tanten von Georg Brentano und nach der Hochzeit auch die Verwandtschaft von Lilla waren.

Das von der Brentano-Großmutter Sophie von La Roche herrührende literarisch-künstlerische Talent, sie schrieb mit der *„Geschichte des Fräuleins von Sternheim“* den ersten von einer Frau veröffentlichten deutschsprachigen Roman, spielte im Leben der Kinder Maximilianes eine dominierende Rolle. An erster Stelle ist hier selbstverständlich Clemens Brentano (1778-1842) zu nennen. Gemeinsam mit Achim von Arnim (1781-1831) begründete Clemens Brentano die Heidelberger Romantik. Die Freunde arbeiteten in Heidelberg an ihrer Volksliedersammlung *„Des Knaben Wunderhorn“* und sie gaben die *„Zeitung für Einsiedler“* heraus.

Unvergessen ist auch Bettina Brentano (1785-1859), die 1811 Achim von Arnim ehelichte und die ebenso als bedeutende Schriftstellerin gilt. In den Jahren zwischen 1804 und 1809 wirkten auch der rheinische Publizist Joseph Görres (1776-1848) und der Altphilologe Friedrich Creuzer (1771-1858) im schaffensfreudigen Freundeskreis der Heidelberger Romantiker. Zum letztgenannten Friedrich Creuzer gab es später in Heidelberg eine indirekte Verbindung mit Lillas Brüdern Valentin und Emil Pfeifer. Erzählenswerter ist aber die Liebesbeziehung Creuzers, obwohl mit einer anderen Frau verheiratet, zu der romantischen Dichterin Karoline von Günderrode. Die erste große Liebe der Karoline von Günderrode war der Jurist Friedrich Carl von Savigny, der sie in den Kreis

der Romantiker einführte. Da ihre Liebe zu Savigny unerfüllt blieb, wendete sie sich Kreuzer zu, der sie aber letztendlich verlies. Aus Kummer darüber erdolchte sie sich selbst, am Ufer der Rheins, in Winkel im Rheingau.

Zum Heidelberger Kreis, obwohl nicht in der Stadt anwesend, zählten zudem die Brüder Jacob (1785-1863) und Wilhelm Grimm (1786-1859), die auf Anregung von Clemens Brentano und Achim von Arnim mit ihrer Sammlung von Kinder- und Hausmärchen begannen.

Für Lilla Brentano-Pfeifer stand die Beziehung zu zwei Familienzweigen der Brentanos im Vordergrund. Einmal zum Freund und Schwager von Clemens Brentano, dem Rechtsgelehrten und preußischen Staatsminister Friedrich Carl von Savigny (1779-1861) und dessen Frau Kunigunde Brentano (1780-1863), genannt Gunda. Daneben zu Clemens Brentanos Bruder Christian (1784-1851) und zu dessen Frau Emilie geborene Genger (1810-1882), die in Aschaffenburg lebten. Lilla führte mit den Savignys in Berlin einen ausgedehnten Schriftwechsel. Neben den familiären Grüßen und Nachrichten bat sie den „*lieben Oncle*“ um seine Fürsprache am preußischen Königshof, damit ihr Schwiegersohn Franz Ignaz Schwerdt (1830-1916) so bald wie möglich zum Professor ernannt werden möge. Ihre brieflich vorgetragene Bitte hatte Erfolg und Schwerdt bekam seine Anstellung als außerordentlicher Professor für klassische Philologie in Münster.

Mit ihrer angeheirateten Tante Emilie Brentano, die später mit Unterstützung von Joseph Merkel, dem Aschaffener Hofbibliothekar, Professor und Freund der Familie Brentano, die gesammelten Schriften von Clemens Brentano herausgab, stand Lilla Brentano-Pfeifer in engem Briefkontakt. Da der Inhalt eines Briefes besonders schön ist, soll hier ein Absatz daraus zitiert werden:

*„Liebe Tante, sei so gut in meinem Nahmen dem lieben H Merckel, der so herzlich die Liebe die er zu meinem Georg hatte, auf mich u. meine Kinder übertragen, auch die Verlobung mit zu theilen, und ihm zugleich zu sagen, wie mich seine warme Anhänglichkeit bewegt, ich wollte es selbst thun, konnte es nicht, gleich treten mir die Thränen in den Augen, selbst jetzt sehe ich nichts mehr.“*

Als ob es nicht schon genug wäre, mit all den großen Poeten der Romantik und den mannigfaltigen Verbindungen, geht es munter weiter. Warum der Mercatore Valentin zwei seiner Söhne ins romantische Heidelberg zum Schulbesuch schickte, just um die Zeit als die Brüder Grimm begannen ihre Märchen zu veröffentlichen, kann man nur mutmaßen. Doch sicherlich hatte er dafür gute Gründe. Planvoll ging er auch später vor, als mit einigem Geschick die Ehe der Tochter Lilla mit dem Sohn des reichen Frankfurter Kaufmannskollegen Franz Dominicus Brentano beförderte.

Im Gegensatz zu seinen Halbgeschwistern, war dieser, Handelsmann und Schöffe Franz Dominicus, ein eher sachlicher Vertreter der Brentanos. Dessen Ehefrau Antonia von Birkenstock jedoch war eine ausgewiesene Liebhaberin der schönen Künste. Die Toni genannte Frau Schöff Brentano verstand es im Haus der Familie in Winkel im Rheingau Größen aus Kultur und Politik um sich zu versammeln. Als Antonia nach dem Tod ihres Vaters, des österreichischen Diplomaten und Beamten Johann Melchior Edler von Birkenstock (1738-1809), dessen umfangreiche Kunstsammlung auflöste, lernte sie Ludwig van Beethoven in Wien kennen.

Die wertvollsten Kunstwerke aus dem Nachlass von Antonias Vater stellten die Brentanos in ihrem Hauptwohnsitz an der Neuen Mainzer Straße aus. Das im klassizistischen Stil erbaute Anwesen war zu jener Zeit stets ein Mittelpunkt im geistigen und gesellschaftlichen Leben der Stadt Frankfurt. Auch hier sah man, wie im Brentanohaus in Winkel, den Dichturfürsten Goethe, die Brüder Grimm und den Freiherrn vom Stein ein- und ausgehen. Aber auch Fürstprimas Karl von Dalberg oder die Brüder Boisserée gehörten zu den Gästen.

In der Fachwelt ist man sich übrigens uneinig, ob es sich bei Toni Brentano um die „*Unsterbliche Geliebte*“ von Beethoven handelt, die das musikalische Genie als „*Mein Engel, mein alles, mein ich*“ verehrte. Belegt ist, dass Goethe einige Zeit im Brentanohaus in Winkel verbrachte und dort an seinem Reisebericht die „*Italienische Reise*“ arbeitete. Er widmete seinem trauten Winkel die Verse: „*Wasserfülle, Landesgröße, heit'rer Himmel, frohe Bahn, Diese Wellen, diese Flöße, landen auch in Winkel an –*“

Das Haus in Winkel erbten Georg und Lilla Brentano-Pfeifer. Es kann gut sein, dass Lilla ihre Briefe an dem Schreibtisch verfasste, welchen ihre liebe Schwiegermutter Johann Wolfgang von Goethe für dessen literarische Ausflüge zur Verfügung gestellt hatte. Lillas Gatte Georg durfte bereits als Vierzehnjähriger den Freund seiner Eltern, den großen Goethe, persönlich in Wiesbaden besuchen. Goethe berichtete von diesem Zusammentreffen in einem Brief an die Mutter Antonia: „*Unser kleiner Freund wird hoffentlich meine schönsten Grüße überbracht haben, ich muß ihm das beste Zeugniß geben. Er hat sich als ächt katholischer Christ, ohne sein Gewissen zu beschweren, mit einem rein protestantischen Heiden, sich recht traulich benommen. Seine Gegenwart ist mir deshalb aufregend, unterhaltend und belehrend geworden.*“

Im „*Lebensbild der Frau Schöff Johanna Antonia Brentano*“ schreibt der Autor: „*Die Ehe der Frau Antonia wurde mit fünf Kindern gesegnet. Der ältere Sohn, Georg Franz Melchior Brentano, in seiner Jugend ein verwegener Reiter und ein gewaltiger Nimrod, heiratete eine reiche Holländerin.*“ Hier ist anzumerken, dass Lilla Pfeifer – die reiche Holländerin – nicht in Amsterdam, sondern während der Napoleonischen Zeit, im dreijährigen Exil der Pfeifers in Offenbach geboren worden war. Das Adjektiv „*reich*“ können wir aber durchaus so stehen lassen. Mit der Hochzeit verbanden sich, in den Brentanos und den Pfeifers, zwei Familien der Oberschicht. Tante Bettina von Arnim sah, nebenbei bemerkt, das jugendliche Ungestüm des ältesten Sohns ihres Bruders Franz recht kritisch.

Der Mercatore Valentin Pfeifer selbst starb im Jahr 1840 in Frankfurt am Main. Er ist dort auf dem Hauptfriedhof, neben seiner Ehefrau Maria Agnes und dem jüngsten Sohn Eugen bestattet. Das Grabdenkmal befindet sich ganz in der Nähe der Gruftenhalle, wo Tochter Lilla und viele Brentanos, beziehungsweise Brentano-Pfeifers ihre letzte Ruhestätte gefunden haben. Valentins Sohn Emil schrieb vom „*kolossalen Vermögen*“ welches der Vater hinterlassen hatte. Im Stile eines Märchens könnte man das Leben dieses Valentin auch so betiteln: „*Vom Bauernsohn der auszog um in der Fremde sein Glück zu suchen und als gemachter Mann zurückkehrte.*“

#### VALENTIN PFEIFER – DER UNTERNEHMER (1837-1909)



Ein Sohn des Mercatore Valentin war der Familienstammhalter Emil Pfeifer (1806-1889) - Foto links. Dessen Lebensweg würde alleine ein Buch füllen. So gründete er die erste Rübenzuckerfabrik am Rhein die noch heute unter der Marke „*DIAMANT*“ Zuckerprodukte herstellt, und eines der drei großen Zuckerunternehmen in Deutschland ist. Emil nutzte seine gute Ausbildung und das vom Vater ererbte Vermögen um mit Rübenzucker den Reichtum zu mehren. Sein mit Zucker erworbenes Geld investierte er in die aufstrebende Motorenindustrie und war mit seinem Sohn Valentin Geldgeber und Anteilseigner der Gasmotorenfabrik Deutz, die 1872 von dem Motorenerfinder

Nikolaus August Otto (1832-1891) und dem Ingenieur Eugen Langen (1833-1895) in eine Aktiengesellschaft umgewandelt wurde. Emil Pfeifer wirkte bis zu seinem Lebensende als Aufsichtsratsvorsitzender der „*Gasmotoren-Fabrik Deutz AG*“.

Seinen Sohn, der 1837 geboren wurde, nannte er nach dem Großvater: Valentin. Auch Emil Pfeifer ermöglichte dem Sohn Valentin eine hervorragende Ausbildung. Emil beteiligte Valentin von Anfang an an den Unternehmungen im Bereich der Zucker- und der Motorenindustrie. So wurde Valentin Pfeifer ein Unternehmer durch und durch, der sich diese Berufsbezeichnung als Beifügung redlich verdiente. Aus seinem Leben gäbe es vieles zu berichten. Beispielsweise, wie er die Aufsichtsratsitzung leitete, als Ettore Bugatti seinen Kraftwagen dem Gremium der Gasmotorenfabrik Deutz präsentierte. Aber dabei wollen wir es belassen und wieder zu den literarischen Aspekten zurückkehren, die unseren Spessartdichter Valentin beeinflusst haben könnten.



Der Unternehmer Valentin Pfeifer heiratete im Mai 1866 in Köln die 24 Jahre alte Hedwig Amalie Adelheid Matzerath (1843-1911). Die Verbindung stand unter einem guten Stern, denn sie führten zeitlebens eine glückliche Ehe. Valentin und Hedwig bereisten entfernte Länder und ergänzten sich in vielfältiger Art und Weise. Valentins Schwiegervater Christian Joseph Matzerath (1815-1876), ein studierter Jurist, war Geheimer Regierungsrat und Mitglied der Direktion der Köln-Mindener-Eisenbahn-Gesellschaft. Neben seiner erfolgreichen beruflichen Laufbahn schlug sein Herz aber für die Lyrik.

Er betrieb geschichtliche und literarische Studien und veröffentlichte 1838, bei Johann Georg Cotta in Stuttgart, eine Sammlung seiner Gedichte. Gemeinsam mit dem Poeten und Philologen Karl Simrock und dem Lyriker Ferdinand Freiligrath (1810-1876) gab er in zwei Jahrgängen, 1840/41, das „*Rheinische Jahrbuch für Kunst und Poesie*“ heraus. Matzeraths Freund Freiligrath war der führende Dichter der rheinischen Spätromantik und später der führende Dichter der Deutschen Revolution 1848/49.

In den Gedichten von Christian Joseph Matzerath setzte sich das Werk der Romantiker fort und spannte im familiären Umfeld den Bogen zwischen gefühlsbetonter Schaffenskraft und unternehmerischem Geist. Dieses Spannungsfeld brachte den Unternehmer Valentin und seine Frau Hedwig dazu, die Aufmerksamkeit auf den Ursprung ihres großen Glückes zu richten. Valentin, der seinen Großvater, den Mercatore Valentin, nur noch aus fernen Kindheitstagen und von schönen Erzählungen kannte, wollte ihm in dessen Heimat ein Denkmal setzen. Die Gelegenheit bot sich, als aus dem Spessart ein Hilferuf ins ferne Rheinland drang. Die Pfarrgemeinde von Sommerau befand sich in großer Not. Das alte Kirchlein St. Laurentius war zu klein geworden und zeigte sich in bedauernswertem Zustand. In dieser Kirche hatten einst der Mercatore Valentin und erst wenige Jahre zuvor der Spessartdichter Valentin Pfeifer das Sakrament der Taufe empfangen.

So geschah es, dass der Unternehmer Valentin, der evangelisch getauft war, aus tiefster Überzeugung, und unterstützt von seiner katholischen Frau Hedwig, sich mit Nachdruck für einen Kirchenneubau einsetzte. Große Geldbeträge fanden ihren Weg in die Spessartgemeinde und Hedwig ging noch weiter. Sie besorgte bei einem befreundeten Architekten Pläne, die veranschaulichten wie man eine Kirche zweckmäßig und doch imposant erbauen könne. Darüber hinaus warb Hedwig in der weitverzweigten Familie um finanzielle Unterstützung des Projektes. Wie bei den Geschwistern ihres Mannes Valentin fand sie auch bei Otto von Brentano di Tremezzo Gehör. Der Notar und spätere Hessische Justizminister sowie Reichstagsabgeordneter hatte ein Herz für die katholische Sache. Fand doch 1893 unter seinem Vorsitz der 4. Hessische Katholikentag in Offenbach statt. Otto von Brentano war verheiratet mit seiner weit entfernten Verwandten Lilla, der Tochter des Philologen Franz Ignaz Schwerdt und dessen Frau Marie Agnes Brentano. Wie es der Name Lilla schon vermuten lässt, war Lilla Schwerdt-Brentano die Enkelin von Lilla Brentano-Pfeifer und der Mercatore Valentin Pfeifer war ihr Urgroßvater.

„*In dankbarer Anerkennung seiner hochherzigen Spenden zum hiesigen Kirchenbau*“, dem Neubau der Kirche St. Laurentius verlieh die Gemeinde Sommerau im Jahr 1907 dem Zucker- und Motorenindustriellen Valentin Pfeifer die Ehrenbürgerwürde. Bürgermeister Vinzenz Frieß und

„Bürger“ Gustav Pfeifer überreichten Valentin Pfeifer in Köln persönlich das Diplom und ernannten ihn zum ersten Ehrenbürger der Spessartgemeinde.

VALENTIN PFEIFER – DER SPESSARTDICHTER  
(1886-1964)



Der Spessartdichter Valentin hatte den Unternehmer Valentin schon in seiner Kindheit kennengelernt. Als sein Vater Theodor Pfeifer am 31. Dezember 1898 Neujahrsgrüße an den reichen Vetter nach Köln sandte und vom schrecklichen Tod des Sohnes Emil durch Hitzschlag bei der Feldarbeit berichtete, nutzte der 12-jährige Valentin die Gelegenheit um seinem Namensvetter Glückwünsche zukommen zu lassen. In gestochen scharfer Schönschrift schrieb er die folgenden Verse, an denen man erkennen konnte, dass da in Sommerau ein Poet heranwuchs:

*„Glück und Wonne, Himmelsseggen.  
Ströme immer Ihnen entgegen;  
Heiter in Zufriedenheit  
Fließe Ihre Lebenszeit!*

Bevor wir uns voll und ganz unserem Spessartdichter Valentin zuwenden, müssen wir, um die zeitliche Abfolge einzuhalten, noch einmal zur Familie von Lilla Brentano-Pfeifer zurückkehren. Ein Sohn aus ihrer Ehe mit Franz Georg Melchior Brentano war Emil Georg. Sein Pate war Lillas Bruder Emil Pfeifer. Es scheint kein Zufall gewesen zu sein, dass dieser Emil Georg die Tochter von Wolfgang Müller von Königswinter (1816-1873) kennenlernte und heiratete. Der rheinische Poet Müller gehörte mit seinen Balladen und Romanzen, Sagen und Märchen, zu den vielgelesenen Dichtern der Spätromantik. Er war bis zu seinem Tod mit Christian Joseph Matzerath und Ferdinand Freiligrath befreundet. Im Todesjahr Müllers, der hauptberuflich Arzt und Mitglied des Vorparlaments in der Frankfurter Paulskirche war, erschien seine Abhandlung „*Das Haus der Brentano*“. Darin erzählte er aus dem Leben von Clemens Brentano und Achim von Arnim, der Freundschaft von Bettina Brentano und ihrer Freundin Karoline von Günderrode, von den Brentanoschwwestern Lulu und Meline und von vielen ihrer berühmten Zeitgenossen, sowie Orten und Begebenheiten die wir schon kennengelernt haben. Der Umstand, dass Emil Georg Brentano-Pfeifer und Antonie „Tony“ Johanna Emilie Müller (1857-1883) zueinanderfanden, steht sicherlich in Verbindung mit diesem romantischen Werk. Und sicherlich auch mit der Rheinromantik, die ohne Clemens Brentano und seine 1800 in Jena entstandene Ballade „*Lore Lay*“ undenkbar ist.

Im Jahr 1912 veröffentlichte Franz von Brentano, der Sohn von Emil Georg und Tony, die Erzählung seines Großvaters, „*Das Haus der Brentano*“. Diese Erzählung, „*welche er vor einiger Zeit auf dem Speicher des alten Landhauses zu Winkel aus einer verstaubten Ecke gerettet hatte*“, als Buchroman. Er tat dies, um „*...den Pflichten und der Dankbarkeit gegenüber dem vorgenannten Verfasser dieser Romanchronik als Vertreter der Familie wie als Enkel in etwa gerecht zu werden.*“ Franz von Brentano, den Enkel von Wolfgang Müller von Königswinter, hatte der Kaiser mittlerweile in den Adelsstand erhoben. Als seinen Vormund hatten die Eltern Otto von Brentano di Tremezzo eingesetzt.

Jetzt aber weiter in das Jahr 1920. Da erschien zu Weihnachten in Aschaffenburg der erste Band der Spessartmärchen des Lehrers Valentin Pfeifer, mit den einleitenden Worten: „*Es war einmal – als mir noch die Sonne der Kindheit leuchtete. Das saß ich auf meinem Schemel am warmen Ofen daheim bei Vater und Mutter. Draußen vor den Fenstern lag die kalte, schwarze Winternacht. Und im hellen Schein der Stehlampe versammelten sich Eltern und Nachbarn. Der Vater drehte den*

*Haspel, die Mutter spann und erzählte dabei allerlei Geschichten und Märchen. Einige davon stehn in diesem Büchlein. Möchten sich Kinder daran freuen und auch Erwachsene, die gerne zurückdenken ins Blütenland der Jugend!“*

Im Jahr 1920, als die Spessartmärchen veröffentlicht wurden, führte man in Paris noch Friedensverhandlungen und die tiefe Trauer um die Millionen Toten des 1. Weltkrieges war allorts spürbar. Der Kapp-Putsch und der Ruhraufstand füllten die Nachrichtenblätter und sorgten für Angst und Bestürzung. Es gab kaum Vorzeichen der Goldenen Zwanziger Jahre. Da setzte der Aschaffenburgs Lehrer Valentin Pfeifer mit seinen romantischen Märchen ein Zeichen gegen die Gefühlskälte des Krieges und gegen die Not, die Deutschland und Europa noch immer fest im Griff hatte.

Es liegt eine merkwürdige Analogie darin, dass der Lehrer und kommende Spessartdichter Valentin Pfeifer dies gut 100 Jahre nach Erscheinen der Märchen der Brüder Grimm tat. Wilhelm Grimm war genau 100 Jahre vor Valentin zur Welt gekommen. Es sind mehr als die zeitlichen Aspekte, die einen nachdenklich machen. Denn auch 1815 war man gerade erst dabei, das gegen Ende immer unerträglicher werdende Schreckensregiment Napoleons aufzuarbeiten und in Wien „*tanzte der Kongress*“. Damals, wie 1920, begannen die Menschen das Trauma der Kriegsnot zu überwinden und die Märchen aus der guten alten Zeit waren Balsam für ihre Seelen. Valentin Pfeifer stand mit seinen Märchen und als entfernter Verwandter der Brentanos in der Traditionsfolge der Brüder Grimm.

Und Valentin hörte nicht auf mit seinen Märchen und Sagen gegen den Zeitgeist anzuschreiben. Er tat dies, als die Verrohung des deutschen Volkes durch den Nationalsozialismus fürchterliche Ausmaße annahm. Er ging den geraden Weg, auch wenn er als Lehrer im öffentlichen Dienst gezwungen war sich nach außen hin anzupassen. Dabei halfen ihm sein Glaube und viele gute Gespräche mit seinem Vetter Dr. Karl Pfeifer, Pfarrer der Kirche St. Josef in Aschaffenburg-Damm. Dass solche Unterhaltungen nicht ungefährlich waren, verdeutlichen die Erzählungen meiner Mutter Inge. Immer wenn sie mit Tante Elis, vom Zuhause im Hotel Georgi aufbrach, um den Pfarreronkel in Damm zu besuchen, wechselten die Erwachsenen bei kritischen Themen ins Französische.

Valentin fuhr auch fort seine Märchen zu erzählen, als Deutschland aus den Trümmern neu entstand und Adenauer in Bonn Heinrich von Brentano (1904-1964) zum Bundesminister des Auswärtigen der Bundesrepublik Deutschland beförderte. Als überzeugter Europäer trieb Heinrich von Brentano, ein Sohn von Otto von Brentano di Tremezzo und dessen Frau Lilla geborene Schwerdt-Brentano, die Wiederaufnahme seines Landes in die Staatengemeinschaft voran. Und Valentin erlebte wie Heinrichs Bruder Bernhard von Brentano (1901-1964) zu literarischen Höhen aufstieg. Der Schriftsteller und Erzähler Bernard von Brentano, ein Freund von Joseph Roth und Bertolt Brecht, empfing schon 1936, im Exil in der Schweiz von Thomas Mann großes Lob für sein Hauptwerk „*Theodor Chindler*“. 1943 erschien seine biografische Würdigung August Wilhelm Schlegels „*Geschichte eines romantischen Geistes*“, die ihn als Romantiker wie seine berühmten Ahnen zeigte.

Es gibt noch eine Gemeinsamkeit zwischen den beiden Brüdern Bernard und Heinrich von Brentano und dem Spessartdichter Valentin Pfeifer. Alle drei verstarben im Jahr 1964 und hinterließen der Nachwelt ein unvergängliches Erbe.

Aus Dank für seine Lebensleistung benannten Aschaffenburg und Sommerau Straßen nach Valentin Pfeifer. In Eschau gibt es die Valentin-Pfeifer-Schule und auf dem Waldfriedhof in Aschaffenburg befindet sich das Ehrengrab des Lehrers und Spessartdichters. Besonders hervorzuheben ist, dass er

zum zweiten Ehrenbürger Sommeraus ernannt wurde. Somit trägt der erste und der zweite Ehrenbürger der Gemeinde Sommerau den Namen Valentin Pfeifer.

*„UND WENN SIE NICHT GESTORBEN SIND, SO LEBEN SIE NOCH HEUTE.“*

Mit diesem Satz enden viele Märchen. Natürlich sind alle genannten Personen schon lange tot. Trotzdem leben sie, ihre Geschichte und ihre Geschichten in der Erinnerung weiter. So sollen auch zwei mündlich überlieferte Geschichten den Abschluss dieses Aufsatzes bilden.

Die erste dreht sich um die Eltern des Spessardichters Valentin Pfeifer. Seinen Vater Theodor und seine Mutter Eva. Die beiden lebten als Halbcousin/e auf benachbarten Pfeifer-Höfen in Sommerau und sie heirateten einander im Jahr 1876. Es fehlte ihnen an Geld für die Gründung einer eigenen Hofstelle und so war guter Rat teuer. Glücklicherweise lebte in Frankfurt der wohlhabende Onkel Eugen Pfeifer (1816-1896), der jüngste Sohn des Mercatore Valentin. Mit Kutsche und Eisenbahn fuhren sie zum Onkel in die große Stadt. Theodor war sehr erleichtert als der reiche Verwandte seine Unterstützung zusagte. Doch auf der ganzen Heimfahrt nagte der Grund der Reise an Eva. Als die Eheleute von Eichelsbach herunterkommend den Künzbach überquerten, nahm Eva ihren Hut und warf ihn mit den Worten *„Eine Bettelfrau braucht keinen Hut“* erzürnt in den Bach. Glücklicherweise überwand Eva ihren Stolz und schenkte ihrem Sohn Valentin, im grünen Haus links des Ortsausgangs nach Hobbach, den Schatz der Märchen und Sagen.

Die andere Geschichte handelt von meinem Urgroßvater Eugen Pfeifer (1858-1916), Evas Bruder. Seinen zwei Brüdern folgend wanderte er 1881 nach New York aus. Doch es gefiel ihm nicht in der amerikanischen Metropole, wo er im Keller unter einer Treppe schlafen musste und ihm Ratten den Platz streitig machten. Gleich im nächsten Jahr kehrte Eugen mit dem Schiff zurück. Auf dem Nachhauseweg stellte er sich in Köln bei den verwandten Unternehmern Emil und dessen Sohn Valentin Pfeifer vor und bat um Anstellung in der Zuckerfabrik. Seinem Wunsch wollten sie nicht entsprechen, doch sie sagten ihm ihre Hilfe zu. Und wieder war es wohl Onkel Eugen in Frankfurt, der sich in Rücksprache mit seinem Kölner Bruder großzügig zeigte. Mit dem Geld, das er vom Onkel erhielt, kaufte mein Urgroßvater ein landwirtschaftliches Gut in Aschaffenburg. Ein paar Jahre später wollten zwei Steinmetzunternehmer sein Anwesen erwerben, denn sie planten für die Soldaten des Prinzregenten Luitpold eine neue Kaserne zu errichten. Das Angebot war gut und so kam es, dass Eugen Pfeifer Haus und Hof verkaufte. So wurde der Landwirt zum Gastwirt und zog mit seiner Familie auf die andere Seite der Würzburger Straße. Nur wenige Jahre später veräußerte er auch die Gastwirtschaft und wurde Privatier. 1904 schloss er sich der 1. Bayerischen Pilgerfahrt nach Jerusalem an und lebte danach bis zu seinem Tod in der Aschaffenburg-Bustellstraße. Seine jüngste Tochter wurde meine Großmutter und eine der älteren Töchter war meine Großtante Elisabeth. Sie war ihr Leben lang einzig mit ihrem Beruf als Handelslehrerin verheiratet, besaß daneben ebenfalls eine dichterische Ader und illustrierte ihre Geschichten mit einigem Geschick selbst. Meiner lieben Tante Elis ist dieser Aufsatz gewidmet.

Heute stellt sich mir die Frage, wie viel der Spessardichter Valentin Pfeifer von den familiären Beziehungen zu den genannten Poeten wusste. Was war meiner Großmutter Therese und meiner Großtante Elis von der so facettenreichen Pfeifer-Geschichte bekannt? In dieser Welt werde ich die Antwort darauf wohl nicht mehr erhalten. Doch wer weiß, in schönen Märchen ist alles möglich und die Erzählungen finden immer ein gutes Ende.



Familie des Mercatore i. R. Valentin Pfeifer mit Ehefrau Maria Agnes geborene Weyll in Oberrad 1835.



Familie des Unternehmers Valentin Pfeifer, Ehrenbürger von Sommerau, und Ehefrau Hedwig geb. Matzerath.

## ***„Im schönsten Wiesengrunde ...“ - Die Elsava.***

Wo das Tal sich hinlehnt an die Hänge der Berge, wo es, aufwärtssteigend, die ersten Wälder erreicht, da liegen die Quellen. Unter dunklen Bäumen die eine, die andere ganz einsam im äußersten Wiesengrund. Aus unbekanntem Tiefen steigen sie empor und fließen ihre Bahn, harmlos, munter, bis die Stunde der Vereinigung gekommen ist. Wo mögen die unterirdischen Adern entspringen? Wo mögen die letzten verborgenen Geburtsstätten sein?



Ein Quellbach kommt aus dem Herzen des Spessartwaldes, – die Elsava. Sie grüßt ein Dorf, das ihren Fluten Durchlaß bietet, – Sommerau. Und sie grüßt das Haus in dem vor Jahrzehnten meine Wiege, die Wiege meines Vaters Emil, meines Großvaters Heinrich und Großonkels Valentin gestanden, – mein Elternhaus.

Aus dem Buch – IGNATIUS KLUG - SEIN WERDEN UND WIRKEN –, 1931, von Hermann Josef Klug (1893–1974), beide Enkel des Sommerauer Lehrers Johann Adam Klug (1800–1867). Abschrift: Otto Pfeifer. Im letzten Absatz von mir angepasst.

Die – ELSAVA-QUELLE – bei  
Mespelbrunn-Hessenthal.  
Foto: Otto Pfeifer



Im Spessart –  
zwischen der Geishöhe und Wildenstein.  
*... wo die Buchen grüne Schirme tragen ...*

Foto: Michael Häfner, Dreieich

## Schlusswort / Anhang

Dieses Buch entstand während der Coronavirus - Pandemie 2020/21.  
Auch unsere Vorfahren wurden schon durch Epidemien und Seuchen heimgesucht.

### So wütete beispielsweise auch die Pest in unserer Gegend:

Valentin Pfeifer berichtet in den *Spessart-Sagen*, dass der Ortsgrundherr jeden Tag vom Schloss über Sommerau blickte, und zu guter Letzt nur noch drei Schornsteine im Ort rauchen sah. Das Dörfchen Kinzbach, im oberen Kinzbachgrund, das zur Pfarrei Sommerau gehörte, ist durch diese Seuche vermutlich bereits im 16. Jahrhundert ausgestorben.

Dazu aus den *Spessart-Märchen* von 1920, von Valentin Pfeifer, folgende Geschichte:

### *Der Totengräber*

Einmal zog eine ansteckende Krankheit durchs Land und streckte die Menschen scharenweise auf die Totenbahre. Und bald lagen die Leichname überall umher, doch niemand begrub sie.

Nun war in dem Dorf ein Mann, der schätzte noch den alten Glauben, dass die Seelen nimmermehr heimfindet zur ewigen Ruhe, hat der Leib kein ehrlich Grab. Und er fing an, die Toten zu begraben, Tag für Tag und trug keine Sorge, dass auch ihn die Krankheit ergreifen und dahinraffen könnte. Und es mögen tausende gewesen sein, die er in die kühle Scholle senkte.

Die Seuche verschwand wieder und die Menschen vergaßen wie immer das Leid und lebten vergnügt.

Und wie jener Mann starb, wollte fast niemand seinen toten Leib geleiten dort den Hügel hinauf in den Garten des Friedens. Der Mann war arm und was er einst getan, war vergessen.

Aber siehe! Als die Totenlade abgeholt wurde, gingen dahinter eine Menge Leute, schwarz und still und es mögen tausende gewesen sein, die in stummer Teilnahme dem armen Mann Ehre erwiesen.

Und die Einwohner starteten aus den Häusern auf den langen Trauerzug und konnten den sich nicht erklären. Wie aber der Arme begraben war, verschwanden auf einmal die vielen Trauerleute.

Also waren all die Toten gekommen, denen der Mann eine Ruhestatt gegraben hatte, und sie gaben den Dank, dessen die Lebenden vergaßen.

Quelle: Spessart-Märchen, 1920, von Valentin Pfeifer.

Otto Pfeifer



«Postdoktor» und Leichenkarren

Eine Zeichnung aus dem Eschauer Heimatbuch 1985, von Lehrer Lutz Nüllen.

## *Deutschloand im Corona-Fiewer*

Mier hewwe alles im Griff –  
Oufoangs hot mer des gemoad,  
jetzt hewwe mer de Saload.

Die Zoahl der Infizierte ständich steicht,  
die halb Wält hot der Virus scho erreicht.  
Schule wänn geschlosse,  
grouße Fäste oafach falle losse.

Im leere Stadion wädd gekickt,  
die Zuschauer hot mer vorsichtshalwer hoamgeschickt.  
Unn ich deet wette,  
in Deitschloands Hotälls gab`s noch nie sou viel leere Bette.

Reisebusse bleiwe leer,  
oam Himmel fehlt de Fluuchvekehr.  
Leit wou die Ärwed liewe,  
wänn oafach kroank geschriewe.

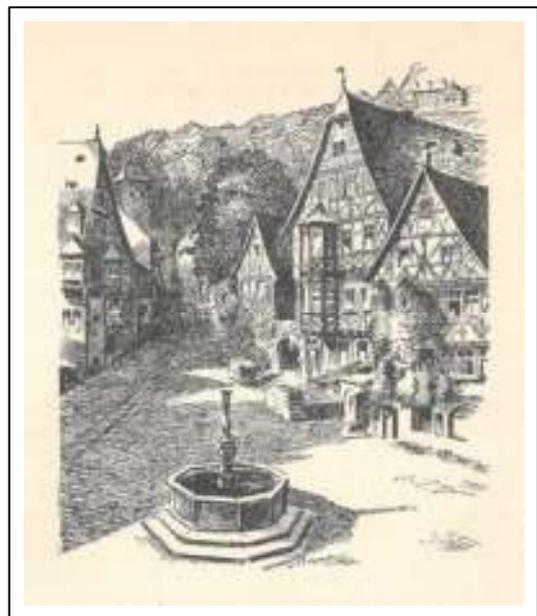
Es boangt Alt unn Jung,  
Hoamsterkäuf soann oan de Doachesordnung.  
Koaner dutt vestäih.  
Wie sell`s weirrer gäih?

Mier isses net zum lache,  
a di Bolitik, die Ärzte unn die Forscher  
däffe sich Gedoanke mache.

Karl Schmitt, Volkersbrunn - 12.03.2020



Bauerngehöft im Spessart  
von Alois Bergmann-Franken, Glattbach



Miltenberg, Schnatterloch